Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Dritter Theil.

1793 — 1796.

Schillers
Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Dritter Theil.

1793—1796.

Leipzig.
Verlag von Veit & Comp.
1859.

1 7 9 3.

Jena, 11. Januar 1793.

Tausend gute Wünsche zum neuen Jahr, lieber Körner, und uns allen viel frohen Muth und Gesundheit. Mit mir geht es jetzt beim Eintritt der gefährlichen Zeit noch ganz erträglich, und eine Beschäftigung, die mich äußerst interessirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen. Oft wünsche ich, daß mir meine Gesundheit auch nur so lang bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist. Du wirst Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet, sonst hätte ich Dir schon etwas daraus vorgelegt. Besitzest oder weißt Du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn nebst fünf oder sechs schlechten Compendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer aus derselben möchte ich gern noch mehrere Schriften nachlesen. Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten

Kupfer von Raphael, Correggio u. a. Stücken, wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt Du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch.

An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde, und vielleicht giebt es einen Stoff für Dich, sie auf die Musik anzuwenden.

S.

Dresden, 18. Januar 1793.

Ich habe Dich in Verdacht, daß Du nur durch die Rückkehr der Zeit Deiner letzten Anfälle Dich zu Besorgnissen über Deine Gesundheit verleiten lässest. Vielleicht giebt es medicinische Gründe an solche Epochen zu glauben; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß nicht tausend Umstände, deren Einfluß man kennt, die Wirksamkeit einer unbekannten Ursache, von der man nur einen dunklen Begriff hat, überwiegen sollten. Warum soll eine Witterung, die Dir im December nicht schädlich gewesen ist, im Januar gefährlicher werden? Sind zwei Erfahrungen, daß Du im Januar krank geworden bist, zu einem Schluß von Ursache und Wirkung hinreichend? Und willst Du Dich durch den Gedanken einer bloßen Möglichkeit im freien Genuß Deines Lebens stören lassen?

Auf Deinen Kallias werde ich immer begieriger.

Du scheinst diesen Stoff in seinem weitesten Umfange bearbeiten zu wollen. Von Büchern über Kunst wüßte ich Dir außer den genannten nur folgende etwa zu Deinem Behuf vorzuschlagen, als: Hogarth über die Schönheitslinien, Hagedorn Betrachtungen über Malerei, Duclos réflexions sur la peinture et la poésie, Lessings Laokoon, Herders kritische Wälder, die neue französische Encyklopädie, Reynolds Vorlesungen in der englischen Akademie der Künste (die in Weisses Bibliothek der schönen Wissenschaften einzeln stehen, auch meines Wissens zusammengedruckt sind), D'Argenville Leben der berühmtesten Maler, Vasari vie des peintres ꝛc., Sandrarts Akademie der Künste, die vorzüglichsten Reisen nach Italien, als: la Lande, Volkmann, Moritz.

Kupfersammlungen, nach Raphael und andern, würden Dir sehr hoch zu stehen kommen. Raphaels Gemälde sind von Marc Antonio gestochen, und diese Stiche werden sehr geschätzt. Besonders wichtig für Deinen Zweck, däucht mich, wären die Raphaelschen Logen, aus denen die meisten Arabesken entlehnt sind. Hier zeigte er die Macht des feinsten Gefühls für schöne Formen unabhängig von einer denkbaren Idee. Er wußte das Auge dem Verstande zum Trotz zu ergötzen. Solltest Du nicht in Weimar diese Logen zu studiren Gelegenheit haben? Für Architektur habe ich gar keine literarische Kenntniß. Von den vorzüglichsten Werken in Italien hat Piranesi treffliche Kupfer geliefert. Volpato ist ein neuerer, aber mir nicht so lieb als Piranesi. Des hiesigen Architekten

Weinlig Briefe über Italien könnten Dir vielleicht interessant sein.

Musea von alten Kunstwerken sind gewiß auf der jenaschen Bibliothek, und das Herculanum findest Du vielleicht in Weimar. Doch halte ich Gypsabgüsse und Abdrücke von Gemmen für brauchbarer, als die selten getreuen Kupferstiche. — Es ist schade, daß wir nicht hier beisammen sind, wo Du so manchen Stoff zu Beobachtungen dieser Art fändest.

Ueber Musik empfehle ich Dir Rousseaus Dictionnaire. Suche die Artikel auf, die nicht das Detail der Kunst betreffen, und Du wirst wenigstens Stoff zum weiteren Nachdenken finden. Was mir noch sonst von brauchbaren Büchern einfällt, werde ich Dir schreiben.

Ob ich auf Ostern nach Leipzig kommen werde, ist sehr zweifelhaft, da uns die zerbster Tante besuchen will.

Vor etlichen Tagen schrieb sie mir, daß der Onkel mir noch seinen besten Ring, seine Uhr und seinen Degen vermacht hat. Er war also wenigstens nicht unzufrieden mit mir, und dies bringt mich auf den Gedanken, daß er etwa mit ihr eine heimliche Verabredung meinetwegen getroffen hat, wovon ich mündlich erst hören werde. Doch rechne ich darauf nicht. Das Pezoldsche Manuscript über Magnetismus hast Du noch nicht zurückgeschickt.

K.

Jena, 25. Januar 1793.

Bis jetzt ist, ob ich mich gleich nicht zum Besten befunden habe, doch kein Sturm gekommen, und es sind nun sechs Tage über die Zeit, in der mich der vorjährige Paroxysmus anfiel. Meine Besorgniß war keine Muthlosigkeit, keine bloße hypochondrische Grille. Ich bin sehr zu katarrhalischen Uebeln geneigt, welche der Winter vorzüglich herbeiführt, und meine beiden Entzündungsfieber sind katarrhalisch gewesen. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Ich muß also den Winter ebenso sehr in Rücksicht meiner Brust, als den Sommer und Frühling in Rücksicht auf meine Krämpfe fürchten. Ich bin da in eine saubere Alternative gesetzt, und jedes Zeichen im Thierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit. Und doch ist das Beste, was ich vernünftig wünschen kann, noch lange so zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, daß es zum Schlimmern geht.

Meine Beschäftigungen halten mich gottlob noch ziemlich aufrecht. Die Untersuchungen über das Schöne, wovon beinahe kein Theil der Aesthetik zu trennen ist, führen mich in ein sehr weites Feld, wo für mich noch ganz fremde Länder liegen. Und doch muß ich mich schlechterdings des Ganzen bemächtigt haben, wenn ich etwas Befriedigendes leisten soll. Die Schwierigkeit, einen Begriff der Schönheit objectiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren,

so daß die Erfahrung ihn zwar durchaus bestätigt, aber daß er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Gültigkeit gar nicht nöthig hat, — diese Schwierigkeit ist fast unübergehbar. Ich habe wirklich eine Deduction meines Begriffes vom Schönen versucht, aber es ist ohne das Zeugniß der Erfahrung nicht auszukommen. Diese Schwierigkeit bleibt immer: daß man mir meine Erklärung nur darum zugeben wird, weil man findet, daß sie mit den einzelnen Urtheilen des Geschmacks zutrifft, und nicht (wie bei einer Erkenntniß aus objectiven Principien doch sein sollte) sein Urtheil über das einzelne Schöne in der Erfahrung deswegen richtig findet, weil es mit meiner Erklärung übereinstimmt. Du wirst sagen, daß dies etwas viel gefordert sei; aber so lange man es nicht dahin bringt, so wird der Geschmack immer empirisch bleiben, so wie Kant es für unvermeidlich hält. Aber eben von dieser Unvermeidlichkeit des Empirischen, von dieser Unmöglichkeit eines objectiven Princips für den Geschmack kann ich mich noch nicht überzeugen.

Es ist interessant zu bemerken, daß meine Theorie eine vierte mögliche Form ist, das Schöne zu erklären. Entweder man erklärt es objectiv, oder subjectiv; und zwar entweder sinnlich-subjectiv (wie Burke u. a.), oder subjectiv-rational (wie Kant), oder rational-objectiv (wie Baumgarten, Mendelssohn und die ganze Schaar der Vollkommenheitsmänner), oder endlich sinnlich-objectiv: ein Terminus, wobei Du Dir freilich jetzt noch nicht viel wirst denken können, außer wenn Du die drei an-

deren Formen mit einander vergleichst. Jede dieser nachgehenden Theorien hat einen Theil der Erfahrung für sich, und enthält offenbar einen Theil der Wahrheit; und der Fehler scheint nur der zu sein, daß man diesen Theil der Schönheit, der damit übereinstimmt, für die Schönheit selbst genommen hat. Der Burkianer hat gegen den Wolfianer vollkommen recht, daß er die Unmittelbarkeit des Schönen, seine Unabhängigkeit von Begriffen behauptet; aber er hat unrecht gegen den Kantianer, daß er es in die bloße Affectibilität der Sinnlichkeit setzt. Der Umstand, daß bei weitem die meisten Schönheiten der Erfahrung, die ihnen in Gedanken schweben, keine völlig freie Schönheiten, sondern logische Wesen sind, die unter dem Begriff eines Zweckes stehen, wie alle Kunstwerke und die meisten Schönheiten der Natur, — dieser Umstand scheint alle, welche die Schönheit in eine anschauliche Vollkommenheit setzen, irre geführt zu haben; denn nun wurde das logisch Gute mit dem Schönen verwechselt. Kant will diesen Knoten dadurch zerhauen, daß er eine pulchritudo vaga und fixa, eine freie und intellectuirte Schönheit annimmt; und er behauptet, etwas sonderbar, daß jede Schönheit, die unter dem Begriffe eines Zweckes stehe, keine reine Schönheit sei: daß also eine Arabeske und was ihr ähnlich ist, als Schönheit betrachtet, reiner sei, als die höchste Schönheit des Menschen. Ich finde, daß seine Bemerkung den großen Nutzen haben kann, das Logische von dem Aesthetischen zu scheiden, aber eigentlich scheint sie mir doch den Be-

griff der Schönheit völlig zu verfehlen. Denn eben darin zeigt sich die Schönheit in ihrem höchsten Glanze, wenn sie die logische Natur ihres Objects überwindet; und wie kann sie überwinden, wo kein Widerstand ist? Wie kann sie dem völlig formlosen Stoff ihre Form ertheilen? Ich bin wenigstens überzeugt, daß die Schönheit nur die Form einer Form ist, und daß das, was man ihren Stoff nennt, schlechterdings ein geformter Stoff sein muß. Die Vollkommenheit ist die Form eines Stoffes, die Schönheit hingegen ist die Form dieser Vollkommenheit: die sich also gegen die Schönheit wie der Stoff zu der Form verhält. — Ich habe Dir hier allerlei durcheinander geschrieben, und vielleicht ziehe ich den Vorhang mehr auf, wenn ich wieder eine schwatzhafte Laune kriege.

S.

Dresden, 4. Februar 1793.

Dein letzter Brief hat mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben. Indem ich Deine Ideen mit den Resulten meines eigenen Nachdenkens zusammenhalte, wird mir manches klarer, was ich bis jetzt nur dunkel geahnet habe. Unser alchymistischer Proceß rückt vorwärts, und vielleicht glückt es uns, Kant zum Trotze den Stein der Weisen zu finden.

Du fühlst die Nothwendigkeit, eine Theorie des Schönen unabhängig von aller Autorität zu gründen. Wir suchen einen Grund der Classification des Schönen

und Nichtschönen, der nicht willkürlich, sondern nothwendig ist.

Zu diesem Ziele gelangen wir nicht, wenn wir das Schöne, als durch Erfahrung gegeben, wie ein Naturproduct analysiren, und seine Merkmale zu bestimmen suchen. Indem wir irgend ein Object als schön anerkennen, setzen wir ein eigenes oder fremdes Urtheil als entschieden voraus, da wir doch erst das Willkürliche oder Unwillkürliche dieser Urtheile prüfen wollen.

Laß uns untersuchen, wie wir bei anderen Classificationen das Unwillkürliche von dem Willkürlichen unterscheiden. Classificiren ist die zweite Operation unseres Verstandes; die erste war Unterscheiden. Aus dem Chaos des vorstellbaren Stoffs wird ein einzelnes Object durch Bemerkung seiner Unterschiede von der übrigen Masse ausgehoben, und wir erlangen eine Vorstellung. An mehreren vorgestellten Objecten werden gemeinsame Unterschiede von anderen Objecten wahrgenommen, und wir ordnen, classificiren, bilden Begriffe.

Das Objective, Gegebene, Unwillkürliche des Begriffs sind daher die gemeinsamen Unterschiede mehrerer Objecte von anderen Objecten. Dieser Stoff des Begriffes ist nicht erdacht, sondern wahrgenommen, nicht durch subjective, sondern durch objective Täuschung hervorgebracht; und alle Prüfung unserer Erkenntniß endigt bei dem Unterschiede zwischen subjectiver und objectiver Täuschung. Nur vor dem Einfluß des Persönlichen können wir uns verwahren; der allgemeine

und dauernde Schein gilt uns für Wahrheit, oder wir müssen auf alle Erkenntniß Verzicht thun.

Unter die gemeinsamen Unterschiede der Objecte gehört ihre angenehme oder unangenehme Wirkung auf unser Empfindungsvermögen. Aber diese Unterschiede geben nur relative Classen in Beziehung auf die Empfänglichkeit jedes einzelnen Subjects. Laß uns also von dem Verhältnisse der Objecte zum betrachtenden Subjecte abstrahiren, und sie isolirt untereinander vergleichen.

Was wir an den Objecten vergleichen, ist Größe, Beschaffenheit oder Verhältniß. An der Beschaffenheit unterscheiden wir Stoff und Form.

Der Stoff der Beschaffenheit besteht aus den einzelnen besonderen Merkmalen der Bestandtheile des Objects (Mannigfaltiges). Die Form der Beschaffenheit ist die Verbindung dieser Bestandtheile zu einem Ganzen (Einheit).

Die Verbindung der Bestandtheile zu einem Ganzen setzt eine herrschende Kraft voraus, der die Kräfte der einzelnen Bestandtheile untergeordnet sind.

Das Uebergewicht der herrschenden Kraft unterscheiden wir von dem Uebergewicht der subordinirten Kräfte, und nennen jenes Schönheit, Vollkommenheit rc., — dieses Häßlichkeit, Verfall, Unvollkommenheit. Diesen Satz postulire ich einstweilen, bis ich durch Anwendung auf die concreten Fälle gezeigt habe, daß, wo wir Schönheit finden, ein Sieg der schaffenden und erhaltenden

Kraft über das Chaos der Elemente des Ganzen bemerkt wird. Ich betrachte zuerst einfache Objecte: Farben, Töne, Bewegungen, Gedanken, Handlungen.

Ein gefärbter Körper wirft von der Oberfläche nur einen gewissen Theil der Lichtstrahlen zurück. Daß er diesen Theil in seiner Reinheit zurückwerfe, ist das Ziel der Kraft, welche das Ganze der Farbe begründet. Diese Kraft wird durch die Wirksamkeit heterogener Theile beschränkt. Daher das Schmutzige der Farben.

Ein tönender Körper unterscheidet sich durch die Einheit der Schwingungen in allen seinen elastischen Theilen. Wird diese Einheit durch einzelne schallende Theile zerstört, so entsteht ein Geräusch. Je weniger Geräusch, desto schöner der Ton.

Ohne überwundenen Widerstand der einzelnen Elemente giebt es keine Anschauung der Realität eines Ganzen. Bei einer Bewegung in grader Linie ist kein Widerstand; die wellenförmige Linie hat eine herrschende Richtung, aber mit der Spur überwundener entgegengesetzter Richtungen verbunden. Der Stoff eines Gedankens scheint jeder Verbindung zu widerstreben, oder eine andere Zusammensetzung zu fordern; aber die Denkkraft überwältigt ihn.

Die äußeren Umstände fordern zu entgegengesetzten Handlungen auf; aber der Wille des Handelnden behauptet das Uebergewicht.

Nach dieser Analogie betrachte ich zusammengesetzte Objecte, an denen man Schönheit bemerkt, als:

Verhältnisse — Größe der Theile, abhängig nicht von heterogenen Kräften, sondern von der herrschenden Kraft des Ganzen.

Umrisse — Sieg der bildenden Kraft oder der Cohäsion über die widerstrebenden Kräfte der Bestandtheile: z. B. bei der Kuppel oder der Vase über die Schwerkraft.

Accorde — überwiegende Einheit der tönenden Schwingungen über ihre Verschiedenheit. Dies sind die Zusammensetzungen des Coexistirenden. Beim Successiven gilt eben diese Analogie.

Tanz, Mimik — Uebergewicht der herrschenden Kraft in einer Reihe von Bewegungen.

Melodie, Harmonie — eine Reihe von einzelnen Tönen oder Accorden, der herrschenden Kraft subordinirt.

Werk des Redners oder Dichters — eine Reihe von Gedanken, Bildern, Empfindungen, der herrschenden Idee subordinirt.

Charakter — eine Reihe von Handlungen, einem herrschenden Willen subordinirt. In dem Verhältnisse der herrschenden Kraft zu den Kräften der Elemente des Ganzen unterscheide ich drei Zustände des Positiven:

a. Entschiedener Sieg über die widerstrebenden Kräfte, in Beziehung auf einen besonderen Zweck innerhalb oder außerhalb des Objects — Vollkommenheit.

b. Entschiedener Sieg über die widerstrebenden Kräfte, in Beziehung auf den allgemeinen Zweck aller lebendigen

Wesen, die Erweiterung ihrer Schranken — Größe (wenn der Widerstand schwer zu überwinden war).

c. Kaum errungener Sieg mit Gefahr überwältigt zu werden — Schönheit (Mittellinie).

Das Gefallen des Schönen erkläre ich aus der Sympathie, die durch Anschauen des Lebens in den äußeren Objecten erweckt wird. Daher die Begeisterung beim Anblick des Schönen — das Bestreben, auch seine eigenen Schranken zu erweitern.

Das Relative im Geschmack entsteht aus der Verschiedenheit der Urtheile über die Frage, ob die herrschende Kraft, oder die widerstrebenden Kräfte das Uebergewicht haben? Was einem leer oder überladen ist, ist dem anderen einfach oder reich.

Ich schicke Dir diese Gedanken in ihrer rohen Gestalt. Was mir weiter darüber einfällt — nächstens.

K.

Jena, 8. Februar 1793.

Aus Erscheinung dieses Briefes siehst Du, daß der Würgengel bisher an mir vorübergegangen ist. Es sind jetzt grade drei Wochen über die Zeit, wo ich voriges Jahr, und vier Wochen über die, wo ich vor zwei Jahren krank wurde. Ich habe also eine sehr wahrscheinliche Hoffnung, daß meine Natur wenigstens über den Winter Meister werden wird. Meine Geschäfte gehen ungehindert fort, und die Thätigkeit hält mich über das

Wasser. Aber fertig wird auf die Ostermesse noch nichts. Die Sache will durchdacht sein.

Ueber Deinen Brief, den ich vor wenig Stunden erhielt, habe ich mich gar sehr gefreut, und er hat mich in eine Stimmung gesetzt, wo mir vielleicht die kurze Darstellung meiner Idee von Schönheit gelingen wird. Wie nahe wir einander in unseren Ideen gekommen sind, wirst Du bald sehen, und vielleicht findest Du gewisse, mehr von Dir bloß *geahnte* Ideen in *meiner* Vorstellung des Schönen verdeutlicht.

Deine Ausdrücke: *Leben* in den äußeren Objecten, *herrschende* Kraft und *Sieg* der herrschenden Kraft, *heterogene* Kräfte, *widerstrebende* Kräfte u. dgl., sind zu unbestimmt, als daß Du sicher sein könntest, gar nichts Willkürliches, nichts Zufälliges darein zu legen; sie sind mehr *ästhetisch*-, als *logisch-deutlich*, und deswegen gefährlich.

Alsdann kann Dich ein Kantianer immer noch mit der Frage in die Enge treiben, nach welchem Princip der Erkenntniß der Geschmack verfahre? Du gründest Deine Idee einer herrschenden Kraft auf die eines Ganzen, auf den Begriff der Einheit des Verbundenen, Mannigfaltigen; aber woran erkennt man diese Einheit? Offenbar nur durch einen Begriff; man muß einen Begriff von dem Ganzen haben, zu welchem das Mannigfaltige zusammenstimmen soll. Deine *herrschende Kraft* und die *sinnliche Vollkommenheit* der Wolffschen Schule liegen nicht so gar weit voneinander, denn der

Proceß der Beurtheilung ist bei beiden logisch. Beide setzen voraus, daß man der Beurtheilung einen Begriff unterlege. Nun hat Kant darin offenbar recht, daß er sagt, das Schöne gefalle ohne Begriff; ich kann ein schönes Object lange vorher schön gefunden haben, ehe ich nur entfernt im Stande bin, die Einheit seines Mannigfaltigen anzugeben und zu bestimmen, was die herrschende Kraft an demselben ist.

Uebrigens rede ich hier mehr als Kantianer, denn es ist am Ende möglich, daß auch meine Theorie von diesem Vorwurfe nicht ganz frei bleibt. Ich habe einen doppelten Weg vor mir, Dich in meine Theorie hineinzuführen: einen sehr unterhaltenden und leichten, durch die Erfahrung, und einen sehr reizlosen, durch Vernunftschlüsse. Laß mich den letzten vorziehen; denn ist der einmal zurückgelegt, so ist das Uebrige desto angenehmer.

Wir verhalten uns gegen die Natur (als Erscheinung) entweder leidend oder thätig, oder leidend und thätig zugleich.

Leidend: wenn wir ihre Wirkungen nur empfinden.

Thätig: wenn wir ihre Wirkungen bestimmen; beides zugleich, wenn wir sie uns vorstellen.

Es giebt zweierlei Arten sich die Erscheinungen vorzustellen. Entweder wir sind mit Absicht auf ihre Erkenntniß gerichtet, wir beobachten sie; oder wir lassen

uns von den Dingen selbst zu ihrer Vorstellung einladen, wir betrachten sie bloß.

Bei Betrachtung der Erscheinung verhalten wir uns leidend, indem wir ihre Eindrücke empfangen; thätig, indem wir diese Eindrücke unseren Vernunftformen unterwerfen (dieser Satz wird aus der Logik postulirt).

Die Erscheinungen nämlich müssen sich in unserer Vorstellung nach den Formalbedingungen der Vorstellungskraft richten (denn eben das macht sie zu Erscheinungen), sie müssen die Form von unserem Subject erhalten.

Alle Vorstellungen sind ein Mannigfaltiges oder Stoff; die Verbindungsweise dieses Mannigfaltigen ist seine Form. Das Mannigfaltige giebt der Sinn; die Verbindung giebt die Vernunft (in allerweitester Bedeutung): denn Vernunft heißt das Vermögen der Verbindung.

Wird also dem Sinne ein Mannigfaltiges gegeben, so versucht die Vernunft demselben ihre Form zu ertheilen, d. h. es nach ihren Gesetzen zu verbinden.

Form der Vernunft ist die Art und Weise, wie sie ihre Verbindungskraft äußert. Es giebt aber zwei verschiedene Hauptäußerungen der verbindenden Kraft, also auch eben so viele Hauptformen der Vernunft. Die Vernunft verbindet entweder Vorstellung mit Vorstellung zur Erkenntniß (theoretische Vernunft), oder sie verbindet Vorstellungen mit dem Willen zur Handlung (praktische Vernunft).

So wie es zwei verschiedene Formen der Vernunft giebt, so giebt es auch zweierlei Materien für jede dieser Formen. Die theoretische Vernunft wendet ihre Form auf Vorstellungen an, und diese lassen sich in unmittelbare (Anschauung), und in mittelbare (Begriffe) eintheilen. Jene sind durch den Sinn, diese durch die Vernunft selbst (obschon nicht ohne Zuthun des Sinnes) gegeben. In den ersten, den Anschauungen, ist es zufällig, ob sie mit der Form der Vernunft übereinstimmen; in den Begriffen ist es nothwendig, wenn sie sich nicht selbst aufheben sollen. Hier findet also die Vernunft Uebereinstimmung mit ihrer Form; dort wird sie überrascht, wenn sie sie findet.

Ebenso ist es mit der praktischen (handelnden) Vernunft. Diese wendet ihre Form auf Handlungen an, und diese lassen sich entweder als freie, oder als nicht-freie Handlungen, Handlungen durch oder nicht durch Vernunft, betrachten. Die praktische Vernunft fordert von den ersten eben das, was die theoretische von den Begriffen. Uebereinstimmung freier Handlungen mit der Form der praktischen Vernunft ist also nothwendig; Uebereinstimmung nicht-freier mit dieser Form ist zufällig.

Man drückt sich daher richtiger aus, wenn man diejenigen Vorstellungen, welche nicht durch theoretische Vernunft sind und doch mit ihrer Form übereinstimmen, Nachahmungen von Begriffen, diejenigen Handlungen, welche nicht durch praktische Vernunft sind und doch mit

ihrer Form übereinstimmen, Nachahmungen freier Handlungen; kurz, wenn man beide Arten Nachahmungen Analoga der Vernunft nennt.

Ein Begriff kann keine Nachahmung der Vernunft sein, denn er ist durch Vernunft, und Vernunft kann sich nicht selbst nachahmen; er kann der Vernunft nicht bloß analog, er muß wirklich vernunftmäßig sein. Eine Willenshandlung kann der Freiheit nicht bloß analog, sie muß — oder soll wenigstens — wirklich frei sein. Hingegen kann eine mechanische Wirkung (jede Wirkung durch's Naturgesetz) nie als wirklich frei, sondern nur der Freiheit analog beurtheilt werden.

Hier will ich Dich einen Augenblick ausschnaufen lassen, besonders um Dich auf den letzten Absatz aufmerksam zu machen, weil ich ihn in der Folge wahrscheinlich nöthig haben werde, um einen Einwurf, den ich von Dir gegen meine Theorie erwarte, zu beantworten. Ich fahre fort. Die theoretische Vernunft geht auf Erkenntniß. Indem sie also ein gegebenes Object ihrer Form unterwirft, so prüft sie, ob Erkenntniß daraus zu machen sei, d. h. ob es mit einer schon vorhandenen Vorstellung verbunden werden könne. Nun ist die gegebene Vorstellung entweder ein Begriff, oder eine Anschauung. Ist sie ein Begriff, so ist sie schon durch ihre Entstehung, durch sich selbst, nothwendig auf Vernunft bezogen, und eine Verbindung, die schon ist, wird nur ausgesagt. Eine Uhr z. B. ist eine solche Vorstellung. Man beurtheilt sie bloß nach dem Begriffe, durch den sie entstanden ist. Die

Vernunft braucht also nur zu entdecken, daß die gegebene Vorstellung ein Begriff ist, so entscheidet sie eben dadurch, daß sie mit ihrer Form übereinstimme.

Ist aber die gegebene Vorstellung eine Anschauung, und soll die Vernunft dennoch eine Uebereinstimmung derselben mit ihrer Form entdecken, so muß sie (regulativ, nicht, wie im ersten Falle, constitutiv) und zu ihrem eigenen Behufe der gegebenen Vorstellung einen Ursprung durch theoretische Vernunft leihen, um sie nach Vernunft beurtheilen zu können. Sie legt daher aus eigenem Mittel in den gegebenen Gegenstand einen Zweck hinein, und entscheidet, ob er sich diesem Zwecke gemäß verhält. Dies geschieht bei jeder teleologischen, jenes bei jeder logischen Naturbeurtheilung. Das Object der logischen ist Vernunftmäßigkeit, das Object der teleologischen — Vernunftähnlichkeit.

Ich vermuthe, Du wirst aufgucken, daß Du die Schönheit unter der Rubrik der theoretischen Vernunft nicht findest, und daß Dir ordentlich dafür bange wird. Aber ich kann Dir einmal nicht helfen, sie ist gewiß nicht bei der theoretischen Vernunft anzutreffen, weil sie von Begriffen schlechterdings unabhängig ist; und da sie doch zuverlässig in der Familie der Vernunft muß gesucht werden, und es außer der theoretischen Vernunft keine andere als die praktische giebt, so werden wir sie wohl hier suchen müssen, und auch finden. Auch, denke ich, sollst Du, wenigstens in der Folge, Dich überzeugen, daß ihr diese Verwandtschaft keine Schande macht.

Die praktische Vernunft abstrahirt von aller Erkenntniß und hat nur mit Willensbestimmungen, inneren Handlungen, zu thun. Praktische Vernunft und Willensbestimmung aus bloßer Vernunft sind eins. Form der praktischen Vernunft ist unmittelbare Verbindung des Willens mit Vorstellungen der Vernunft, also Ausschließung jedes äußeren Bestimmungsgrundes; denn ein Wille, der nicht durch die bloße Form der praktischen Vernunft bestimmt ist, ist von außen, materiell, heteronomisch bestimmt. Die Form der praktischen Vernunft annehmen oder nachahmen, heißt also bloß: nicht von außen, sondern durch sich selbst bestimmt sein, autonomisch bestimmt sein, oder so erscheinen.

Nun kann die praktische Vernunft, ebenso wie die theoretische, ihre Form sowohl auf das, was durch sie selbst ist (freie Handlungen), als auf das, was nicht durch sie ist (Naturwirkungen), anwenden.

Ist es eine Willenshandlung, worauf sie ihre Form bezieht, so bestimmt sie bloß, was ist; sie sagt aus, ob die Handlung das ist, was sie sein will und soll. Jede moralische Handlung ist von dieser Art. Sie ist ein Product des reinen, d. h. des durch bloße Form, und also autonomisch bestimmten Willens; und sobald die Vernunft sie dafür erkennt, sobald sie weiß, daß es eine Handlung des reinen Willens ist, so versteht es sich auch schon von selbst, daß sie der Form der praktischen Vernunft gemäß ist: denn das ist völlig identisch.

Ist der Gegenstand, auf den die praktische Vernunft

ihre Form anwendet, nicht durch einen Willen, nicht durch praktische Vernunft da, so macht sie es ebenso mit ihm, wie die theoretische es mit Anschauungen machte, die Vernunftähnlichkeit zeigten. Sie leiht dem Gegenstande (regulativ, und nicht, wie bei der moralischen Beurtheilung, constitutiv) ein Vermögen sich selbst zu bestimmen, einen Willen, und betrachtet ihn alsdann unter der Form dieses seines Willens (ja nicht ihres Willens, denn sonst würde das Urtheil ein moralisches werden). Sie sagt nämlich von ihm aus, ob er das, was er ist, durch seinen reinen Willen, d. h. durch seine sich selbst bestimmende Kraft ist; denn ein reiner Wille und Form der praktischen Vernunft ist eins.

Von einer Willenshandlung oder moralischen Handlung fordert sie imperativ, daß sie durch reine Form der Vernunft sei; von einer Naturwirkung kann sie (nicht fordern) aber wünschen, daß sie durch sich selbst sei, daß sie Autonomie zeige. (Aber hier muß noch einmal bemerkt werden, daß die praktische Vernunft von einem solchen Gegenstand durchaus nicht verlangen kann, daß er durch sie, nämlich durch praktische Vernunft sei; denn da wäre er nicht durch sich selbst, nicht autonomisch, sondern durch etwas Aeußeres [weil sich jede Bestimmung durch Vernunft gegen ihn als etwas Aeußeres verhält], also durch einen fremden Willen bestimmt).

Reine Selbstbestimmung überhaupt ist Form der praktischen Vernunft. Handelt also ein Vernunft-

wesen, so muß es aus reiner Vernunft handeln, wenn es reine Selbstbestimmung zeigen soll. Handelt ein bloßes Naturwesen, so muß es aus reiner Natur handeln, wenn es reine Selbstbestimmung zeigen soll; denn das Selbst des Vernunftwesens ist Vernunft, das Selbst das Naturwesens ist Natur. Entdeckt nun die praktische Vernunft bei Betrachtung eines Naturwesens, daß es durch sich selbst bestimmt ist, so schreibt sie demselben (wie die theoretische Vernunft in gleichem Falle einer Anschauung Vernunftähnlichkeit zugestand), Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Weil aber diese Freiheit dem Objecte von der Vernunft nur geliehen wird, da nichts frei sein kann, als das Uebersinnliche, und Freiheit selbst nie als solche in die Sinne fallen kann — kurz — da es hier nur darauf ankommt, daß ein Gegenstand frei erscheine, nicht wirklich ist: so ist diese Analogie eines Gegenstandes mit der Form der praktischen Vernunft nicht Freiheit in der That, sondern bloß Freiheit in der Erscheinung, Autonomie in der Erscheinung.

Hieraus ergiebt sich also eine vierfache Beurtheilungsart, und eine ihr entsprechende vierfache Classification der vorgestellten Erscheinung.

Beurtheilung von Begriffen nach der Form der Erkenntniß ist logisch; die Beurtheilung von Anschauungen nach eben dieser Form ist teleologisch. Eine Beurtheilung freier Wirkungen (moralischer Handlungen) nach der Form des reinen Willens ist moralisch; eine Beur-

theilung nicht freier Wirkungen nach der Form des reinen Willens ist ästhetisch. **Uebereinstimmung** eines Begriffs mit der Form der Erkenntniß ist **Vernunftmäßigkeit** (Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit sind bloß Beziehungen dieser letzten), **Analogie** einer Anschauung mit der Form der Erkenntniß ist **Vernunftähnlichkeit** (Teleophanie, Logophanie möchte ich sie nennen), Uebereinstimmung einer Handlung mit der Form des reinen Willens ist **Sittlichkeit**. Analogie einer Erscheinung mit der Form des reinen Willens oder der Freiheit ist **Schönheit** (in weitester Bedeutung).

Schönheit also ist nichts anderes, als Freiheit in der Erscheinung. —

Hier muß ich abbrechen, weil ich diesen Brief bald in Deinen Händen wünsche, und auf Deine Antwort äußerst begierig bin. Viel kannst Du aus dem Wenigen, was hier gesagt ist, schon prognosticiren und errathen. Auch freue ich mich, wenn Du einige Resultate selbst findest. Schreibe mir ja bald und ausführlich. Ich gäbe gleich zwanzig Thaler, um auf einige Stunden Dich zu sprechen; gewiß würden sich unsere Ideen durch Friction noch besser entwickeln.

Was sprichst Du zu den französischen Sachen? Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an. S.

Dresden, 15. Februar 1793.

Ich kann mir nicht versagen Deinen Brief sogleich zu beantworten, ungeachtet die Ideen, welche er bei mir erweckt hat, noch lange nicht zur Reife gekommen sind.

Der Hauptsatz Deiner Theorie hat etwas äußerst Befriedigendes, besonders für den Freund des Kantschen Systems; aber beim fortgesetzten Nachdenken sind mir einige Zweifel eingefallen.

Dein Princip der Schönheit ist bloß subjectiv; es beruht auf der Autonomie, welche zu der gegebenen Erscheinung hinzugedacht wird. Nun fragt sich's aber, ob es nicht möglich sei, in den Objecten die Bedingungen zu erkennen, auf welchen dieses Hinzudenken der Autonomie beruht.

Um eine reine Selbstbestimmung wahrzunehmen, muß das Selbst von dem Nichtselbst, das αὐτὸ von dem ἕτερον, unterschieden und das Verhältniß zwischen beiden bemerkt werden. Muß daher nicht der Begriff dessen, was Du die Natur des Wesens nennst, genauer bestimmt werden? und dies um so mehr, damit er nicht mit dem Begriffe des Zweckes, welcher der Vollkommenheit zum Grunde liegt, verwechselt werde.

Du glaubst mit Kant, das Schöne gefalle ohne Begriff; aber wenn wir uns gleich in dem Moment der angenehmen Empfindung die Bedingungen des Wohlgefallens nicht deutlich denken, hindert uns dies diese Bedingungen aufzusuchen? Ich sehe ein Gebäude — die

Verhältnisse der Theile machen einen angenehmen Eindruck. — Ich höre einen Accord auf der Orgel — die Harmonie befriedigt mich. In diesem Momente bemerke ich nicht, daß die Verhältnisse der sichtbaren oder tönenden Theile des Objects in kleineren Zahlen, 1 zu 2, 3 ꝛc. ausgedrückt werden können. Aber bei genauerer Betrachtung der Objecte finde ich, daß dieses Merkmal mit der angenehmen Empfindung zusammentrifft. Auf diese Art gelange ich zur Kenntniß der nächsten Bedingung der Schönheit. Und sollten sich durch diese nicht auch die entfernteren finden lassen?

Was Du von der Autonomie der Schönheit sagst, scheint mir äußerst fruchtbar. Nur möchte ich nicht gern die Schönheit aus der Sittlichkeit, sondern lieber diese aus jener, und beide aus einem höheren Princip deduciren. Das Interesse der Sittlichkeit, wovon Kant so viel spricht, scheint mir eben sich auf Schönheit zu gründen.

Dies höhere Princip ist freilich noch zu finden, und mit Recht bemerkst Du in dem, was ich Dir darüber geschrieben habe, daß durch den Gebrauch der bildlichen Ausdrücke Bestimmtheit und Klarheit aufgeopfert wird. Aber was ich selbst noch nicht klarer gedacht habe, konnte ich Dir nur durch diese Analogien mit gewissen gangbaren Bildern der Phantasie andeuten.

Es giebt zwei Arten einen Begriff zu bestimmen — indem man vom Besondern zum Allgemeinen heraufsteigt — oder indem man vom Allgemeinsten zum weniger

Allgemeinem hinabsteigt. Auf jenem, als dem empirischen Wege, fürchten wir das Willkürliche (Relative) und wählen den letzten Weg — den Weg a priori.

Kants Warnungen über die Grenzen der reinen Vernunft dürfen uns nicht abhalten. Sie dient uns nur zum regulativen Gebrauch. Wir maßen uns nicht an, etwas durch sie zu erkennen. Sie soll uns nur Gründe liefern, den erkannten (durch Erfahrung gegebenen) Stoff zu ordnen. Dadurch wird sie für uns praktisch in einem weiteren Sinne, als Kant diesen Ausdruck gebraucht. Kant macht uns aufmerksam auf den Unterschied zwischen dem Stoff und der Form der Erfahrung. Dieser Unterschied berechtigt uns zu einer doppelten Classification der Erscheinungen. — Wir versuchen die letztere. — Was in der Form der Erfahrungen durch Sinnlichkeit gegeben, oder durch Vernunft hervorgebracht ist, brauchen wir zu unserem Behufe nicht zu untersuchen. Genug, es giebt etwas Gemeinsames an den Erfahrungen, was von den Besonderheiten ihres Stoffs unabhängig ist. Unabhängig von den Besonderheiten des Stoffs sind nämlich die allgemeinen Bedingungen der Anschauung, oder dasjenige in der Erscheinung, was die Anschauung von der Nichtanschauung unterscheidet.

Im Zustande der Nichtanschauung verhalte ich mich leidend gegen die ganze auf mich einwirkende Masse des vorstellbaren Stoffs, und diese Masse macht einen einzigen Totaleindruck, indem ich nichts unterscheide. Ich unterscheide

mich selbst von allen äußeren Objecten — Bewußtsein. Ich unterscheide ein Mannigfaltiges in mir (Veränderungen in dem beharrlichen Selbst) — Empfindung.

Ich unterscheide ein Mannigfaltiges außer mir — Stoff der Vorstellung.

Ich verbinde einen Theil dieses Stoffs und hebe ihn aus der übrigen Masse heraus — Anschauung.

Dieses Herausheben, das wesentliche Erforderniß der Anschauung, geschieht durch Wahrnehmung der Schranken, wodurch das angeschaute Object sich von dem übrigen vorstellbaren Stoffe absondert.

Diese Schranken sind:

a. in der Reihe der Succession — Zeit;
b. in der Reihe der Coexistenz — Raum;
c. in dem Verhältnisse der Kräfte des Objects gegen die Kräfte des übrigen Universums — Qualität.

Jedes Wirkliche ist ein bestimmter Theil des Unendlichen — nach Zeit, Raum und Realität. Realität ist, was die Zeit und den Raum ausfüllt — gleichsam der Stoff der Form. — Hier ist mir noch zu vieles dunkel, und ich breche ab. Auf diesem Wege aber werde ich weiter vorwärts zu kommen suchen.

Der Unterschied des Positiven und Negativen — des Beharrlichen in der Verbindung und des Trennenden, muß deutlich auseinandergesetzt werden. Gelingt dies, so giebt es vielleicht eine ebenso evidente Auflösung gewisser ästhetischer Probleme, als der mathematischen. —

Lebe wohl und freue Dich der überstandenen schlimmen Periode.

K.

Jena, 18. Februar 1793.

Ich sehe aus Deinem Briefe, den ich eben erhalte, daß ich eigentlich nur Mißverständnisse, keine eigentlichen Zweifel gegen meine Erklärung der Schönheit bei Dir zu heben habe, und die bloße Fortsetzung meiner Theorie wird uns darüber wahrscheinlich in Einverständniß bringen. Vorläufig bemerke ich nur:

Erstens, daß mein Princip der Schönheit bis jetzt freilich nur subjectiv ist, weil ich bisher ja nur aus der Vernunft selbst herausargumentirte, und mich auf die Objecte noch gar nicht einließ. Aber es ist nicht mehr subjectiv, als alles, was aus der Vernunft a priori abgeleitet wird. Daß in den Objecten selbst etwas angetroffen werden muß, was die Anwendung dieses Princips darauf möglich macht, versteht sich von selbst, sowie auch dies, daß mir obliegt, es anzugeben. Aber daß dieses Etwas (nämlich das durch sich selbst Bestimmtsein in den Dingen) von der Vernunft bemerkt, und zwar beifällig bemerkt wird, dieses kann der Natur der Sache nach nur aus dem Wesen der Vernunft, und insofern also nur subjectiv dargethan werden. Ich hoffe aber, hinreichend zu beweisen, daß die Schönheit eine objective Eigenschaft ist.

Zweitens muß ich anmerken, daß ich einen Begriff von der Schönheit zu geben und durch den Begriff der Schönheit gerührt zu werden für zwei ganz verschiedene Dinge halte. Daß sich ein Begriff von der Schönheit geben lasse, kann mir gar nicht einfallen zu leugnen, weil ich selbst einen davon gebe; aber das leugne ich mit Kant, daß die Schönheit durch diesen Begriff gefalle. Durch einen Begriff gefallen setzt die Präexistenz des Begriffs vor dem Gefühl der Lust im Gemüthe voraus, wie bei der Vollkommenheit, Wahrheit, Moralität immer der Fall ist; obgleich bei diesen drei Objecten nicht mit gleich deutlichem Bewußtsein. Aber daß unserer Lust an der Schönheit kein solcher Begriff präexistire, erhellt unter anderen schon daraus, weil wir ihn jetzt noch immer suchen.

Drittens sagst Du, daß die Schönheit nicht aus der Sittlichkeit, sondern beide aus einem gemeinschaftlichen höheren Principe zu deduciren seien. Diesen Einwurf habe ich nach meinen neulichen Prämissen gar nicht mehr erwartet, denn ich bin so weit entfernt die Schönheit von der Sittlichkeit abzuleiten, daß ich sie vielmehr damit beinahe unverträglich halte. Sittlichkeit ist Bestimmung durch reine Vernunft, Schönheit, als eine Eigenschaft der Erscheinungen, ist Bestimmung durch reine Natur. Bestimmung durch Vernunft, an einer Erscheinung wahrgenommen, ist vielmehr Aufhebung der Schönheit; denn die Vernunftbestimmung ist an einem Product, das erscheint, wahre Heteronomie.

Das höhere Princip, das Du verlangst, ist gefunden und unwidersprechlich dargethan. Auch begreift es, wie Du von demselben forderst, Schönheit und Sittlichkeit unter sich. Dieses Princip ist kein anderes, als Existenz aus bloßer Form. Ich kann mich jetzt bei der Erörterung desselben nicht aufhalten, die ohnehin aus dem Verfolg meiner Theorie reichlich erhellen wird. Nur das merke ich noch an, daß Du Dich durchaus von allen Nebenideen, womit die bisherigen Religionairs in der Moralphilosophie, oder die armen Stümper, die in die Kantsche Philosophie hineinpfuschten, den Begriff der Sittlichkeit entstellten, losreißen mußt — denn alsdann wirst Du völlig überzeugt werden, daß alle Deine Ideen, so wie ich sie aus Deinen bisherigen Aeußerungen ahnen kann, mit dem Kantschen Grund der Moral in einer größeren Uebereinstimmung stehen, als Du jetzt selbst vielleicht nicht ahnest. Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen, worden als dieses Kantsche, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme Dich aus Dir selbst; sowie das in der theoretischen Philosophie: die Natur steht unter dem Verstandesgesetze. Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit.

Indessen verlasse ich mich auf meine gute Sache, und fahre deswegen in der angefangenen Entwickelung fort, von der ich wünsche, daß Du sie nur mit halb so-

viel Interesse anhören mögest, als es mir macht, mich darüber gegen Dich zu expectoriren.

Es giebt also eine solche Ansicht der Natur oder der Erscheinungen, wo wir von ihnen nichts weiter, als Freiheit verlangen, wo wir bloß darauf sehen, ob sie das, was sie sind, durch sich selbst sind. Eine solche Art der Beurtheilung ist bloß wichtig und möglich durch die praktische Vernunft, weil der Freiheitsbegriff sich in der theoretischen gar nicht findet, und nur bei der praktischen Vernunft Autonomie über alles geht. Die praktische Vernunft, auf freie Handlungen angewendet, verlangt, daß die Handlung bloß um der Handlungsweise (Form) willen geschehe, und daß weder Stoff noch Zweck (der immer auch Stoff ist) darauf Einfluß gehabt habe. Zeigt sich nun ein Object in der Sinnenwelt bloß durch sich selbst bestimmt, stellt es sich den Sinnen so dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zwekkes bemerkt: so wird es als ein Analogon der reinen Willensbestimmung (ja nicht als Product einer Willensbestimmung) beurtheilt. Weil nun ein Wille, der sich nach bloßer Form bestimmen kann, frei heißt, so ist diejenige Form in der Sinnenwelt, die bloß durch sich selbst bestimmt erscheint, eine Darstellung der Freiheit; denn dargestellt heißt eine Idee, die mit einer Anschauung so verbunden wird, daß beide eine Erkenntnißregel miteinander theilen.

Die Freiheit in der Erscheinung ist also nichts anderes, als die Selbstbestimmung an einem Dinge, insofern

sie sich in der Anschauung offenbart. Man setzt ihr jede Bestimmung von außen entgegen, ebenso wie man einer moralischen Handlungsart jede Bestimmung durch materielle Gründe entgegensetzt. Ein Object erscheint aber gleich wenig frei — es mag nun seine Form entweder von einer physischen Gewalt, oder von einem verständigen Zwecke erhalten haben — sobald man den Bestimmungsgrund seiner Form in einem von diesen beiden entdeckt; denn alsdann liegt ja derselbe nicht in ihm, sondern außer ihm, und es ist ebenso wenig schön, als eine Handlung aus Zwecken eine moralische ist. Wenn das Geschmacksurtheil völlig rein ist, so muß ganz und gar davon abstrahirt werden, was für einen (theoretischen oder praktischen) Werth das schöne Object für sich selbst habe, aus welchem Stoff es gebildet, und zu welchem Zwecke es vorhanden sei. Mag es sein, was es will! Sobald wir es ästhetisch beurtheilen, so wollen wir bloß wissen, ob es das, was es ist, durch sich selbst sei. Wir fragen so wenig nach einer logischen Beschaffenheit desselben, daß wir ihm vielmehr „die Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln zum höchsten Vorzug anrechnen." — Nicht zwar, als ob Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit an sich mit der Schönheit unverträglich wären; jedes schöne Product muß sich vielmehr Regeln unterwerfen: sondern darum, weil der bemerkte Einfluß eines Zweckes und einer Regel sich als Zwang ankündigt und Heteronomie für das Object bei sich führt. Das schöne

Product darf und muß sogar regelmäßig sein, aber es muß regelfrei erscheinen.

Nun ist aber kein Gegenstand in der Natur und noch viel weniger in der Kunst zweck- und regelfrei, keiner durch sich selbst bestimmt, sobald wir über ihn nachdenken. Jeder ist durch einen andern da, jeder um eines andern willen da, keiner hat Autonomie. Das einzige existirende Ding, das sich selbst bestimmt und um seiner selbst willen ist, muß man außerhalb der Erscheinungen in der intelligibeln Welt aufsuchen. Schönheit aber wohnt nur im Felde der Erscheinungen, und es ist also gar keine Hoffnung da, vermittelst der bloßen theoretischen Vernunft und auf dem Wege des Nachdenkens auf eine Freiheit in der Sinnenwelt zu stoßen.

Aber alles wird anders, wenn man die theoretische Untersuchung hinwegläßt, und die Objecte bloß nimmt, wie sie erscheinen. Eine Regel, ein Zweck kann nie erscheinen, denn es sind Begriffe und keine Anschauungen. Der Realgrund der Möglichkeit eines Objects fällt also nie in die Sinne, und er ist so gut als gar nicht vorhanden, „sobald der Verstand nicht zu Aufsuchung desselben veranlaßt wird." Es kommt also hier lediglich auf das völlige Abstrahiren von einem Bestimmungsgrunde an, um ein Object in der Erscheinung als frei zu beurtheilen (denn das nicht von außen Bestimmtsein ist eine negative Vorstellung des durch sich selbst Bestimmtseins, und zwar die einzig mögliche Vorstellung desselben, weil man die Freiheit nur denken und nie er-

kennen kann — und selbst der Moralphilosoph muß sich mit dieser negativen Vorstellung der Freiheit behelfen). Eine Form erscheint also frei, sobald wir den Grund derselben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu suchen veranlaßt werden. Denn würde der Verstand veranlaßt, nach dem Grunde derselben zu fragen, so würde er diesen Grund nothwendig außer dem Dinge finden müssen; weil es entweder durch einen Begriff, oder durch einen Zufall bestimmt sein muß, beides aber sich gegen das Object als Heteronomie verhält. Man wird also folgendes als einen Grundsatz aufstellen können, daß ein Object sich in der Anschauung als frei darstellt, wenn die Form desselben den reflectirenden Verstand nicht zu Aufsuchung eines Grundes nöthigt. Schön also heißt eine Form, die sich selbst erklärt; sich selbst erklären heißt aber hier, sich ohne Hilfe eines Begriffs erklären. Ein Triangel erklärt sich selbst, aber nur vermittelst eines Begriffs. Eine Schlangenlinie erklärt sich selbst ohne das Medium eines Begriffs.

Schön, kann man also sagen, ist eine Form, die keine Erklärung fordert, oder auch eine solche, die sich ohne Begriff erklärt.

Ich denke, einige Deiner Zweifel sollen sich jetzt schon anfangen zu verlieren, wenigstens siehst Du, daß das subjective Princip doch in's objective hinübergeführt werden kann. Kommen wir aber erst in das Feld der Erfahrungen, so wird Dir ein ganz anderes Licht darüber

aufgehen, und Du wirst die Autonomie des Sinnlichen erst alsdann recht begreifen. Aber weiter:

Jede Form also, die wir nur unter Voraussetzung eines Begriffs möglich finden, zeigt Heteronomie in der Erscheinung. Denn jeder Begriff ist etwas Aeußeres gegen das Object. Eine solche Form ist jede strenge Regelmäßigkeit (worunter die mathematische obenan steht), weil sie uns den Begriff aufdringt, aus dem sie entstanden ist; eine solche Form ist jede strenge Zweckmäßigkeit (besonders die des Nützlichen, weil dies immer auf etwas anderes bezogen wird), weil sie uns die Bestimmung und den Gebrauch des Objects in Erinnerung bringt, wodurch nothwendigerweise die Autonomie in der Erscheinung zerstört wird.

Gesetzt nun, wir führen mit einem Object eine moralische Absicht aus, so wird die Form dieses Objects durch eine Idee der praktischen Vernunft, also nicht durch sich selbst bestimmt sein, also Heteronomie erleiden. Daher kommt es, daß die moralische Zweckmäßigkeit eines Kunstwerks, oder auch einer Handlungsart, zur Schönheit derselben so wenig beiträgt, daß jene vielmehr sehr verborgen werden, und aus der Natur des Dinges völlig frei und zwanglos hervorzugehen den Anschein haben muß, wenn diese, die Schönheit, nicht darüber verloren gehen soll. Ein Dichter würde sich also vergebens mit der moralischen Absicht seines Werks entschuldigen, wenn sein Gedicht ohne Schönheit wäre. Das Schöne wird zwar jederzeit auf die praktische Vernunft bezogen, weil Frei-

heit kein Begriff der theoretischen sein kann — aber bloß der Form, nicht der Materie nach. Ein moralischer Zweck gehört aber zur Materie oder zum Inhalt, und nicht zur bloßen Form. Um diesen Unterschied — an dem Du gestrauchelt zu haben scheinst — noch mehr in's Licht zu setzen, füge ich noch Folgendes hinzu. Praktische Vernunft verlangt Selbstbestimmung. Selbstbestimmung des Vernünftigen ist reine Vernunftbestimmung, Moralität; Selbstbestimmung des Sinnlichen ist reine Naturbestimmung, Schönheit. Wird die Form des Nichtvernünftigen durch Vernunft bestimmt (theoretische oder praktische, das gilt hier gleichviel), so erleidet seine reine Naturbestimmung Zwang, also kann Schönheit nicht statthaben. Es ist alsdann ein Product kein Analogon, eine Wirkung keine Nachahmung der Vernunft; denn zur Nachahmung eines Dinges gehört, daß das Nachahmende mit dem Nachgeahmten bloß die Form, und nicht den Inhalt, nicht den Stoff gemein habe.

Deswegen wird sich ein moralisches Betragen, wenn es nicht zugleich mit Geschmack verbunden ist, in der Erscheinung immer als Heteronomie darstellen, gerade weil es ein Product der Autonomie des Willens ist; denn eben darum, weil Vernunft und Sinnlichkeit einen verschiedenen Willen haben, so wird der Wille der Sinnlichkeit gebrochen, wenn die Vernunft den ihrigen durchsetzt. Nun ist unglücklicherweise der Wille der Sinnlichkeit gerade derjenige, der in die Sinne fällt; gerade also wenn die Vernunft ihre Autonomie ausübt

(die nie in der Erscheinung vorkommen kann), so wird unser Auge durch eine Heteronomie in der Erscheinung beleidigt. Indessen wird der Begriff der Schönheit doch auch im uneigentlichen Sinne auf das Moralische angewendet, und diese Anwendung ist nichts weniger als leer. Obgleich Schönheit nur an der Erscheinung haftet, so ist moralische Schönheit doch ein Begriff, dem etwas in der Erfahrung correspondirt. Ich kann Dir keinen besseren empirischen Beweis für die Wahrheit meiner Schönheitstheorie aufstellen, als wenn ich Dir zeige, daß selbst der uneigentliche Gebrauch dieses Worts nur in solchen Fällen stattfindet, wo sich Freiheit in der Erscheinung zeigt. Ich will deswegen, meinem ersten Plane zuwider, in den empirischen Theil meiner Theorie vorausspringen, und Dir zur Erholung eine Geschichte erzählen.

„Ein Mensch ist unter Räuber gefallen, die ihn nakkend ausgezogen und bei einer strengen Kälte auf die Straße geworfen haben."

„Ein Reisender kommt an ihm vorbei; dem klagt er seinen Zustand und fleht ihn um Hilfe. Ich leide mit Dir, ruft dieser gerührt aus, und gern will ich Dir geben, was ich habe. Nur fordere keine andere Dienste, denn Dein Anblick greift mich an. Dort kommen Menschen, gieb ihnen diese Geldbörse, und sie werden Dir Hilfe schaffen. — Gut gemeint, sagt der Verwundete, aber man muß auch das Leiden sehen können, wenn die Menschenpflicht es fordert. Der Griff in Deinen Beutel

ist nicht halb so viel werth, als eine kleine Gewalt über Deine weichlichen Sinne.

Was war diese Handlung? Weder nützlich, noch moralisch, noch großmüthig, noch schön. Sie war bloß passionirt, gutherzig aus Affect.

„Ein zweiter Reisender erscheint, der Verwundete erneuert seine Bitte. Diesem zweiten ist sein Geld lieb, und doch möchte er gern seine Menschenpflicht erfüllen. Ich versäume den Gewinn eines Guldens, sagt er, wenn ich die Zeit mit Dir verliere. Willst Du mir soviel, als ich versäume, von Deinem Gelde geben, so lade ich Dich auf meine Schultern und bringe Dich in einem Kloster unter, das nur eine Stunde von hier entfernt liegt. — Eine kluge Auskunft, versetzte der Andere. Aber man muß bekennen, daß Deine Dienstfertigkeit Dir nicht hoch zu stehen kommt. Ich sehe dort einen Reiter kommen, der mir die Hilfe umsonst leisten wird, die Dir nur um einen Gulden feil ist."

Was war nun diese Handlung? Weder gutherzig, noch pflichtmäßig, noch großmüthig, noch schön. Sie war bloß nützlich.

„Der dritte Reisende steht bei dem Verwundeten still, und läßt sich die Erzählung seines Unglücks wiederholen. Nachdenkend und mit sich selbst kämpfend steht er da, nachdem der Andere ausgeredet hat. Es wird mir schwer werden, sagt er endlich, mich von dem Mantel zu trennen, der meinem kranken Körper der einzige Schutz ist, und Dir mein Pferd zu überlassen, da meine Kräfte

erschöpft sind. Aber die Pflicht gebietet mir, Dir zu dienen. Besteige also mein Pferd, und hülle Dich in meinen Mantel, so will ich Dich hinführen, wo Dir geholfen werden kann. — Dank Dir, braver Mann, für Deine redliche Meinung, erwiedert jener, aber Du sollst, da Du selbst bedürftig bist, um meinetwillen kein Ungemach leiden. Dort sehe ich zwei starke Männer kommen, die mir den Dienst werden leisten können, der Dir sauer wird.“

Diese Handlung war rein (aber auch nicht mehr als) moralisch, weil sie gegen das Interesse der Sinne, aus Achtungs für das Gesetz unternommen wurde.

„Jetzt nähern sich die zwei Männer dem Verwundeten, und fangen an, ihn um sein Unglück zu befragen. Kaum eröffnet er den Mund, so rufen beide mit Erstaunen: Er ist's! Es ist der nämliche, den wir suchen. Jener erkennt sie, und erschrickt. Es entdeckt sich, daß beide ihren abgesagten Feind und den Urheber ihres Unglücks in ihm erkennen, und dem sie nachgereist sind, um eine blutige Rache an ihm zu nehmen. Befriedigt jetzt Euren Haß und Eure Rache, fängt jener an, der Tod, und nicht Hilfe ist es, was ich von Euch erwarten kann. — Nein, erwiederte einer von ihnen, damit Du siehst, wer wir sind, und wer Du bist, so nimm diese Kleider und bedecke Dich. Wir wollen Dich zwischen uns in die Mitte nehmen, und Dich hinbringen, wo Dir geholfen werden kann. — Großmüthiger Feind, ruft der Verwundete voll Rührung, Du beschämst mich, Du ent-

waffnest meinen Haß. Komm jetzt, umarme mich, und mache Deine Wohlthat vollkommen durch eine herzliche Vergebung. — Mäßige Dich, Freund, erwiederte der andere frostig. Nicht weil ich Dir verzeihe, will ich Dir helfen, sondern weil Du elend bist. — So nimm auch Deine Kleidung zurück, ruft der Unglückliche, indem er sie von sich wirft. Werde aus mir, was da will. Ehe will ich elendiglich umkommen, als einem stolzen Feinde meine Rettung verdanken."

„Indem er aufsteht und den Versuch macht, sich wegzubegeben, nähert sich ein fünfter Wanderer, der eine schwere Last auf dem Rücken trägt. Ich bin so oft getäuscht worden, denkt der Verwundete, und der sieht mir nicht aus wie einer, der mir helfen wollte; ich will ihn vorübergehen lassen."

„Sobald der Wanderer ihn ansichtig wird, legt er seine Bürde nieder. Ich sehe, fängt er aus eigenem Antriebe an, daß Du verwundet bist und Deine Kräfte Dich verlassen. Das nächste Dorf ist noch fern, und Du wirst Dich verbluten, ehe Du davor anlangst. Steige auf meinen Rücken, so will ich mich frisch aufmachen und Dich hinbringen. — Aber was wird aus Deinem Bündel werden, das Du hier auf freier Landstraße zurücklassen mußt? — Das weiß ich nicht, und das bekümmert mich nicht, sagt der Lastträger. Ich weiß aber, daß Du Hilfe brauchst, und daß ich schuldig bin, sie Dir zu geben."

Herzliche Grüße von uns allen. Besinne Dich unterdessen, warum die Handlung des Lastträgers schön ist.

Dein

S.

---

19. Februar 1793.

Ich kann noch einige Zeilen zu dem gestrigen Brief beilegen und will Dir die fabula docet der erzählten Geschichte nicht länger schuldig bleiben.

Die Schönheit der fünften Handlung muß in demjenigen Zuge liegen, den sie mit keiner der vorhergehenden gemein hat.

Nun haben: 1) alle fünf helfen wollen. 2) Die meisten haben ein zweckmäßiges Mittel dazu erwählt. 3) Mehrere wollten es sich etwas kosten lassen. 4) Einige haben eine große Selbstüberwindung dabei bewiesen. Einer darunter hat aus dem reinsten moralischen Antriebe gehandelt. Aber nur der fünfte hat unaufgefordert, und ohne mit sich zu Rathe zu gehen geholfen, obgleich es auf seine Kosten ging. Nur der fünfte hat sich selbst ganz dabei vergessen, und „seine Pflicht mit einer Leichtigkeit erfüllt, als wenn bloß der Instinct aus ihm gehandelt hätte.“ — Also wäre eine moralische Handlung alsdann erst eine schöne Handlung, wenn sie aussieht wie eine sich von selbst ergebende Wirkung der Natur. Mit einem Worte: eine freie Handlung ist eine schöne Handlung, wenn die

Autonomie des Gemüths und Autonomie in der Erscheinung coincidiren.

Aus diesem Grunde ist das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist.

Offenbar hat die Gewalt, welche die praktische Vernunft bei moralischen Willensbestimmungen gegen unsere Triebe ausübt, etwas Beleidigendes, etwas Peinliches in der Erscheinung. Wir wollen nun einmal nirgends Zwang sehen, auch nicht, wenn die Vernunft selbst ihn ausübt; auch die Freiheit der Natur wollen wir respectirt wissen, weil wir jedes Wesen in der ästhetischen Beurtheilung als einen Selbstzweck betrachten, und es uns, denen Freiheit das Höchste ist, ekelt, empört, daß etwas dem anderen aufgeopfert werde, und zum Mittel dienen soll. Daher kann eine moralische Handlung niemals schön sein, wenn wir der Operation zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird. Unsere sinnliche Natur muß also im Moralischen frei erscheinen, obgleich sie es nicht wirklich ist, und es muß das Ansehen haben, als wenn die Natur bloß den Auftrag unserer Triebe vollführte, indem sie sich, den Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt.

Du siehst aus dieser kleinen vorangeschickten Probe, daß meine Schönheitstheorie von der Erfahrung schwerlich zu fürchten haben wird. Ich fordere Dich auf, mir unter allen Schönheitserklärungen, die Kantsche mitein-

gerechnet, eine einzige zu nennen, die das uneigentliche Schöne so befriedigend auflöste, als, wie ich hoffe, hier geschehen ist.

Schreibe mir sobald Du kannst wieder. Binnen acht Tagen werde ich wieder einen solchen Lastwagen an Dich abgehen lassen.

Dein

S.

Jena, 23. Februar 1793.

Das Resultat meiner bisher geführten Beweise ist dieses: Es giebt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem übrigen abstrahirt und bloß darauf gesehen wird, ob sie frei, d. i. durch sich selbst bestimmt erscheinen. Diese Vorstellungsart ist nothwendig, denn sie fließt ans dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachläßlich fordert.

Daß diejenige Eigenschaft der Dinge, die wir mit dem Namen Schönheit bezeichnen, mit dieser Freiheit in der Erscheinung eins und dasselbe sei, ist noch gar nicht bewiesen; und das soll von jetztan mein Geschäft sein. Ich habe also zweierlei darzuthun: Erstlich, daß dasjenige Objective an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da ist, Schönheit verleiht, und wenn es fehlt, ihre Schönheit vernichtet; selbst wenn

sie im ersten Falle gar keinen, und im letzten alle andere Vorzüge besäßen. Zweitens habe ich zu beweisen, daß Freiheit in der Erscheinung eine solche Wirkung auf das Gefühlsvermögen nothwendig mit sich führe, die derjenigen völlig gleich ist, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden. (Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen sein, dieses Letzte a priori zu beweisen, da nur Erfahrung lehren kann, ob wir bei einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriffe der Freiheit, noch aus dem der Erscheinung ein solches Gefühl analytisch herausziehen, und eine Synthesis a priori ist es ebenso wenig; man ist also hierin durchaus auf empirische Beweise eingeschränkt — und was nur immer durch diese geleistet werden kann, hoffe ich zu leisten: nämlich durch Induction und auf psychologischem Wege zu erweisen, daß aus dem zusammengesetzten Begriff der Freiheit und der Erscheinung, der mit der Vernunft harmonirenden Sinnlichkeit ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wohlgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt.) Uebrigens werde ich zu diesem Theil der Untersuchung sobald noch nicht kommen, da die Ausführung des ersteren mehrere Briefe ausfüllen dürfte.

I.

Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit.

Ich habe neulich schon berührt, daß keinem Dinge in der Sinnenwelt Freiheit wirklich zukomme, sondern bloß scheinbar sei. Aber positiv frei kann es auch nicht einmal *scheinen*, weil dies bloß eine Idee der Vernunft ist, der keine Anschauung adäquat sein kann. Wenn aber die Dinge, insofern sie in der Erscheinung vorkommen, Freiheit weder besitzen, noch zeigen, wie kann man einen objectiven Grund dieser Vorstellung in den Erscheinungen suchen? Dieser objective Grund müßte eine solche Beschaffenheit derselben sein, deren Vorstellung uns schlechterdings *nöthigt*, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Object zu beziehen. Dies ist, was jetzt bewiesen werden muß. Frei sein und durch sich selbst bestimmt sein, von innen heraus bestimmt sein, ist eins. Jede Bestimmung geschieht entweder von außen, oder nicht von außen (von innen); was also nicht von außen bestimmt erscheint, und doch als bestimmt erscheint, muß als von innen bestimmt vorgestellt werden. „*Sobald also das Bestimmtsein gedacht wird*, so ist das Nichtvonaußenbestimmtsein indirect zugleich die Vorstellung des Voninnenbestimmtseins oder der Freiheit."

Wie wird nun dieses Nichtvonaußenbestimmtsein selbst wieder vorgestellt? Hierauf beruht alles; denn wird dieses an einem Gegenstand nicht nothwendig vorgestellt,

so ist auch gar kein Grund da, das Voninnenbestimmtsein oder die Freiheit vorzustellen. Nothwendig aber muß die Vorstellung des letztern sein, weil unser Urtheil vom Schönen Nothwendigkeit enthält, und jedermanns Bestimmung fordert. Es darf also nicht dem Zufall überlassen sein, ob wir bei der Vorstellung eines Objects auf seine Freiheit Rücksicht nehmen wollen, sondern die Vorstellung desselben muß auch die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins schlechterdings und nothwendig mit sich führen.

Dazu wird nun erfordert, daß uns der Gegenstand selbst durch seine objective Beschaffenheit einlade, oder vielmehr nöthige, auf die Eigenschaft des Nichtvonaußenbestimmtseins an ihm zu merken; weil eine bloße Negation nur dann bemerkt werden kann, wenn ein Bedürfniß nach ihrem positiven Gegentheile vorausgesetzt wird.

Ein Bedürfniß nach der Vorstellung des Voninnenbestimmtseins, des Bestimmungsgrundes, kann nur durch Vorstellung des Bestimmtseins entstehen. Zwar ist alles, was uns vorgestellt werden kann, etwas bestimmtes, aber nicht alles wird als ein solches vorgestellt; und was nicht vorgestellt wird, ist für uns so gut als gar nicht vorhanden. Etwas muß an dem Gegenstande sein, was ihn aus der unendlichen Reihe des Nichtssagenden und Leeren heraushebt, und unseren Erkenntnißtrieb reizt; denn das Nichtssagende ist dem Nichts beinahe gleich. Es muß sich als ein Bestimmtes darstellen, denn er soll uns auf das Bestimmende führen.

Nun ist aber der Verstand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge sucht; folglich muß der Verstand in's Spiel gesetzt werden. Der Verstand muß veranlaßt werden, über die Form des Objects zu reflectiren: über die Form; denn der Verstand hat es nur mit der Form zu thun.

Das Object muß also eine solche Form besitzen und zeigen, die eine Regel zuläßt: denn der Verstand kann sein Geschäft nur nach Regeln verwalten. Es ist aber nicht nöthig, daß der Verstand diese Regel erkennt (denn Erkenntniß der Regel würde allen Schein der Freiheit zerstören, wie bei jeder strengen Regelmäßigkeit wirklich der Fall ist), es ist genug, daß der Verstand auf eine Regel — unbestimmt welche — geleitet wird.

(Man darf nur ein einzelnes Baumblatt betrachten, so dringt sich einem sogleich die Unmöglichkeit auf, daß sich das Mannigfaltige an demselben von ungefähr und ohne alle Regel so habe ordnen können, wenn man auch gleich von der teleologischen Beurtheilung abstrahirt. Die unmittelbare Reflexion über den Anblick desselben lehrt es, ohne daß man nöthig hat, diese Regel einzusehen und sich einen Begriff von der Structur desselben zu bilden.)

Eine Form, welche sich nach einer Regel behandeln läßt, auf eine Regel deutet, heißt kunstmäßig oder technisch. Nur die technische Form eines Objects veranlaßt den Verstand, den Grund zu der Folge zu suchen, und das Bestimmende zu dem Bestimmten; und insofern

also eine solche Form ein Bedürfniß erweckt, nach einem Grunde der Bestimmung zu fragen, so führt hier die Negation des Vonaußenbestimmtseins ganz nothwendig auf die Vorstellung des Voninnenbestimmtseins oder der Freiheit.

Freiheit kann also nur mit Hilfe der Technik sinnlich dargestellt werden, sowie Freiheit des Willens nur mit Hilfe der Causalität, und materiellen Willensbestimmungen gegenüber, gedacht werden kann. Mit anderen Worten: der negative Begriff der Freiheit ist nur durch den positiven Begriff seines Gegentheils denkbar; und so wie die Vorstellung der Naturcausalität nöthig ist, um uns auf die Vorstellung der Willensfreiheit zu leiten, so ist eine Vorstellung von Freiheit nöthig, um uns im Reiche der Erscheinungen auf Freiheit zu leiten.

Hieraus ergiebt sich nun eine zweite Grundbedingung des Schönen, ohne welche die erste bloß ein leerer Begriff sein würde. Freiheit in der Erscheinung ist zwar der Grund der Schönheit, aber Technik ist die nothwendige Bedingung unserer Vorstellung von der Freiheit. Man könnte dieses auch so ausdrücken: Der Grund der Schönheit ist überall Freiheit in der Erscheinung. Der Grund unserer Vorstellung von Schönheit ist Technik in der Freiheit.

Vereinigt man beide Grundbedingungen der Schönheit und der Vorstellung der Schönheit, so ergiebt sich daraus folgende Erklärung:

Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit.

Ehe ich aber von dieser Erklärung einen sichern und philosophischen Gebrauch machen kann, muß ich erst den Begriff Natur bestimmen, und vor jeder Mißdeutung sicherstellen. Der Ausdruck Natur ist mir darum lieber als Freiheit, weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichnet, worauf das Schöne sich einschränkt, und neben dem Begriffe der Freiheit auch sogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeutet. Der Technik gegenübergestellt, ist Natur, was durch sich selbst ist; Kunst ist, was durch eine Regel ist; Natur in der Kunstmäßigkeit, was sich selber die Regel giebt — was durch seine eigene Regel ist. (Freiheit in der Regel, Regel in der Freiheit.)

Wenn ich sage: die Natur des Dinges, das Ding folgt seiner Natur, es bestimmt sich durch seine Natur, so setze ich darin die Natur allem demjenigen entgegen, was von dem Objecte verschieden ist, was bloß als zufällig an demselben betrachtet wird, und hinweggedacht werden kann, ohne zugleich sein Wesen aufzuheben. Es ist gleichsam die Person des Dinges, wodurch es von allen anderen Dingen, die nicht seiner Art sind, unterschieden wird. Daher werden diejenigen Eigenschaften, welche ein Object mit allen anderen gemein hat, nicht eigentlich zu seiner Natur gerechnet, ob es gleich diese Eigenschaften nicht ablegen kann, ohne daß es aufhörte zu existiren. Nur dasjenige wird durch den Ausdruck Natur bezeichnet, wodurch es das bestimmte Ding wird, was es ist. Alle Körper z. B. sind schwer;

aber zur Natur eines körperlichen Dinges gehören nur diejenigen Wirkungen der Schwere, welche aus seiner speciellen Beschaffenheit resultiren. Sobald die Schwerkraft an einem Dinge, für sich selbst und unabhängig von seiner speciellen Beschaffenheit, bloß als allgemeine Naturkraft wirkt, so wird sie als eine fremde Gewalt angesehen, und ihre Wirkungen verhalten sich als Heteronomie gegen die Natur des Dinges. Ein Beispiel mag dies in's Licht setzen. Eine Vase ist, als Körper betrachtet, der Schwerkraft unterworfen; aber die Wirkungen der Schwerkraft müssen, wenn sie die Natur einer Vase nicht verleugnen soll, durch die Form der Vase modificirt, d. i. besonders bestimmt und durch diese specielle Form nothwendig gemacht worden sein. Jede Wirkung der Schwerkraft an einer Vase aber ist zufällig, welche unbeschadet ihrer Form als Vase kann hinweggenommen werden. Alsdann wirkt die Schwerkraft gleichsam außerhalb der Oekonomie, außerhalb der Natur des Dinges, und erscheint sogleich als eine fremde Gewalt. Dies geschieht, wenn die Vase in einen weiten und breiten Bauch sich endigt, weil es da aussieht, als ob die Schwere der Länge genommen hätte, was sie der Breite gegeben; kurz, als ob die Schwerkraft über die Form, nicht die Form über die Schwerkraft geherrscht hätte.

Ebenso ist es mit Bewegungen. Eine Bewegung gehört zur Natur des Dinges, wenn sie aus der speciellen Beschaffenheit oder aus der Form des Dinges nothwendig fließt. Eine Bewegung aber, welche dem

Dinge, unabhängig von seiner speciellen Form, durch das allgemeine Gesetz der Schwere vorgeschrieben wird, liegt außerhalb der Natur desselben, und zeigt Heteronomie. Man stelle ein schweres Wagenpferd neben einen leichten spanischen Zelter. Die Last, welche jenes zu ziehen gewöhnt worden ist, hat seinen Bewegungen die Natürlichkeit genommen, daß es, auch ohne einen Wagen hinter sich herzuschleppen, ebenso mühsam und schwerfällig einhertrabt, als wenn es einen zu ziehen hätte. Seine Bewegungen entspringen nicht mehr aus seiner speciellen Natur, sondern verrathen die geschleppte Last des Wagens. Der leichte Zelter hingegen ist nie gewöhnt worden, eine größere Kraft anzuwenden, als er auch in seiner größten Freiheit zu äußern sich angetrieben fühlt. Jede seiner Bewegungen ist also eine Wirkung seiner sich selbst überlassenen Natur. Daher bewegt er sich so leicht, als wenn er gar keine Last wäre, über dieselbe Fläche hinweg, die das Kutschpferd mit bleischweren Füßen tritt. „Man wird bei ihm gar nicht daran erinnert, daß er ein Körper ist: so sehr hat die specielle Pferdeform die allgemeine Körpernatur, die der Schwere gehorchen muß, überwunden.“ Hingegen macht die Schwerfälligkeit der Bewegung das Kutschpferd augenblicklich in unserer Vorstellung zur Masse, und die eigenthümliche Natur des Rosses wird in demselben von der allgemeinen Körpernatur unterdrückt.

Wenn man einen flüchtigen Blick durch das Thierreich wirft, so findet man, daß die Schönheit der Thiere

in demselben Verhältnisse abnimmt, als sie sich der Masse nähern und bloß der Schwerkraft zu dienen scheinen. Die Natur eines Thieres (in der ästhetischen Bedeutung dieses Wortes) äußert sich entweder in seinen Bewegungen, oder in seinen Formen, und beide werden eingeschränkt durch die Masse. Hat die Masse Einfluß gehabt auf die Form, so nennen wir diese plump; hat die Masse Einfluß gehabt auf die Bewegung, so heißt diese unbehilflich. Im Bau des Elephanten, des Bären, des Stiers u. s. w. ist es die Masse, welche an der Form sowohl, als an der Bewegung dieser Thiere einen sichtbaren Antheil hat. Die Masse aber muß jederzeit der Schwerkraft gehorchen, die sich gegen die eigene Natur des organischen Körpers als eine fremde Potenz verhält.

Dagegen nehmen wir überall Schönheit wahr, wo die Masse von der Form und (im Thier- und Pflanzenreich) von den lebendigen Kräften (in die ich die Autonomie des Organischen setze) völlig beherrscht wird.

Die Masse eines Pferdes ist bekanntlich von ungleich größerem Gewicht, als die Masse einer Ente oder eines Krebses; nichtsdestoweniger ist die Ente schwer und das Pferd leicht; bloß weil sich die lebendigen Kräfte zur Masse bei beiden ganz verschieden verhalten. Dort ist es der Stoff, der die Kraft beherrscht; hier ist die Kraft Herr über den Stoff.

Unter den Thiergattungen ist das Vogelgeschlecht der beste Belag meines Satzes. Ein Vogel im Fluge ist die glücklichste Darstellung des durch die Form be-

zwungenen Stoffes, der durch die Kraft überwundenen Schwere.

Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß die Fähigkeit über die Schwere zu siegen oft zum Symbol der Freiheit gebraucht wird. Wir drücken die Freiheit der Phantasie aus, indem wir ihr Flügel geben; wir lassen Psyche mit Schmetterlingsflügeln sich über das Irdische erheben, wenn wir ihre Freiheit von den Fesseln des Stoffs bezeichnen wollen. Offenbar ist die Schwerkraft eine Fessel für jedes Organische, und ein Sieg über dieselbe giebt daher kein unschickliches Sinnbild der Freiheit ab. Nun giebt es aber keine treffendere Darstellung der besiegten Schwere, als ein geflügeltes Thier, das sich aus innerem Leben (Autonomie des Organischen) der Schwerkraft direct entgegen bestimmt. Die Schwerkraft verhält sich ungefähr ebenso gegen die lebendige Kraft des Vogels, wie sich — bei reinen Willensbestimmungen — die Neigung zu der gesetzgebenden Vernunft verhält.

Ich widerstehe der Versuchung, Dir an der menschlichen Schönheit die Wahrheit meiner Behauptungen noch anschaulicher zu machen; dieser Materie gebührt ein eigener Brief. Du ersiehst nun aus dem bisher Gesagten, was ich zum Begriff der Natur (in ästhetischer Bedeutung) rechne, und davon ausgeschlossen wissen will.

Natur an einem technischen Dinge, inwiefern wir sie dem Nichttechnischen entgegensetzen, ist seine technische Form selbst, gegen welche alles andere, was nicht zu dieser technischen Oekonomie gehört, als etwas Auswär-

tiges, und wenn es darauf Einfluß gehabt hat, als Heteronomie und als Gewalt betrachtet wird. Aber es ist damit noch nicht genug, daß ein Ding nur durch seine Technik bestimmt erscheine — rein technisch sei; denn das ist auch jede streng mathematische Figur, ohne deswegen schön zu sein. Die Technik selbst muß wieder durch die Natur des Dinges bestimmt erscheinen, welches man den freiwilligen Consens des Dinges zu seiner Technik nennen könnte. Hier wird also die Natur des Dinges von seiner Technik wieder unterschieden, da sie doch kurz vorher für identisch mit derselben erklärt wurde. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Gegen äußere Bestimmungen verhält sich die technische Form des Dinges als Natur; aber gegen das innere Wesen des Dinges kann sich die technische Form wieder als etwas Aeußeres und Fremdes verhalten. Z. B. es ist die Natur eines Zirkels, daß er eine Linie sei, die in jedem Punkte ihrer Richtung von einem gegebenen Punkte gleichweit absteht. Schneidet nun ein Gärtner einen Baum zu einer Zirkelfigur aus, so fordert die Natur des Zirkels, daß er vollkommen rund geschnitten sei. Sobald also eine Zirkelfigur an dem Baume angekündigt wird, so muß sie erfüllt werden, und es beleidigt unser Auge, wenn dagegen gesündigt wird. Aber was die Natur des Zirkels fordert, das widerstreitet der Natur des Baumes; und weil wir nicht umhin können, dem Baume seine eigene Natur, seine Persönlichkeit, zuzugestehen, so verdrießt uns diese Gewaltthätigkeit, und es gefällt uns,

wenn er die ihm aufgedrungene Technik aus innerer Freiheit vernichtet. Die Technik ist also überall etwas Fremdes, wo sie nicht aus dem Dinge selbst entsteht, nicht mit der ganzen Existenz desselben eins ist, nicht von innen heraus, sondern von außen hineinkommt, nicht dem Dinge nothwendig und angeboren, sondern ihm gegeben und also zufällig ist.

Noch ein Beispiel wird uns vollkommen verständigen. Wenn der Mechanikus ein musikalisches Instrument verfertigt, so kann es noch so rein technisch sein, ohne auf Schönheit Anspruch zu machen. Es ist rein technisch, wenn alles an demselben Form ist, wenn überall nur der Begriff, und nirgends der Stoff oder der Mangel von Seiten des Künstlers seine Form bestimmt. Auch kann man von diesem Instrumente sagen, es habe Autonomie; sobald man nämlich das *αὐτὸ* in den Gedanken setzt, der hier völlig und rein gesetzgebend war, und den Stoff übermeisterte. Setzt man aber das *αὐτὸ* des Instruments in dasjenige, was an ihm Natur ist, und wodurch es existirt, so verändert sich das Urtheil. Seine technische Form wird als etwas von ihm Verschiedenes, von seiner E x i s t e n z Unabhängiges und Zufälliges erkannt, und als eine äußere Gewalt betrachtet. Es entdeckt sich, daß diese technische Form etwas Auswärtiges ist, daß sie ihm durch den Verstand des Künstlers gewaltthätig aufgedrungen worden. Ob also gleich die technische Form des Instruments, wie wir angenommen haben, reine Autonomie e n t h ä l t und ä u ß e r t, so i s t

sie selbst doch Heteronomie gegen das Ding, an dem sie sich findet. Ob sie gleich keinen Zwang, weder von Seiten des Stoffs noch des Künstlers erleidet, so übt sie ihn doch gegen die eigene Natur des Dinges aus — sobald wir dieses als ein Naturding betrachten, welches einem logischen Dinge (einem Begriffe) zu dienen genöthigt wird.

Was wäre also Natur in dieser Bedeutung? Das innere Princip der Existenz an einem Dinge, zugleich als der Grund seiner Form betrachtet; die innere Nothwendigkeit der Form. — Die Form muß im eigentlichsten Sinne zugleich selbstbestimmend und selbstbestimmt sein; nicht bloße Autonomie, sondern Heautonomie muß da sein. Aber, wirst Du hier einwenden, wenn die Form mit der Existenz des Dinges zusammen eins ausmachen muß, um Schönheit hervorzubringen, wo bleiben die Schönheiten der Kunst, welche diese Heautonomie niemals haben können? Ich will Dir darauf antworten, wann wir erst zu dem Schönen der Kunst gekommen sind; denn dieses erfordert ein ganz eigenes Capitel. Nur so viel kann ich Dir im Voraus sagen: daß diese Forderung von der Kunst nicht darf abgewiesen werden, und daß auch die Formen der Kunst mit der Existenz des Geformten Eins ausmachen müssen, wenn sie auf die höchste Schönheit Anspruch machen sollen; und da sie dieses in der Wirklichkeit nicht können, weil die menschliche Form an einem Marmor immer zufällig bleibt, so müssen sie wenigstens so erscheinen. Was ist also Natur in der Kunstmäßigkeit?

Autonomie in der Technik? Sie ist die reine Zusammenstimmung des inneren Wesens mit der Form, eine Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist. (Aus diesem Grunde ist in der Sinnenwelt nur das Schöne ein Symbol des in sich Vollendeten oder des Vollkommenen, weil es nicht wie das Zweckmäßige auf etwas außer sich braucht bezogen zu werden, sondern sich selbst zugleich gebietet und gehorcht, und sein eigenes Gesetz vollbringt.)

Ich hoffe Dich nunmehr in den Stand gesetzt zu haben, mir ungehindert zu folgen, wenn ich von Natur, von Selbstbestimmung, von Autonomie und Heautonomie, von Freiheit und von Kunstmäßigkeit spreche. Du wirst auch mit mir darüber einig sein, daß diese Natur und diese Heautonomie objective Beschaffenheiten der Gegenstände sind, denen ich sie zuschreibe; denn sie bleiben ihnen, auch wenn das vorstellende Subject ganz hinweggedacht wird. Der Unterschied zwischen zwei Naturwesen — worunter das eine ganz Form ist, und eine vollkommene Herrschaft der lebendigen Kraft über die Masse zeigt, das andere aber von seiner Masse unterjocht worden ist — bleibt übrig, auch nach völliger Hinwegdenkung des beurtheilenden Subjects. Ebenso ist der Unterschied zwischen einer Technik durch Verstand und einer Technik durch Natur (wie bei allem Organischen) gänzlich unabhängig von der Existenz des vernünftigen Subjects. Er ist also objectiv, und also ist es auch der Begriff von einer Natur in der Technik, der sich darauf gründet.

Freilich ist die Vernunft nöthig, um von dieser objectiven Eigenschaft der Dinge gerade einen solchen Gebrauch zu machen, wie bei dem Schönen der Fall ist. Aber dieser subjective Gebrauch hebt die Objectivität des Grundes nicht auf, denn auch mit dem Vollkommenen, mit dem Guten, mit dem Nützlichen hat es dieselbe Bewandtniß, ohne daß darum die Objectivität dieser Prädicate weniger gegründet wäre.

„Freilich wird der Begriff der Freiheit selbst, oder das Positive, von der Vernunft erst in das Object hineingelegt, indem sie dasselbe unter der Form des Willens betrachtet; aber das Negative dieses Begriffes giebt die Vernunft dem Objecte nicht, sondern sie findet es in demselben schon vor. Der Grund der dem Objecte zugesprochenen Freiheit liegt also doch in ihm selbst, obgleich die Freiheit nur in der Vernunft liegt."

Kant stellt in seiner Kritik der Urtheilskraft (Seite 177) einen Satz auf, der von ungemeiner Fruchtbarkeit ist, und der, wie ich denke, erst aus meiner Theorie seine Erklärung erhalten kann. Natur, sagt er, ist schön, wenn sie aussieht wie Kunst; Kunst ist schön, wenn sie aussieht wie Natur. Dieser Satz macht also die Technik zu einem wesentlichen Requisit des Naturschönen, und die Freiheit zur wesentlichen Bedingung des Kunstschönen. Da aber das Kunstschöne schon an sich selbst die Idee der Technik, das Naturschöne die Idee der Freiheit mit einschließt, so gesteht also Kant selbst ein, daß

Schönheit nichts anderes, als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit sei.

Wir müssen erstlich wissen, daß das schöne Ding ein Naturding ist, d. i. daß es durch sich selbst ist; zweitens muß es uns vorkommen, als ob es durch eine Regel wäre: denn er sagt ja, es muß aussehen wie Kunst. Beide Vorstellungen: es ist durch sich selbst, und es ist durch eine Regel, lassen sich aber nur auf eine einzige Art vereinigen, nämlich, wenn man sagt: es ist durch eine Regel, die es sich selbst gegeben hat. Autonomie in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit.

Es könnte aus dem Bisherigen scheinen, als ob Freiheit und Kunstmäßigkeit einen völlig gleichen Anspruch auf das Wohlgefallen hätten, das uns die Schönheit einflößt; als ob die Technik mit der Freiheit in gleicher Reihe stände — und da hätte ich freilich sehr unrecht, daß ich in meiner Erklärung vom Schönen (Autonomie in der Erscheinung) nur auf die Freiheit Rücksicht nahm, und der Technik gar nicht erwähnte. Aber meine Definition ist sehr genau abgewogen worden: Technik und Freiheit haben nicht dasselbe Verhältniß zum Schönen; Freiheit allein ist der Grund des Schönen, Technik ist nur der Grund unserer Vorstellung von der Freiheit — jene also der unmittelbare Grund, diese nur mittelbar die Bedingung der Schönheit. Technik nämlich trägt nur insofern zur Schönheit bei, als sie dazu dient, die Vorstellung der Freiheit zu erregen.

Vielleicht kann ich diesen Satz — der übrigens aus dem Vorhergehenden schon ziemlich klar ist — noch auf folgendem Wege erläutern.

Bei dem Naturschönen sehen wir mit unsern Augen, daß es durch sich selbst ist; daß es durch eine Regel sei, sagt uns nicht der Sinn, sondern der Verstand. Nun verhält sich aber die Regel zur Natur, wie Zwang zur Freiheit. Da wir uns nun die Regel bloß denken, die Natur aber sehen: so denken wir uns Zwang, und sehen Freiheit. Der Verstand erwartet und fordert eine Regel, der Sinn lehrt, daß das Ding durch sich selbst und durch keine Regel ist. Läge uns nun an der Technik, so müßte uns die fehlgeschlagene Erwartung verdrießen, die uns doch vielmehr Vergnügen macht. Also muß uns an der Freiheit und nicht an der Technik liegen. Wir hätten Ursache, aus der Form des Dinges auf einen logischen Ursprung, also auf Heteronomie zu schließen, und wider Erwartung finden wir Autonomie. Da wir über diesen Fund froh sind und uns dadurch gleichsam von einer Sorge (die in unserem praktischen Vermögen ihren Sitz hat) erleichtert fühlen, so beweist dieses, daß wir bei der Regelmäßigkeit nicht soviel, als bei der Freiheit gewinnen. Es ist bloß ein Bedürfniß unserer theoretischen Vernunft, uns die Form des Dinges als abhängig von einer Regel zu denken; aber daß es durch keine Regel, sondern durch sich selbst ist, ist ein Factum für unseren Sinn. Wie könnten wir aber einen ästhetischen Werth auf die Technik legen, und doch mit Wohl-

gefallen wahrnehmen, daß ihr Gegentheil wirklich ist? Also dient die Vorstellung der Technik bloß dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Products von derselben in's Gemüth zu rufen, und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen.

Dieses leitet mich nun von selbst auf den Unterschied zwischen dem Schönen und dem Vollkommenen. Alles Vollkommene, das absolut Vollkommene ausgenommen, welches das Moralische ist, ist unter dem Begriff der Technik enthalten, weil es in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem besteht. Da nun die Technik bloß mittelbar zu der Schönheit beiträgt, insofern sie die Freiheit bemerkbar macht, das Vollkommene aber unter dem Begriff der Technik enthalten ist: so sieht man gleich, daß es nur die Freiheit in der Technik ist, was das Schöne von dem Vollkommenen unterscheidet. Das Vollkommene kann Autonomie haben, insofern seine Form durch seinen Begriff rein bestimmt worden ist; aber Heautonomie hat nur das Schöne, weil nur an diesem die Form durch das innere Wesen bestimmt ist.

Das Vollkommene, dargestellt mit Freiheit, wird sogleich in das Schöne verwandelt. Es wird aber mit Freiheit dargestellt, wenn die Natur des Dinges mit seiner Technik zusammenstimmend erscheint; wenn es aussieht, als wenn diese aus dem Dinge selbst freiwillig hervorgeflossen wäre. Man kann das Bisherige auch kurz so ausdrücken: Vollkommen ist ein Gegenstand, wenn alles Mannigfaltige an ihm zur Einheit seines Begriffs

übereinstimmt; schön ist er, wenn seine Vollkommenheit als Natur erscheint. Die Schönheit wächst, wenn die Vollkommenheit zusammengesetzter wird, und die Natur dabei nichts leidet; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen schwieriger, und ihre glückliche Auflösung eben darum überraschender.

Zweckmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Vollkommenheit — Eigenschaften, in denen man die Schönheit so lange gefunden zu haben glaubte — haben mit derselben ganz und gar nichts zu thun. Wo aber Ordnung, Proportion u. s. w. zur Natur eines Dinges gehören, wie bei allem Organischen, da sind sie auch eo ipso unverletzbar; aber nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie von der Natur des Dinges unzertrennlich sind. Eine grobe Verletzung der Proportion ist häßlich, aber nicht weil Beobachtung der Proportion Schönheit ist. Ganz und gar nicht, sondern weil sie eine Verletzung der Natur ist, also Heteronomie andeutet. Ich bemerke überhaupt, daß der ganze Irrthum derer, welche die Schönheit in der Proportion oder in der Vollkommenheit suchten, davon herrührt: sie fanden, daß die Verletzung derselben den Gegenstand häßlich machte; daraus zogen sie gegen alle Logik den Schluß, daß die Schönheit in der genauen Beobachtung dieser Eigenschaften enthalten sei. Aber alle diese Eigenschaften machen bloß die Materie des Schönen, welche sich bei jedem Gegenstande abändern kann; sie können zur Wahrheit

gehören, welche auch nur die Materie der Schönheit ist. Die Form des Schönen ist nur ein freier Vortrag der Wahrheit, der Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit.

Wir nennen ein Gebäude vollkommen, wenn sich alle Theile desselben nach dem Begriffe und dem Zwecke des ganzen richten, und seine Form durch seine Idee rein bestimmt worden ist. Schön aber nennen wir es, wenn wir diese Idee nicht zu Hilfe nehmen müssen, um die Form einzusehen, wenn sie freiwillig und absichtslos aus sich selbst hervorzuspringen, und alle Theile sich durch sich selbst zu beschränken scheinen. Ein Gebäude kann deswegen (beiläufig zu sagen) nie ein ganz freies Kunstwerk sein, und nie ein Ideal der Schönheit erreichen, weil es schlechterdings unmöglich ist, an einem Gebäude, das Treppen, Thüren, Kamine, Fenster und Oefen braucht, ohne Hilfe eines Begriffs auszureichen, und also Heteronomie zu verbergen. Völlig rein kann also nur diejenige Kunstschönheit sein, deren Original in der Natur selbst sich findet.

Schön ist ein Gefäß, wenn es, ohne seinem Begriff zu widersprechen, einem freien Spiele der Natur gleich sieht. Die Handhabe an einem Gefäß ist bloß des Gebrauchs wegen, also durch einen Begriff da; soll aber das Gefäß schön sein, so muß diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man ihre Bestimmung vergißt. Ginge sie aber in einem rechten Winkel ab, verengte sich der weite Bauch plötzlich zu einem engen Halse u. dgl., so würde diese ab-

rupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Autonomie der Erscheinung würde verschwinden.

Wann sagt man wohl, daß eine Person schön gekleidet sei? Wenn weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet; wenn dieses aussieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte, und doch auf's Vollkommenste seinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder vielmehr der Geschmack betrachtet alle Dinge als Selbstzwecke, und duldet schlechterdings nicht, daß eins dem anderen als Mittel dient, oder das Joch trägt. In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings consentiren muß. In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist, als die vollkommenste Platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respect von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, daß ich niemand merken lasse, daß er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch reciproce, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabei leidet; und wenn beide Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sei. Spannt hingegen der Rock, so verlieren wir beide, der Rock und ich von unserer Freiheit. Deswegen sind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich

wenig schön; denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bei der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er sich selbst mit der seinigen aufbläht, und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt.

Eine Birke, eine Fichte, eine Pappel ist schön, wenn sie schlank emporsteigt, eine Eiche, wenn sie sich krümmt; die Ursache ist, weil diese sich selbst überlassen die krumme, jene hingegen die gerade Richtung lieben. Zeigt sich also die Eiche schlank und die Birke verbogen, so sind sie beide nicht schön, weil ihre Richtungen fremden Einfluß, Heteronomie verrathen. Wird hingegen die Pappel vom Winde gebogen, so finden wir dies wieder schön, weil sie durch ihre schwankende Bewegung ihre Freiheit äußert.

Welchen Baum wird sich der Maler am liebsten aussuchen, um ihn in Landschaften zu benutzen? Denjenigen gewiß, der von der Freiheit Gebrauch macht, die ihm bei aller Technik seines Baues gelassen ist — der sich nicht nach seinem Nachbar sklavisch richtet, sondern sich selbst mit einiger Kühnheit etwas herausnimmt, aus seiner Ordnung tritt, sich eigensinnig dahin oder dorthin wendet, wenn er auch gleich hier eine Lücke lassen, dort etwas durch seine ungestüme Dazwischenkunft verwirren müßte. An demjenigen hingegen, der immer in einerlei Richtung verharrt, auch wenn ihm seine Gattung weit

mehr Freiheit vergönnt, dessen Aeste ängstlich in Reihe und Glied bleiben, als wenn sie nach der Schnur gezogen wären, wird er mit Gleichgültigkeit vorübergehen.

An jeder großen Composition ist es nöthig, daß sich das Einzelne einschränke, um das Ganze zum Effect kommen zu lassen. Ist diese Einschränkung des Einzelnen zugleich eine Wirkung seiner Freiheit, d. i. setzt es sich diese Grenze selbst, so ist die Composition schön. Schönheit ist durch sich selbst gebändigte Kraft, Beschränkung aus Kraft.

Eine Landschaft ist schön componirt, wenn alle einzelne Partien, aus denen sie besteht, so ineinanderspielen, daß jede sich selbst ihre Grenze setzt, und das Ganze also das Resultat von der Freiheit des Einzelnen ist. Alles in einer Landschaft soll auf das Ganze bezogen sein, und alles Einzelne soll doch nur unter seiner eigenen Regel zu stehen, seinem eigenen Willen zu folgen scheinen. Es ist aber unmöglich, daß die Zusammenstimmung zu einem Ganzen kein Opfer von Seiten des Einzelnen koste, da die Collision der Freiheit unvermeidlich ist. Der Berg wird also auf manches einen Schatten werfen wollen, was man beleuchtet haben will; Gebäude werden die Naturfreiheit einschränken, die Aussicht hemmen; die Zweige werden lästige Nachbarn sein; Menschen, Thiere, Wolken wollen sich bewegen, denn die Freiheit des Lebendigen äußert sich nur in Handlung. Der Fluß will in seiner Richtung kein Gesetz von dem Ufer annehmen, sondern seinem eigenen folgen; kurz: jedes Einzelne will

seinen Willen haben. Wo bliebe aber nun die Harmonie des Ganzen, wenn jedes nur für sich selbst sorgt? Daraus eben geht sie hervor, daß jedes aus innerer Freiheit sich gerade die Einschränkung vorschreibt, die das andere braucht, um seine Freiheit zu äußern. Ein Baum im Vordergrunde könnte eine schöne Partie im Hintergrunde bedecken; ihn zu nöthigen, daß er das nicht thut, würde seiner Freiheit zu nahe getreten sein und Stümperei verrathen. Was thut also der verständige Künstler? Er läßt denjenigen Ast des Baumes, der den Hintergrund zu verhüllen droht, aus eigener Schwere sich heruntersenken, und dadurch dem hinteren Prospecte freiwillig Platz machen; und so vollbringt der Baum den Willen des Künstlers, indem er bloß seinem eigenen folgt.

Eine Versification ist schön, wenn jeder einzelne Vers sich selbst seine Länge und Kürze, seine Bewegung und seinen Ruhepunkt giebt, jeder Reim sich aus innerer Nothwendigkeit darbietet und doch wie gerufen kommt — kurz, wenn kein Wort von dem anderen, kein Vers von dem anderen Notiz zu nehmen, bloß seiner selbst wegen da zu stehen scheint, und doch alles so ausfällt, als wenn es verabredet wäre.

Warum ist das Naive schön? — Weil die Natur darin über Künstelei und Verstellung ihre Rechte behauptet. Wenn uns Virgil einen Blick in das Herz der Dido will werfen lassen, und uns zeigen will, wie weit es mit ihrer Liebe gekommen ist, so hätte er dies als Er-

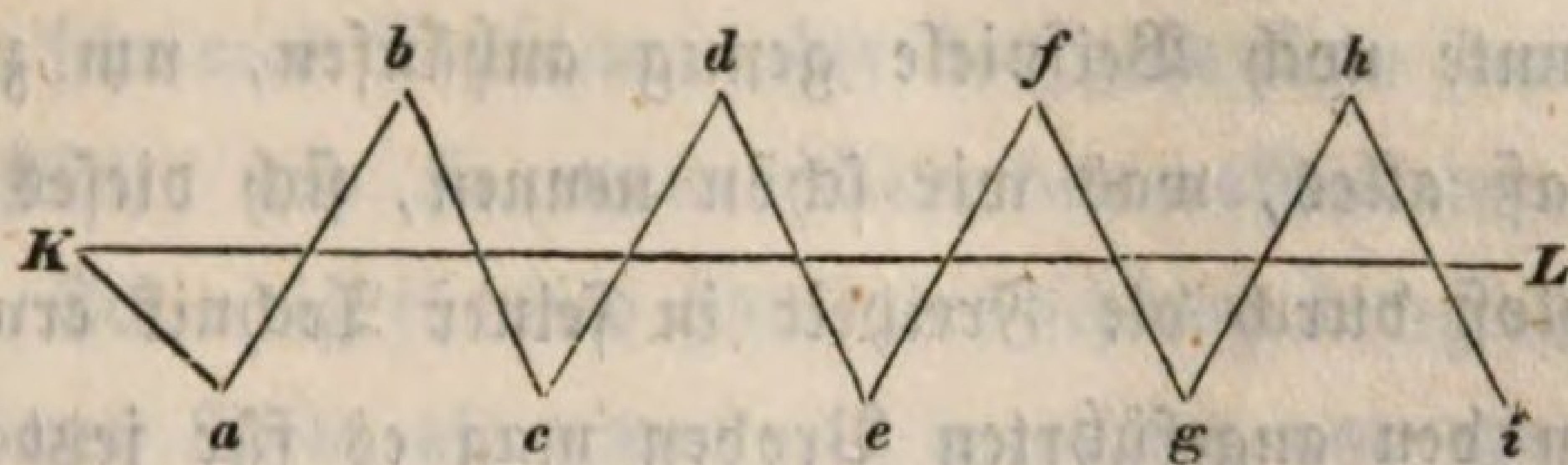
zähler recht gut in seinem eigenen Namen sagen können; aber dann würde diese Darstellung auch nicht schön gewesen sein. Wenn er uns aber die nämliche Entdeckung durch die Dido selbst machen läßt, ohne daß sie die Absicht hat, so aufrichtig gegen uns zu sein (siehe das Gespräch zwischen Anna und Dido im Anfange des vierten Buches): so nennen wir dies wahrhaft schön; denn es ist die Natur selbst, welche das Geheimniß ausplaudert.

Gut ist eine Lehrart, wo man vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet; schön ist sie, wenn sie sokratisch ist, d. i. wenn sie dieselben Wahrheiten aus dem Kopfe und Herzen des Zuhörers herausfragt. Bei der ersten werden dem Verstande seine Ueberzeugungen in forma abgefordert, bei der zweiten werden sie ihm abgelockt.

Warum wird die Schlangenlinie für die schönste gehalten? Ich habe an dieser einfachsten aller ästhetischen Aufgaben meine Theorie besonders geprüft, und ich halte diese Probe darum für entscheidend, weil bei dieser einfachen Aufgabe keine Täuschung durch Nebenursachen stattfinden kann.

Eine Schlangenlinie, kann der Baumgartenianer sagen, ist darum die schönste, weil sie sinnlich vollkommen ist. Es ist eine Linie, die ihre Richtung immer abändert (Mannigfaltigkeit) und immer wieder zu derselben Richtung zurückkehrt (Einheit). Wäre sie aber aus kei-

nem besseren Grunde schön, so müßte es folgende Linie auch sein:



welche gewiß nicht schön ist. Auch hier ist Veränderung der Richtung: ein Mannigfaltiges, nämlich a, b, c, d, e, f, g, h, i; und Einheit der Richtung ist auch da, welche der Verstand hineindenkt, und die durch die Linie K, L vorgestellt ist. Diese Linie ist nicht schön, ob sie gleich sinnlich vollkommen ist.

Folgende Linie aber ist eine schöne Linie, oder könnte es doch sein, wenn meine Feder besser wäre.



Nun ist der ganze Unterschied zwischen dieser zweiten und jener bloß der, daß jene ihre Richtung ex abrupto, diese aber unmerklich verändert; der Unterschied ihrer Wirkungen auf das ästhetische Gefühl muß also in diesem einzig bemerkbaren Unterschied ihrer Eigenschaften gegründet sein. Was ist aber eine plötzlich veränderte Richtung anders, als eine gewaltsam veränderte? Die Natur liebt keinen Sprung. Sehen wir sie einen thun, so zeigt es, daß ihr Gewalt geschehen ist. Freiwillig hingegen erscheint nur diejenige Bewegung, an der man keinen bestimmten Punkt angeben kann, bei dem sie ihre Richtung abänderte. Und dies ist der

Fall mit der Schlangenlinie, welche sich von der oben abgebildeten bloß durch ihre Freiheit unterscheidet. Ich könnte noch Beispiele genug anhäufen, um zu zeigen, daß alles, was wir schön nennen, sich dieses Prädicat bloß durch die Freiheit in seiner Technik erwerbe; aber an den angeführten Proben mag es für jetzt genug sein. Weil also Schönheit an keiner Materie haftet, sondern bloß in der Behandlung besteht; alles aber, was sich den Sinnen vorstellt, technisch oder nicht-technisch, frei oder nicht-frei erscheinen kann: so folgt daraus, daß sich das Gebiet des Schönen sehr weit erstrecke, weil die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verstand ihr unmittelbar vorstellen, nach der Freiheit fragen kann und muß. Darum ist das Reich des Geschmacks ein Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei, wie ich.

Darum stört uns jede sich aufdringende Spur der despotischen Menschenhand in einer freien Naturgegend; darum jeder Tanzmeisterzwang im Gange und in den Stellungen; darum jede Künstelei in den Sitten und Manieren; darum alles Eckige im Umgange; darum jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfassungen, Gewohnheiten und Gesetzen.

Es ist auffallend, wie sich der gute Ton (Schönheit des Umganges) aus meinem Begriffe der Schönheit entwickeln läßt. Das erste Gesetz des guten Tones ist:

Schone fremde Freiheit; das zweite: zeige selbst Freiheit. Die pünktliche Erfüllung beider ist ein unendlich schweres Problem; aber der gute Ton fordert sie unerläßlich, und sie macht allein den vollendeten Weltmann. Ich weiß für das Ideal des schönen Umgangs kein passenderes Bild, als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren componirten englischen Tanz. Ein Zuschauer aus der Gallerie sieht unzählige Bewegungen, die sich auf's Bunteste durchkreuzen, und ihre Richtung lebhaft und muthwillig verändern, und doch niemals zusammenstoßen. Alles ist so geordnet, daß der eine schon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt; alles fügt sich so geschickt und doch wieder so kunstlos ineinander, daß jeder nur seinem eigenen Kopfe zu folgen scheint, und doch nie dem andern in den Weg tritt. Es ist das treffendste Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des andern.

Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, ist nichts anderes, als das Gegentheil des Freien. Diese Härte ist es, was oft der Verstandesgröße, oft selbst der moralischen ihren ästhetischen Werth benimmt. Der gute Ton verzeiht auch dem glänzendsten Verdienst diese Brutalität nicht, und liebenswürdig wird die Tugend selbst nur durch Schönheit. — Schön aber ist ein Charakter, eine Handlung nicht, wenn sie die Sinnlichkeit des Menschen, dem sie zukommen, unter dem Zwang des Gesetzes zeigen, oder der Sinnlichkeit des Zuschauers Zwang anthun. In diesem Falle werden sie bloß Achtung, aber

nicht G u n s t, nicht Neigung einflößen; bloße Achtung demüthigt den, der sie empfindet. Daher gefällt uns Cäsar weit mehr als Cato, Cimon mehr als Phocion, Thomas Jones weit mehr als Grandison. Daher rührt es, daß uns oft bloß a f f e c t i o n i r t e Handlungen mehr gefallen, als rein moralische, weil sie Freiwilligkeit zeigen, weil sie durch die Natur (den Affect), nicht durch die gebieterische Vernunft, wider das Interesse der Natur vollbracht werden — daher mag es kommen, daß uns die milden Tugenden mehr, als die heroischen, das Weibliche oft mehr als das Männliche gefällt; denn der weibliche Charakter, auch der vollkommenste, kann nie anders, als aus Neigung handeln.

Ich werde Dir über den Geschmack und seinen Einfluß auf die Welt einen eignen Brief schreiben, wo alles dies mehr entwickelt werden wird. Für heute, glaube ich, kannst Du mit dieser Lieferung zufrieden sein. Jetzt hast Du Data genug, meine Ideen gründlich zu prüfen, und ich erwarte Deine Bemerkungen mit Ungeduld.

Dein

S.

Dresden, 26. Februar 1793.

Daß Du mir die Resultate Deiner Untersuchungen ausführlich mittheilst, giebt mir vielen Genuß; und ich schäme mich, heute ziemlich mit leeren Händen vor Dir zu erscheinen. Dein letzter Brief ist sehr reichhaltig, und

muß reiflich erwogen werden. Aber ein Vorfall, den ich Dir nachher erzählen will, hat mich in diesen Tagen zerstreut, und ich darf doch eben dieses Vorfalls wegen meinen Brief an Dich nicht länger anstehen lassen.

Ueber das Verhältniß der Sittlichkeit zur Schönheit habe ich Dich besser verstanden, als Du glaubst; nur mag ich mich undeutlich oder unrichtig ausgedrückt haben, wo ich von einer Ableitung der Schönheit aus der Sittlichkeit gesprochen habe. Ich meinte bloß, das Princip, aus dem Du Schönheit als Freiheit in der Erscheinung erklärst, sei das nächste Princip der Sittlichkeit, und ich wünschte noch ein entfernteres und höheres zu finden.

Was Du über das Beleidigende der Vorstellung von Pflicht äußerst, ist mir aus der Seele geschrieben. Immer hat mich dieser Punkt in dem Kantschen System geärgert. Dein Beispiel aus dem Gebiet der Sittlichkeit macht Deinen Begriff von der moralischen Schönheit sehr auschaulich. Aber noch vermisse ich für die Schönheit überhaupt ein solches Merkmal, an dem sie leicht zu erkennen wäre. Wodurch äußert sich die Autonomie in dem Objecte? Was nöthigt mich, den Grund der Form in ihr selbst zu suchen? Ueber diese Fragen wünschte ich Dir etwas schreiben zu können. Aber noch ist mir alles zu dunkel. Ich ahne bloß die Wichtigkeit des Verhältnisses von Form zu Stoff, die Analogie der Form mit dem Geistigen, der Lebenskraft in uns, vielleicht die Fruchtbarkeit der Platonischen Ideen. Doch davon näch-

stens mehr. Schicke mir nur unterdessen, was Du gefunden hast.

Von H. habe ich Dir Ereignisse zu melden, die Dir auffallend sein werden. Er hat seinen Abschied gefordert und wird in einigen Tagen bei Dir in Jena sein; von da geht er nach Leipzig und dann vielleicht hierher. — — — Was sagst Du zu diesem allen?

Jetzt fordere ich Dich auf, noch wenn es Zeit ist, zu versuchen, ihn von einem albernen Streiche abzuhalten. Ich habe ihm einen Brief darüber geschrieben, von dem ich aber nicht viel erwarte. Ferner bitte ich Dich, ihm begreiflich zu machen, daß er unter jetzigen Umständen mit mir nichts zu reden hat. Helfen kann ich ihm jetzt nichts — sonst wäre ich dazu bereit — und sein Anblick macht mir peinliche Empfindungen. Ich sehe in ihm den Zerstörer — nicht aus Vorsatz, aber aus Schwäche und Unentschlossenheit — von D.'s Glückseligkeit. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich zuviel Vertrauen auf seinen Charakter gehabt, daß ich sein Verhältniß gegen D. nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen und danach gehandelt habe. Jetzt leide ich dafür in meinem innersten häuslichen Zirkel. Auch habe ich es wahrscheinlicherweise seinen mainzer Verbindungen zu verdanken, daß ich hier der Regierung wegen gefährlicher Grundsätze verdächtig geworden bin, und schon bedeutende Warnungen darüber erhalten habe.

Noch eine Bitte in D.'s Namen. Sie verlangt

von H. ihre Briefe zurück; er soll sagen, wohin man die seinigen schicken soll.

Dein

K.

Jena, 28. Februar 1793.

Ich werde Dich in einigen Wochen mit einem neuen Werke von Kant überraschen, das Dich sehr in Verwunderung setzen wird. Es wird hier gedruckt, und ich habe die Hälfte, denn so weit ist es fertig, durchlesen. Der Titel ist: Philosophische Religionslehre; und der Inhalt — sollst Du es glauben? — die scharfsinnigste Exegesis des christlichen Religionsbegriffs aus philosophischen Gründen. Kant, wie Du schon mehrmals an ihm hast bemerken können, liebt sehr, Schriftstellen einen philosophischen Sinn zu geben. Es ist ihm, wie man bald sieht, nicht sowohl darum zu thun, die Autorität der Schrift dadurch zu unterstützen, als vielmehr die Resultate des philosophischen Denkens dadurch an die Kindervernunft anzuknüpfen, und gleichsam zu popularisiren. Er scheint mir von einem Grundsatz dabei geleitet zu werden, den Du sehr liebst, nämlich von diesem: das Vorhandene nicht wegzuwerfen, so lange noch eine Realität davon zu erwarten ist, sondern es vielmehr zu veredeln. Ich achte diesen Grundsatz sehr; und Du wirst sehen, daß Kant ihm Ehre machte. Uebrigens hat die Schrift mich hingerissen, und ich kann die übrigen Bogen kaum erwarten.

Zwar ist einer seiner ersten Grundsätze darin empörend für mein, und wahrscheinlich auch Dein Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radicale Böse nennt, und das mit den Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden darf. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen, als den Sitz der Freiheit. Doch Du wirst selbst lesen. Gegen seine Beweise läßt sich nichts einwenden, so gern man auch wollte.

Uebrigens wird er bei den Theologen wenig Dank verdient haben: denn er hebt alle eigene Autorität des Kirchenglaubens auf, und macht den reinen Vernunftglauben zu seinem höchsten Ausleger; giebt auch sehr deutlich zu verstehen, daß der Kirchenglaube bloß von subjectiver Gültigkeit sei, und es besser wäre, wenn er entbehrt werden könnte. Aber weil er überzeugt ist, daß er nicht entbehrlich sei, noch sobald es werden würde, so macht er es zu einer Gewissenspflicht, ihn zu respectiren. Der Logos, die Erlösung (als philosophische Mythe), die Vorstellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle diese Vorstellungen sind auf's Glücklichste erklärt.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon davon geschrieben habe, daß ich damit umgehe, eine Theodicee zu machen. Wo möglich, so geschieht es noch dieses Frühjahr, um sie meinen Gedichten einzuverleiben, wovon ich diesen Sommer eine sehr schöne Edition bei Crusius ver-

anstalte. Auf diese Theodicee freue ich mich sehr; denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzsche viel poetischer, und hat einen weit größeren Charakter. Außer dieser Theodicee trage ich mich noch mit einem anderen Gedichte, gleichfalls philosophischen Inhalts, wovon noch mehr zu erwarten ist. Aber davon kann ich Dir jetzt noch nichts schreiben. Erlauben es meine Umstände, so bring' ich es auch noch in meine Sammlung.

Wenn Du Jacob und sein Herr von Diderot, den Mylius übersetzt hat (denn französisch ist es noch nicht heraus), zu lesen bekommen kannst, so lies ihn doch. Auch der Minna wird es viel Freude machen. Ich habe mich sehr daran ergötzt.

Diesen Sommer logiren wir außerhalb der Stadt, in einem angenehmen Gartenhause. Meine zweite Schwester wird bei mir sein, und vielleicht behalte ich sie ganz. Ich werde dann mehr en famille leben, und weniger Lärm um mich haben, weil ich dann keine Tischgenossen mehr nehme. Da meine Frau auch oft nicht wohl ist, so ist es mir ein Trost, jemand, der mir attachirt und doch gesund ist, um mich zu wissen. Ob ich auf den Sommer oder Herbst nach meinem Vaterlande reise, wird auf meine Gesundheit ankommen, die schon seit drei Wochen den Einfluß des Frühjahrs nicht auf's Beste empfindet.

Der Tod des jungen Ludwig, der nach Curland gegangen ist, wird hier widerrufen; und ich wünschte recht sehr, daß dem armen Teufel nichts geschehen wäre.

Eben erfahre ich aus Dorchens Brief den komischen Mißverstand.

Mit Mainz sieht es noch immer sehr trübe aus. Der Churfürst ist gegenwärtig in Erfurt, wo auch der Coadjutor wieder angekommen ist. Der letzte zieht nur die Hälfte seines Gehalts, und konnte vorher mit dem ganzen nie ausreichen. Weiß der Himmel, wie es damit noch werden mag.

Finde ich noch Zeit, so lege ich die Fortsetzung meiner Theorie bei. Aber nun ist es auch an Dir, darüber zu raisonniren.

S.

Die Nachricht von H. hat mich erschreckt. Er ist auf dem Wege, einen höchst unglücklichen Schritt zu thun, von welcher Seite man es auch betrachtet. Es ist mit Gewißheit vorherzusehen, daß beide Leute sich im ersten halben Jahre unerträglich sein werden. Und dann noch seinen Abschied zu fordern! Wo will er hingehen, wo wird er, nachdem er durch seine mainzer Verbindungen, und vollends durch eine Heirath mit der F. sich in einen zweideutigen Ruf gebracht hat, Dienste finden. Will er von seiner Schriftstellerei leben? Da wird er schmale Bissen essen müssen. Die F. hat nichts, und will mit ihren Kindern sich von ihm ernähren lassen, da er sich selbst nicht helfen kann. Ich weiß in aller Welt nicht, wo er hinaus will. Vielleicht hofft er bei einer

Universität unterzukommen? Aber als ein Extraordinarius wird er sich dadurch sehr schlecht verbessern, und zum Ordinarius ist nirgends Hoffnung; denn er hat ja nichts gelernt.

Ich werde alles anwenden, ihm dieses begreiflich zu machen; ich fürchte aber, es ist schon nicht mehr Zeit. Weißt Du nicht, ob er vielleicht den Abschied nehmen mußte, um ihn nicht ungefordert zu erhalten? Da man Dir sogar aus der Verbindung mit ihm ein Verbrechen machen will, so muß man von ihm schon sehr viel Böses denken. Auf seine Eltern soll er sich ja nicht verlassen. Ich finde es in jedem Betracht, auch selbst für ihn nicht rathsam, daß er nach Dresden geht; er geht ja dort den empfindlichsten Kränkungen entgegen. Zu Euch darf er ganz und gar nicht, und das wird sich ihm, denke ich, begreiflich machen lassen.

Zugleich mit Deinem Briefe ist auch einer an ihn, unter meiner Adresse bei mir angelangt, der der Aufschrift nach von seinen Eltern ist. Vermuthlich hat er selbst ihn an mich adressiren lassen. Ich erwarte ihn also gewiß.

Die Inlage war schon fertig, ehe Dein Brief ankam. Ich lege sie also bei. Auf den ersten Theil Deines Briefes soll Dir, wie ich hoffe, mein letztes Paket antworten.

S.

Dresden, 4. März 1793.

Du hast, däucht mich, schon einen tüchtigen Berg erstiegen, und ich freue mich mit Dir über die Aussicht, die er uns gewährt. Aber wir dürfen uns diesem Genuß nicht überlassen. Noch ist Arbeit nöthig, um den höchsten Gipfel zu erreichen; und diese mit Dir zu theilen fehlt es mir gewiß nicht an Eifer, aber leider an Zeit. Mein Staatsdienst, der mir auch durch andere Ursachen verleidet worden ist, wird mir in so einem Falle doppelt drückend.

Nur wenig Stunden hab' ich mir noch abstehlen können, um besonders Deinen letzten Brief zu studiren. Erwarte also noch keine ausführliche Prüfung, sondern nur zerstreute Gedanken, um meine Antwort nicht zu lange aufzuschieben.

Technik der Form halte ich mit Dir für ein gemeinsames Erforderniß der Schönheit und Vollkommenheit. Nur bei dem Unterschiede zwischen beiden — wo alles auf den Begriff der Natur ankommt, insofern Du sie der technischen Form entgegensetzest — bin ich noch nicht befriedigt.

Eine „innere Nothwendigkeit der Form" ist auch bei den Naturzwecken. Von diesen Naturzwekken abstrahirst Du; aber was ist dasjenige, was Dir alsdann noch übrig bleibt? Ich kann mir nicht versagen, hier wieder auf meine allgemeine Lebenskraft zurückzukommen, die Dir nicht behagen will. Es ist

hier kein Behelf, die Dunkelheit des Begriffs unter einer Metapher zu verstecken. Nur bemerke ich an den Objecten zweierlei Zwecke:

a. den besondern — die technische Form —

b. den allgemeinen — die Aeußerung der Lebenskraft in Erweiterung der Schranken.

Diese Zwecke verhalten sich wie ausdehnende und zusammenziehende Kraft (vis centrifuga et centripeta). Harmonie zwischen beiden ist Schönheit. Dann ist die technische Form nicht das Product der Beschränkung, sondern einer erhöhten, erweiterten Existenz. Daher der Werth des Genialischen in der Kunst.

Dein „inneres Princip der Existenz" hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Begriffe der Substanz. Es fehlt diesen Begriffen an einem objectiven Stoffe, der nicht bloß negativ wäre.

Dein Merkmal der Freiheit in der Erscheinung ist auch bloß negativ — das Nichtvonaußenbestimmtsein. Eine ähnliche Negation bedarfst Du zum Merkmal der Heautonomie; diese hast Du noch nicht deutlich genug angegeben.

An einem vegetirenden oder lebendigen Wesen unterscheiden wir ein Gegebenes — die Form der Blume, des Thiers, insofern sie in dem Keime gegründet ist — und ein Hervorgebrachtes — die Individualität dieser Form nach den besondern Eigenheiten der inneren Entwickelung, die Aeußerung der Vegetation oder der Lebenskraft.

Schönheit setzt, wie wir beide glauben, eine gegebene Regel der Form voraus. Für diese Regel denkst Du Dir ein besonderes nächstes Princip, das von dem Princip der Existenz des Objects verschieden ist. Das Nichtbestimmtsein durch jenes Princip der Technik ist also Dein Merkmal der Heautonomie.

Aber nun frag' ich weiter: woran erkennst Du dies Nichtbestimmtsein von außen und von dem Princip der Technik? Dein Merkmal des Schönen besteht in dem, was Du über die Ursachen der Bestimmtheit in der Form wahrnimmst. Aber was erkennen wir von diesen Ursachen?

Hier ist keine Succession von Erscheinungen, aus der Du eine Causalverbindung folgerst. Du ahnst die wirkende Ursache aus dem, was Du von der Endursache wahrnimmst. Eine Endursache selbst wird nicht wahrgenommen, sondern bloß die Uebereinstimmung einer Erscheinung mit einer Idee.

In Deinem vorletzten Briefe sagst Du: „eine Form erscheint frei, wenn wir den Grund derselben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu suchen veranlaßt werden." Ist dies Merkmal nicht bloß subjectiv, und zwar äußerst relativ?

Was ist der gegebene Stoff, das Objective einer Anschauung, bei der wir den Grund der Form nicht außerhalb des Objects suchen? Meines Bedünkens die Uebereinstimmung der Merkmale des Objects mit einem vorhandenen Begriffe. Für diesen Begriff den-

ken wir uns ein nächstes Princip, wodurch er realisirt wird. Dies ist das Innere des Objects.

Was in dem Objecte mit jenem Begriffe übereinstimmt, ist aus diesem Innern erklärbar, und nur wo wir etwas jenem Begriffe Entgegengesetztes finden, suchen wir einen Grund dazu außerhalb des Objects.

Auf diese Art gelangen wir zur Vorstellung der Technik; um aber auch zur Vorstellung der Freiheit zu gelangen, bedürfen wir noch eines zweiten Princips. Es werden Merkmale an dem Objecte wahrgenommen, die dem technischen Begriffe nicht widersprechen, aber auch nicht durch ihn gegeben sind, die von einer fremdartigen, aber nicht feindseligen Natur zu sein scheinen. Der Begriff bestimmt gleichsam nur die äußersten Grenzlinien der Form. Für das, was innerhalb dieser Grenzlinien an dem Objecte bemerkt wird, scheint ein anderes Princip erforderlich zu sein. — Wir entdecken nämlich auch in demjenigen, was innerhalb jener Grenzlinien an dem Objecte erscheint, etwas Gemeinsames, eine Uebereinstimmung. Aber dasjenige, womit dieses Gemeinsame übereinstimmt, ist keine Idee, sondern eine Empfindung.

Das Schauspiel von Kraft und Widerstand in den Elementen der Objecte weckt die Erinnerung an das Selbstgefühl der Freiheit in dem betrachtenden Subjecte.

Wir unterscheiden in uns ein Princip, das die Aeußerungen unseres geistigen und thierischen Lebens zunächst begründet, von dem Princip, wodurch unsere Form be-

gründet wird, an deren Entstehung wir uns keines thätigen Antheils bewußt sind. Wir unterscheiden das Selbsthervorgebrachte von dem Gegebenen in uns.

Einen ähnlichen Unterschied glauben wir auch in den Objecten zu bemerken.

Wir sondern dasjenige ab, was durch das Princip der Technik bestimmt ist, als etwas Gegebenes, und denken uns für das Nichtgegebene ein besonderes Princip, das unserm eigenen Princip von Selbstthätigkeit analog ist.

Was dieses Princip sei, bedarf nicht erkannt zu werden; uns interessirt nur sein Verhältniß gegen die Masse von Kräften, die ihm entgegenwirken — der Grad seiner Freiheit.

Hier laß mich heute ausruhen, und lebe wohl.

K.

N. S. Die Nachricht von dem neuen Kantschen Werke war mir sehr interessant; schicke es mir ja gleich, sobald es fertig ist. — Vielleicht hat die Kritik der Offenbarung, welche man ihm zuschrieb, ihn veranlaßt, seine eigenen Ideen zu äußern. Mit seinem radicalen Bösen werde ich mich übrigens schwerlich aussöhnen. Ich kenne keinen Satz der Dogmatik — selbst die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht ausgenommen — der mir so verhaßt wäre. Auch kann ich mir keinen Beweis davon denken, der nicht auf einseitigen Erfahrungen beruhte. Bei Erklärung

der christlichen Mythologie hat Kant viel Witz zeigen können. Doch ist auch in dem Stoffe eine gewisse Biegsamkeit, die dergleichen Bemühungen erleichtert. Wenn uns Kant nur nicht länger auf seine Metaphysik der Sitten warten ließe! Oder ist er vielleicht selbst darüber noch nicht mit sich einig? Wenigstens wird es ihm schwer werden, auf seine Prämissen ein Gebäude von fruchtbaren Lehrsätzen zu gründen.

Von Deiner Theodicee habe ich große Erwartungen, und es freut mich sehr, daß Du der dichterischen Muse wieder einmal die Hand reichst. Es ist schön, daß nun einmal Deine Sammlung von Gedichten herauskommt. Von Deiner Anthologie habe ich seit langer Zeit kein Exemplar mehr. Huber habe ich das meinige leihen müssen — und da werde ich es schwerlich wiedersehen. Solltest Du denn nicht mir von Schwaben aus ein Exemplar verschaffen können? Crusius druckt doch mit Didotschen Lettern?

Du hast sehr wohlgethan, Deine Schwester noch zu Dir zu nehmen. Noch hoffe ich diesen Sommer Dich in Jena zu sehen. Die zerbster Tante besucht uns zu Pfingsten. Auch die Herzogin von Curland wird vermuthlich hierherkommen, doch auch im ersten Theile des Sommers. Vom Julius an denke ich frei zu sein, und dann müssen wir Abrede nehmen, daß Deine Reise in's Reich nicht mit der meinigen collidirt. — — —

K.

Dresden, 7. März 1793.

Die Resultate Deiner Untersuchungen werden immer fruchtbarer, und in Deinem letzten Aufsatze über das Schöne in der Kunst finde ich besonders treffliche Winke für die höhere Kritik. Gesetzt, Deine Theorie gründete sich bloß auf Analogien desjenigen, was in dem Gebiete der Moral, der Natur und der Kunst in ihren verschiedensten Aeußerungen für schön anerkannt wird: so hätte sie schon jetzt durch Wichtigkeit für die Gesetzgebung des Geschmacks einen unbezweifelten Werth. Aber mir genügt daran nicht. Ich suche nach einer Demonstration Deiner Vordersätze, die die schärfste Probe aushält.

Ueber die Größe der Objecte giebt es eine Möglichkeit, unsere Erfahrungskenntniß durch Begriffe zu erweitern. Dies lehrt die Mathematik. Sollte es für die Qualität keine ähnliche Wissenschaft geben?

Kant mag uns immer zurufen, daß wir an den vorhandenen Objecten alles nur durch Erfahrung erkennen. Dies bezweifeln wir nicht. Auch der Mathematiker bedarf irgend einer Erfahrung, um die Größe eines besondern Gegenstandes zu erkennen. Aber eine einzige Erfahrung wird für ihn äußerst reichhaltig, wenn sie dem gegebenen Objecte eine Stelle unter einer gewissen Classe anweist, über die er vorher im Allgemeinen gedacht hat. Bei diesem Nachdenken nämlich wurden die eigenthümlichen Merkmale einer Classe in einen Begriff zusammengefaßt, dieser Begriff mit andern Begriffen verglichen,

seine Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten und Verhältnisse wahrgenommen; und durch dieses Verfahren erlangte man eine Reihe von Gedanken, die durch die einzige Erfahrung, an welche sie angeknüpft werden, objective Realität erlangen. Daß in dem einzelnen Falle ein Triangel vorhanden ist, muß wahrgenommen werden; aber nun gilt von diesem Triangel als wahr, was von dem Begriffe des Triangels überhaupt als wahr galt.

Kant behauptet, daß wir die Lehrsätze der Mathematik nicht durch Begriffe (analytisch), sondern mittelst einer reinen Anschauung (synthetisch) erkennen. Diese reine Anschauung ist ein Analogon der Erfahrung. Der Begriff des Triangels, den wir selbst construiren, wird uns gleichsam ein wahrgenommenes Object — eine innere Erscheinung — etwas durch Einbildungskraft Gegebenes.

Aber ist diese reine Anschauung nur den mathematischen Begriffen eigenthümlich? Worin besteht eigentlich ihr Unterschied von der sinnlichen Anschauung? Mich däucht, darin, daß die Schranken (Umrisse) des Objects durch Selbstthätigkeit in der Vorstellung hervorgebracht werden. Der unendliche Raum ist gleichsam die Masse des Denkens. Aus dieser wird ein Theil durch die Einbildungskraft herausgehoben und abgesondert vorgestellt. Die Form dieses Stoffs ist nicht von außen bestimmt (gegeben), sondern durch die eigene Thätigkeit der Einbildungskraft (hervorgebracht).

Giebt es nicht auch eine andere Art von Masse, die

von der Einbildungskraft willkürlich geformt werden kann? Sollte es uns nicht gelingen, diese willkürlichen Formen zu fixiren, sie als gegebene Objecte, als Gegenstände der Erfahrung zu betrachten, und durch diese inneren Erfahrungen den Unterricht der äußeren Erfahrung fruchtbarer und vielumfassender zu machen?

Es giebt solche willkürliche Formen der Qualität unter den Namen: Ideale. Der Stoff dieser Ideale ist durch Erfahrung gegeben, aber in einzelnen Erscheinungen zerstreut. Durch die geistige Schöpfung im Gebiete der Einbildungskraft werden diese zerstreuten Elemente zusammengefügt, hier und da individuelle Bestimmungen und Einschränkungen hinweggedacht, die Theile zum Ganzen geordnet, und ihr gegenseitiges Verhältniß bestimmt. Dies geschieht, ohne das Bewußtsein äußerer Einwirkung, bloß durch die innere Thätigkeit der Denkkraft.

Ein solches Ideal beschäftigt entweder bloß die Einbildungskraft um seiner selbst willen, oder es wird in Beziehung auf wirkliche Objecte gedacht. — Im letzteren Falle ist sein Gebrauch entweder kritisch — das vorhandene Object wird mit dem Ideale verglichen und danach geschätzt, — oder praktisch — das Ideal wird realisirt, die objective Realität des Ideals wird Ziel der Thätigkeit.

Das Idealisiren setzt einen gegebenen Stoff von Qualität voraus, der in mehreren einzelnen Erscheinungen enthalten ist. Bei Entstehung der willkürlichen Form dieses Stoffes, welche wir ein Ideal nennen, werden ge-

wisse Theile des gegebenen Stoffs in das durch die Selbstthätigkeit der Denkkraft gebildete Ganze aufgenommen, und andere Theile davon ausgeschlossen. — Bei diesem Aufnehmen und Ausschließen liegt etwas Gemeinsames zum Grunde, welches in den Theilen des gegebenen Stoffs wahrgenommen wird.

Das Gemeinsame, wodurch sich der aufzunehmende Stoff unterscheidet, wollen wir positiv (Werth), und das, wodurch sich der auszuschließende unterscheidet, negativ (Unwerth) nennen. — Dieses Positive und Negative ist nach der individuellen Denkart jedes Subjects verschieden. Daher die Mannigfaltigkeit in den Idealen ebendesselben Objects in mehreren Köpfen. — Doch läßt sich dies Positive und Negative unter drei Hauptclassen bringen, deren Anerkennung mit dem Fortschritte der menschlichen Ausbildung im Verhältnisse steht.

Werth und Unwerth: A. In Beziehung auf die Wünsche und Bedürfnisse des einzelnen Subjects (individuell, Ideale des Nützlichen und Angenehmen).

B. In Beziehung auf irgend einen denkbaren objectiven Zweck, der durch einen Begriff bestimmt wird (relativ, Ideale des Vollkommenen).

C. In Beziehung auf einen dunkel geahnten subjectiven Zweck, dessen Analogon auf das Object übertragen wird (absolut, Ideale des Großen und Schönen).

Die letztere Classe bedarf einer umständlichen Erläuterung, die Du Dir selbst aus Deiner Theorie leicht geben kannst. Doch behalte ich mir vor, Deine Lehrsätze,

insofern ich damit einverstanden bin, nach meiner Art ausgedrückt, an obige Vordersätze anzuschließen. Dies wird im nächsten Briefe geschehen.

K.

Jena, 15. März 1793.

Ich hatte wieder eine Zeitlang Anfälle meines Uebels, und bin jetzt noch gar nicht recht im Stande; der Frühling bringt wieder alles bei mir in Bewegung. Erwarte deshalb heute nichts Ausführliches von mir. H. war zwei Tage hier und hat bei Schütz logirt. Ich habe ihn wenige Zeit allein sprechen können. Seiner Aeußerung nach ist der Schritt, seine Entlassung betreffend, eine geschehene Sache, die sich nicht ändern läßt, und die er für Uebereilung erkennt. Nimmt man ihn beim Wort, so wird er in der Schweiz seinen Sitz aufschlagen, und von einer politischen Zeitschrift, die französischen Angelegenheiten betreffend, leben, worüber er eben jetzt mit Voß in Berlin unterhandelt. Sein Vater, sagt er, könne das Geschehene zwar noch nicht recht verschmerzen, er ergebe sich aber darein, und spreche schon davon, auch seine Mutter dazu zu vermögen. Er will, nachdem er sich in Dresden gezeigt hat, sechs Wochen im väterlichen Hause noch zubringen und sich dann auf die Reise machen. Ueber seine Verbindung mit der F. ist sein Entschluß gefaßt. F. selbst ist der Einzige, der bei dieser Sache noch etwas gewinnt. In seinen jetzigen Umständen, wo er alles auf

das Spiel setzen muß, kommt es ihm sehr zu statten, daß er für keine Frau zu sorgen hat. Die Kinder werden getheilt, und eins behält der Vater, das andere die Mutter.

Du hast keinen Besuch von ihm zu fürchten. Er hat es begriffen, daß er Dich nicht sehen kann. Aber nach Dresden muß er, wie er sagt; der Graf Görz hat ihm in Frankfurt einen Brief gebracht, worin ihm angedeutet wurde, dem Grafen das Archiv zu übergeben und sich in Dresden zu stellen. Auf diese Andeutung, die von mehreren Winken über seine verdächtigen Grundsätze begleitet war, hat er eben jenen Brief geschrieben, worin er um seine Entlassung bittet. Mehrere Monate vorher schon soll ihn Lucchesini aus Frankfurt haben entfernen wollen, welches er nach Hofe berichtete. Man ließ ihn viele Wochen ohne Antwort, bis endlich Graf Görz mit jenem Auftrage an ihn geschickt wurde. Wie tief er sich eigentlich eingelassen, weiß ich nicht; mir versichert er, er habe keine Ursache zum Verdacht gegeben, aber da der Verdacht doch da sei, so habe er es für unmöglich gehalten, länger in seinem Posten zu bleiben.

Graf Redern hat ihn in Weimar gesprochen und ihm seine Uebereilung vorgestellt. Er hat aber weiter nichts ausgerichtet, als daß er jetzt zwar einsieht zu rasch gehandelt zu haben, aber den Schritt nicht mehr zurückthun kann.

Ueber D. hat er kein Wort verloren, und ich auch nicht. Weil ich in der kurzen Zeit, wo ich ihn allein

hatte, den Auftrag wegen der Briefe anzubringen vergaß, und ihn nachher nicht mehr zu sehen kriegte, so habe ich es ihm geschrieben, und zugleich dafür gesorgt, daß ihm der Brief eigenhändig zugestellt wird.

Ich denke, Du solltest und könntest ihn jetzt vergessen. Dir selbst hast Du darüber, daß Du ihn besser beurtheiltest, als er verdiente, keine Vorwürfe zu machen. Der Irrthum war sehr verzeihlich, und seine Folgen sollen, wie ich hoffe, nicht so schlimm sein, als Deine jetzige leidenschaftliche Stimmung Dich fürchten läßt. D. weiß jetzt genug, um sich zu seinem Verlust Glück zu wünschen. Sie wird ihn vergessen, und Du wirst dazu beitragen, ihr dieses zu erleichtern.

Von der Ankunft der Herzogin von Curland bei Euch verspreche ich mir viel Gutes für D. Hörtest Du nichts mehr von K., und ob er Absichten hat? Es wäre gar schön, wenn die Herzogin diese Verbindung zu Stande brächte.

Deine zwei Briefe will ich über vierzehn Tage beantworten, weil ich diese und die nächste Woche damit zu thun habe, meine Vorlesung zu schließen.

Deine Einwürfe habe ich schon angefangen zu beantworten, aber ich brauche einige ganz freie Tage dazu, diese Materie in's Klare zu setzen. Dein letzter Brief enthält herrliche Ideen, aber auch davon werde ich noch ausführlich schreiben. Laß mich bald wieder von Dir und den Deinigen hören, und besonders, daß Du heite=

rer bist. Es wäre herrlich, wenn wir diesen Sommer eine Zeitlang hier beisammen sein könnten.

Dein

S.

Jena, 22. März 1793.

Meinen Brief wirst Du, wie ich hoffe, nun schon seit acht Tagen haben. Ich hatte wieder einige ganz leidliche Tage, heute aber hat es mich wieder mitten unter der Vorlesung überfallen. Meine Existenz wird durch diese elenden Zufälle so zerrissen, daß ich in nichts recht fortfahren kann. In vier Tagen bin ich mit meinen Vorlesungen zu Ende, und dann kann ich unsere ästhetische Correspondenz wieder vornehmen, worauf ich mich freue.

H. hat mir geantwortet, daß die bewußten Briefe sich noch unter seinen Sachen in Frankfurt befänden, und also nicht eher, als bis er dahin zurückreiste, verabfolgt werden könnten. Er will sie an mich schicken, und seine Briefe wirst Du mir also zuschicken. Wenn es geschehen darf, so möchte ich doch einen einzigen von denjenigen Briefen lesen, die er seit zwei bis drei Jahren an D. geschrieben hat. Kannst Du es mit Deiner Zeit und D.'s Gewissen verantworten, so schreibe mir doch einen davon ab, oder bitte D. mir das Original zu schicken, ehe sie es mit den übrigen einsiegelt. Es liegt mir daran zu wissen, welchen Grad der Unwahrheit er sich erlaubt hat. Von nun an, dächte ich, könntet ihr ihn

völlig vergessen und ignoriren. Wäre Rache hier nöthig, so würde ich sagen, daß — — sie reichlich an ihm ausüben wird.

Uebrigens ist er jetzt sehr à son aise. Er will gehört haben, daß man ihm eine Pension von zweihundert Thalern lassen werde. Zweihundert Carolinen hat ihm Voß in Berlin für seine politische Zeitschrift jährlich zugesagt. Mit seinem Vater steht er gut, wie er schreibt, und von seiner Mutter hofft er, sie werde sich geben. Ueber das Uebrige mehr, wenn ich besser bin. Jetzt ist meine Schreibkraft erschöpft. Mache ja, ich bitte Dich, daß Dein Plan mit Jena zu Stande kommt. Das wäre mir eine frohe Aussicht für dieses Jahr.

S.

Dresden, 27. März 1793.

Herr von Münchhausen, der Dir als Schriftsteller durch sein Werkchen über Lehrherrn und Dienstmann vielleicht bekannt ist, wird Dir diesen Brief nebst vielen Grüßen von uns allen überbringen. Er ist sehr oft in unserem Hause gewesen, und seine Bekanntschaft wird Dir lieb sein. Bei dem hiesigen Landtage hat er eine bedeutende Rolle gespielt. Er ist ein unabhängiger reicher Gutsbesitzer in Thüringen, der Lust zu haben schien, bei dieser Gelegenheit nach seiner Ueberzeugung zu reden. Anfänglich fürchtete man in ihm einen zweiten Mirabeau, und Hof und Minister kamen ihm mit Höflichkeiten zu=

vor. Sein Buch, das zum Theil etwas dunkel geschrieben ist, verstanden viele nicht, und fanden Demokratismus darin; aber meines Erachtens ist er nichts weniger als Demokrat, sondern ein veredelter Aristokrat, der die Vorzüge des Adels vertheidigt, aber dem Adel auch zumuthet, sie zu verdienen. In Ansehung des letzteren Punktes mag er hier tauben Ohren gepredigt haben, und reist nicht mit sonderlicher Zufriedenheit von hier wieder ab. Uebrigens scheint es ihm weder an Kopf noch an Charakter zu fehlen. — Lebe wohl. Von anderen Dingen nächstens.

Dein

K.

Dresden, 28. März 1793.

Zwei Briefe von Dir liegen vor mir, die noch unbeantwortet sind. Durch Herrn von Münchhausen wirst Du ein Paar Zeilen erhalten, aber nur so viel, als nöthig war, um ihn bei Dir einzuführen. Von aestheticis erhältst Du heute noch nichts. Müßig bin ich nicht gewesen; aber ich möchte gern noch einen Schritt weiter kommen, ehe ich Dir wieder darüber schreibe. Also heute von dem, was uns näher liegt.

Deine Rückfälle sind äußerst verdrießlich; aber im Ganzen genommen, glaub' ich, kannst Du doch mit d i e s e m Winter zufrieden sein. Die Anfälle waren doch seltner und weniger heftig, ungeachtet Du im vorigen

Sommer Dich nicht völlig so sehr schonen konntest, als ich gewünscht hätte. Von diesem Sommer, da Du von aller drückenden Arbeit frei bist, verspreche ich mir mehr. Ich wollte nur, daß Du jetzt noch keine Vorlesungen hieltest. Meine Hoffnung, Dich in Jena zu sehen, wird immer mehr zur Gewißheit. Meine Collegen sind im vorigen Jahre in Bäder gereist; ich will diesmal auch eine Brunnencur für meinen Kopf brauchen, der im dresdner Klima von Zeit zu Zeit einer Portion Pyrmonter bedarf. Wir haben einen Plan gemacht, wie wir mit Kindern und Gesinde vierzehn Tage in Jena zubringen können, ohne Euch und uns in Verlegenheit zu setzen. Du wohnst in einem Garten; überlaß uns Dein Stadtlogis. Am Tage sind wir bei Dir, unsere Kinder und Gesinde werden bei den alten Mamsells beköstigt, und wir schlafen in Euren Zimmern. Außer uns will zu gleicher Zeit Graf Geßler nach Jena kommen, und vielleicht noch mehr Leute. Dies alles wird aber erst im letzten Theile des Sommers geschehen, wie ich vermuthe. Zu Pfingsten besucht uns die zerbster Tante und bleibt ein Paar Wochen. Dann geht D. vermuthlich mit der Herzogin (die jetzt in Berlin ist) nach Carlsbad, und sowie sie zurückkommt, geht's an die Reise. Sei Du nur hübsch gesund, daß uns die Freude nicht verdorben wird.

H. ist für mich gestorben. Nach den Feiertagen, schreibt mir K., wird er hier eintreffen. Ich danke Dir, daß Du die Zurückgabe der Briefe von ihm ausgewirkt

hast. Die seinigen werde ich Dir schicken, und D. wird einen aussuchen, der Dir mitgetheilt werden soll. Fast zweifle ich an K.'s Absichten auf D. Ich hoffte immer, daß er diesen Winter heraufkommen würde; aber er hat erhebliche Abhaltungen gehabt. Die nächste Zusammenkunft wird entscheidend sein. Wäre D. vor zwei Jahren frei gewesen, so wäre sie jetzt K.'s Frau.

Dein

K.

Jena, 7. April 1793.

Heute habe ich endlich meinen Auszug in den Garten gehalten, und bin nicht wenig froh, daß ich Feld und Himmel sehe. Diesen ganzen Winter kam ich kaum fünfmal in's Freie, und nun ist mir zu Muth wie einem Gefangenen, der zum erstenmal wieder an's Tageslicht kommt. Jetzt erwarten mich noch fünf Tage, die ich einer nicht gar angenehmen Arbeit widmen muß, dann komme ich zu meiner Schönheit und zu unserer Correspondenz zurück.

Unsere Zusammenkunft im Sommer wird uns sehr wohlthun, und sie macht mir schon jetzt in der Erwartung frohe Augenblicke. In unserem Stadtlogis könnt Ihr zwar nicht wohnen, denn das haben wir ganz aufgegeben, weil es keine Küche hat, und wir jetzt eine eigene Menage angefangen haben. Meine Gesundheit vertrug sich mit der Kost nicht länger, die wir bei un=

seren Mamsells hatten. Dieser Umstand darf Euch aber gar nicht verlegen machen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach miethe ich mir noch im Sommer eine neue Wohnung in der Stadt, die dann zu Eurer Disposition ist; und sollte ich vor Michaelis keine finden, die unbesetzt wäre, so sind mir schon jetzt verschiedene Wohnungen bekannt, die auf einige Wochen zu haben sein werden. Du darfst mir nur in dieser Zeit einmal bestimmt schreiben, wieviel Zimmer, Betten u. dgl. Du nöthig haben wirst.

Herrn v. Münchhausen habe ich gesprochen und einen interessanten Mann an ihm gefunden. Er ist zwar keiner von denen, die sich im ersten Augenblicke entschleiern, und wir waren kaum eine Stunde beisammen; aber er wurde doch am Ende ziemlich warm, und wahrscheinlich wären wir uns näher gekommen, wenn nicht ein Besuch uns unterbrochen hätte. Ich vergaß ihn nach dem Namen seines Gutes zu fragen; schreibe mir es doch, wenn Du es weißt.

Du schreibst noch von anderen dresdner Menschen, die nach Jena kommen würden: wer sind diese?

Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freie Wahl gelassen, und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag.

S.

Dresden, 26. April 1793.

Immer habe ich einen Brief von Dir mit neuem Vorrath zum Kallias erwartet und meine eigenen Materialien zur Antwort aufgespart. Von mir erhältst Du heute nichts von dieser Art. Ich bin zu zerstreut, um meine Ideen sammeln zu können.

Zu Deiner Wohnung im Garten wünsche ich Dir Glück. Genieße nur diesen Sommer ungestört. Keine Vorlesungen, keine dringende Arbeit — nur soviel Geistesthätigkeit, als zu einer gesunden Existenz nöthig ist.

Zu der Wallfahrt nach Jena hat sich besonders Graf Geßler und ein junger Regierungsassessor von Senf gemeldet, eine meiner jetzigen liebsten Bekanntschaften. Es ist ein denkender Kopf, und er hat eine Seele, die sich gern für das Große und Schöne erwärmt. Seine Bescheidenheit giebt ihm in seinem Aeußeren eine gewisse Schüchternheit, die ihn in der großen Welt immer zurücksetzen wird. Aber in freundschaftlichen Zirkeln fehlt es ihm auch nicht an Fröhlichkeit. Münchhausen kommt auch vielleicht zu eben dieser Zeit wieder nach Jena. Kurz, es wird ein hübscher Zirkel werden, in dem wir uns Abends herumdrehen können, wenn wir die Vormittage über uns müde gesprochen haben. Mir wird es sehr gedeihlich sein, einmal alle prosaische Verhältnisse vergessen und in einer besseren Welt leben zu können. Sei Du nur brav gesund. Mit mir ist's diesen Winter vortrefflich gegangen, und ich spüre keinen Rest meiner

ehemaligen Zufälle. — Von Ramberg erwarte ich viel für Deinen Kallias. Ich hätte ihn gern hier gesehen; aber wie ich höre, reist er nach Berlin.

Ueber beiliegendes Predigtbuch wirst Du Dir schon den Kopf zerbrochen haben, was Du damit anfangen sollst. Aber ich will Dir nicht zumuthen darin zu lesen, ungeachtet ich eine dieser Predigten wirklich mit Zufriedenheit gehört habe. Den Verfasser kenne ich als einen schätzbaren jungen Mann, und als einen aufgeklärten Theologen, der seine Bestimmung mit Eifer zu erfüllen sucht. Er hat dies Exemplar für die Unternehmer der Literaturzeitung bestimmt, und wünscht von einem billig denkenden Manne beurtheilt zu werden. Er unterwirft sich jeder Kritik, nur wünschte er auf eine Art behandelt zu werden, wodurch sein jetziges Ansehen bei seiner Gemeinde, wovon seine Nutzbarkeit abhängt, nicht zu viel verlöre. Seine Bescheidenheit hat diese Furcht bei ihm erweckt, ungeachtet ich nicht glaube, daß er Ursache dazu hat. Dir übergebe ich sein Anliegen. Du wirst schon Gelegenheit finden, es auf gute Art zu besorgen.

K.

H. ist hier gewesen, und wir haben ihn glücklicherweise nirgends getroffen. — Münchhausens Gut ist Steinburg bei Kloster Häseln.

Jena, 5. Mai 1793.

Ich habe Dich lange auf Nachrichten von mir warten lassen, und auch heute erhältst Du nur einige Zeilen. Mein Uebel hat mir in diesem unfreundlichen April sehr hart zugesetzt und alle Lust am Denken und Schreiben verdorben. Gern hätte ich unseren ästhetischen Briefwechsel wieder fortgesetzt, aber einige dringendere Arbeiten müssen noch vorher expedirt sein. Darunter gehört vorzüglich die Revision meiner Gedichte, von denen ich fürjetzt einige zum Abdruck bereit halten muß. Ich fürchte, die Correctur wird sehr streng und zeitverderbend für mich sein; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Correction hat, kosten mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit funfzehn Strophen darin zufrieden bin. Noch weit mehr Arbeit werden mir die Künstler machen, und an die neuen in petto will ich noch gar nicht denken. Meine Sammlung wird, drei neue Gedichte mit eingerechnet, nicht über zwanzig Stücke enthalten. Suche sie doch aus. Ich möchte gern wissen, ob wir in der Wahl übereinstimmen.

Ich lasse sie hier drucken, weil mir alles daran liegt, die Correctur selbst zu haben. — Die Schwärze abgerechnet, für die vielleicht sich noch Rath schaffen läßt, wird die Schrift und die Behandlung der Didotschen nicht viel nachgeben. Ich kann es nicht gut leiden, daß Verse, auch wenn sie noch so lang sind, gebrochen werden; und um dieses zu verhüten, lasse ich das größte

Octav auf Schweizerpapier nehmen. Mehr als sechszehn Zeilen kommen nicht auf eine Seite zu stehen. Schon dieses macht die Edition splendider. Es ist mir alles unumschränkt überlassen, und da das Ganze ohnehin nicht über neun oder zehn Bogen beträgt, so bleibt das Buch immer wohlfeil, auch wenn das Papier noch so hoch zu stehen kommt.

Ueber meine Schönheitstheorie habe ich unterdessen wichtige Aufschlüsse erhalten, und ein bejahendes objectives Merkmal der Freiheit in der Erscheinung ist nun gefunden. Ich habe zugleich meinen Kreis erweitert, und meine Ideen auch an der Musik geprüft, soweit ich mit Sulzer und Kirnberger kommen konnte. Darüber erwarte ich von Dir noch mehr Licht; aber das wenige, was mir jetzt aufgegangen ist, giebt meiner Theorie eine herrliche Bestätigung. Solltest Du ein Buch über Musik für mich wissen, so melde mir's doch.

Ich muß schließen; wenn die Herzogin noch bei Euch ist, so empfiehl mich ihrem Andenken. Sie war vor einigen Jahren so höflich, mich grüßen zu lassen.

Dein

S.

Dresden, 11. Mai 1793.

Es ist mir bange vor der zu strengen Revision Deiner Gedichte. Du hast Deine Manier geändert. Vieles muß Dir jetzt mißfallen, was die Spur einer jugendlichen

Wildheit trägt, was aber vielleicht gerade für den Geist einiger, in ihrer Art sehr schätzbaren Arbeiten passend ist. Verstöße gegen Sprache und Versification brauchst Du nicht zu dulden. Aber schon gegen eine gewisse Ueppigkeit der Bilder wollte ich um Nachsicht bitten. Ich weiß, daß sie der reifere Geschmack nicht verträgt. Aber die Jahrzahl über jedem Gedichte ist zu Deiner Rechtfertigung hinreichend. Ungleichheiten des Tons, die vielleicht hier und da aus Nachlässigkeit entstanden sind, nehme ich nicht in Schutz. Aber für den Gedanken wünschte ich die Forderungen der Wahrheit nicht zu streng. Wenn er aus dem Charakter und der Situation des Redenden entspringt, wenn er in sich selbst keinen Widerspruch enthält, wenn er auch nur bei einem höheren Schwunge der Phantasie verständlich ist: so wäre es unverantwortlich, ihn aufzuopfern. Manche Gedichte haben einen Radicalfehler in der Anlage des Ganzen, entschädigen aber durch die Vorzüge der einzelnen Theile. Dies scheint mir jetzt der Fall bei den Künstlern zu sein: dies Werk ist nicht poetisch, sondern philosophisch gedacht. Derselbe Stoff sollte vielleicht erst, noch ehe er dargestellt werden konnte, in einen dichterischen Nahrungssaft verwandelt werden. Nur der subjective Totaleindruck aller dieser Ideen war, däucht mich, der eigentliche Stoff für die Kunst. Eine solche Abänderung aber würde Dich mehr Zeit kosten, als ein neues Gedicht, bei dem Du und das Publicum doch allemal mehr gewinnst. Leider habe ich Deine Anthologie nicht mehr. Mein letztes

Exemplar hat Huber auf kurze Zeit von mir verlangt, und ich habe es nicht wiederbekommen. Um ein anderes zu bekommen, habe ich schon allerwärts aufgestellt, aber ohne Erfolg. Ich kann also leicht ein Gedicht vergessen, das Du aufnehmen willst. Bei folgenden siebzehn würde ich gar keinen Zweifel haben: Künstler, Götter Griechenlands, Freude, Resignation, Freigeisterei der Leidenschaft, an Deinem Geburtstage, Freundschaft, Vorwurf an Laura, Phantasie an Laura, Laura am Clavier, Geheimniß der Reminiscenz, Hymne an die Liebe, Brutus und Cäsar, die Parzen, meine Blumen, Elegie am Grabe eines Jünglings, die gelehrte Frau.

Zu dem εὕρηκα in der Schönheitstheorie wünsche ich von Herzen Glück. Ich glaube auch von weitem ein Licht schimmern zu sehen; aber noch habe ich mich ihm nicht nähern können. Theile mir nur bald mit, was Du gefunden hast. Für Musik weiß ich außer Rousseaus Dictionnaire nur etwa Burneys Geschichte der Musik vorzuschlagen. Etwas Brauchbares über die Musik der Alten wirst Du vielleicht da finden.

Die Herzogin ist noch hier, und kostet mich manche Stunde. Sie dankt Dir schönstens für Dein Andenken und empfiehlt sich ihm ferner.

Dora läßt nebst herzlichem Gruße Dich bitten, Deinem Lottchen zu sagen, daß das für den Herrn v. Gleichen bestellte Logis in der großen Frauengasse, beim Schwertfeger, drei Treppen hoch, No. 399, zu finden

ist, und daß man es auch über den Monat zu einzelnen Wochen vermiethen wird.

Lebe wohl und genieße ungestört der schönen Jahreszeit.

K.

Jena, 27. Mai 1793.

Du mußt jetzt viel Geduld mit mir haben, und mir großmüthig creditiren. Das alte Uebel regt sich bei diesem unbeständigen Wetter so oft, und hält gewöhnlich so hartnäckig an, daß ich immer von drei Tagen zwei verlieren, und in den guten Intervallen eilen muß, um nur das Nothwendige an meinen Geschäften zu fertigen. Die Thalia darf nicht in Stocken gerathen, und ich werde durch meine Mitarbeiter gar zu schlecht unterstützt. Deswegen habe ich mich dieser Tage mit zwei Aufsätzen dafür beschäftigt. Der eine handelt von Anmuth und Würde, der andere ist über pathetische Darstellung. Ich glaube, daß beide Dich interessiren werden.

Was Du mir über meine Revision der Gedichte schreibst, finde ich sehr richtig, und so überzeugend, daß ich große Lust habe, dieser Stellen Deines Briefes in meiner Vorrede zu den Gedichten zu erwähnen. Vor der Durchsicht der Künstler ist mir am meisten bange. Meine Ideen über Kunst haben sich seit der Zeit merk-

lich erweitert, meine Gesichtspunkte sich verändert, manche Meinungen sich ganz und gar widerlegt. Doch muß ich gestehen, daß ich noch sehr viel philosophisch-richtiges in den Künstlern finde, und darüber ordentlich verwundert bin. Ueber den Gang des ganzen Gedichts fürchte ich mein Urtheil zu sagen; er befriedigt mich gar zu wenig.

Unter den Gedichten, denen Du das Leben schenkst, fehlen noch einige wenige, die mir der Erhaltung werth scheinen. — Hektor und Andromache ist eins meiner besten, und auch Amalie im Garten verdient Pardon. Unter denen an Laura ist das: die Entzückung vergessen, welches eins der fehlerfreiesten ist. Laura am Clavier hätte ich Lust aufzuopfern. Es freut mich, daß Du der berühmten Frau hast Gnade widerfahren lassen.

Sobald die Götter Griechenlands segelfertig sind, sollen sie Dir vorgelegt werden. Ich denke, Du sollst gestehen, daß mich die Musen noch nicht verlassen haben, und daß die Kritik die Begeisterung nicht verscheuchte.

Beiliegende Broschüre ist der Pendant zu Deiner Predigt; aber ich habe ein Interesse mehr als Du, sie Deiner Bestellung zu empfehlen. Sie ist von meinem Vater; und warum sie gedruckt ist, wirst Du aus dem Inhalt ersehen. Ich wünschte gar angelegentlich, daß Du die beiliegenden drei Exemplare in diejenigen Hände brächtest, wo sie am besten angelegt sind — um Aufmerksamkeit auf den Verfasser zu erregen. Du thust mir

einen großen Gefallen, wenn Du machen kannst, daß der Inhalt derselben in Dresden zur Sprache kommt.

Herr von Gleichen wird jetzt ohne Zweifel in Dresden angekommen sein. Seine Bekanntschaft wird Dir und der Minna vielleicht nicht unlieb sein. Er liebt und versteht Kunst, malt schon ganz artig Landschaften in Oel, und hat auch über die Theorie der Kunst nachgedacht. An Kopf fehlt es ihm gar nicht, aber an Wissen. Er privatisirt in Rudolstadt, bei einem sehr artigen Vermögen, und ist dort etwas träg geworden. Uebrigens ist er ein sehr braver Mensch, und einer meiner besten Freunde in hiesiger Gegend. Seine Frau ist ein sanftes und gutmüthiges Geschöpf, eine der ältesten Bekannten meiner Lotte. Du wirst es beiden bald abmerken, daß Du Dich nicht vor ihnen zu geniren brauchst; vielmehr hoffe ich, daß sie Dir eine angenehme Gesellschaft sein werden. Vielleicht verschaffen sie auch der Minna Unterhaltung, wenn Ihr einander etwas näher kommt.

Lebe wohl und grüße Dich selbst und Minna recht herzlich von uns beiden. Es ist schade, daß Du nicht hier sein kannst, die Inoculation vornehmen zu lassen. Es wird jetzt stark inoculirt, und viele fremde Kinder sind hergeschickt worden. Alles geht glücklich von statten.

Dein

S.

Dresden, 31. Mai 1793.

Dein langes Stillschweigen und die jetzige Witterung hat mich für Dich besorgt gemacht. Endlich muß es doch einmal warm werden, und dann, denk' ich, wirst Du Dich besser befinden; auch wir sind noch nicht auf dem Weinberge.

Daß Du etwas für die Thalia arbeitest, freut mich. Du darfst dies Journal nicht vernachlässigen, und ich wundere mich, daß Du nicht mehr unterstützt wirst. Der junge Mann, der den historischen Aufsatz über Malta gemacht hat, könnte, däucht mich, recht brauchbare Beiträge liefern; und von dieser Art sollten ja wohl auch im philosophischen Fache noch manche gute Köpfe in Jena zu finden sein.

Der Buchhändler Geßner aus Zürich — ein Sohn des Dichters, der in Leipzig studirt hat, und dem es nicht an Kopf mangelt — schreibt mir, daß er Scenen von einem Schauspiele, das Hottinger in Zürich nächstens herausgeben wird, durch die Thalia in's Publicum zu bringen wünschte. Ich habe ihm geantwortet, daß er mir sie schicken soll. Vielleicht gäbe dies einen Verkehr mit Hottinger, von dem Du manche lesbare Beiträge bekommen könntest. — Auf Deine ästhetischen Aufsätze bin ich sehr begierig. Ich habe bisher mehr mit dem Nützlichen als mit dem Schönen zu thun gehabt, d. h. ich habe das Testament des zerbster Onkels studirt, welches die Tante mir mitgebracht hat. Das Resultat ist

nicht tröstlich. Die Tante hat höchstens dreißigtausend Thaler, worüber sie frei disponiren kann; das übrige Vermögen bleibt ein beständiger Fonds der Fabrik, wovon die jetzigen Inhaber nur die Nutzungen erheben. Von dem Vermögen der Tante bekomme ich wenigstens die Hälfte; aber dies beträgt etwa sechshundert Thaler Einkünfte. Kurz, meine ehemaligen ökonomischen Hoffnungen sind sehr zusammengeschrumpft. Ich darf nicht mehr von Capitalien zehren, und muß das zu verdienen suchen, was mir an Besoldung und Interessen zu meinen Bedürfnissen fehlt. Uebrigens ist die Tante sehr freundlich und bleibt noch etliche Wochen bei uns.

D. ist mit der Herzogin nach Carlsbad, und wird in ein Paar Wochen zurückkommen.

Es ist schön, daß wir über die Revision Deiner Gedichte einverstanden sind. Schicke mir ja die Götter Griechenlands. Bei den Künstlern ist mir eingefallen, ob sich der philosophische Theil nicht von dem historischen absondern ließe. Du erhieltest zwei kleinere Ganze, die sich besser zu der Einheit bequemen würden, die Du vielleicht hauptsächlich vermissest; und von einzelnen Theilen würdest Du sehr wenig aufzuopfern brauchen. Gegen die drei Gedichte, die ich vergessen hatte, wüßte ich gar nichts einzuwenden. Ich hielt mich zu genau an die Zahl, die Du in Deinem Briefe bestimmt hattest.

Von Herrn v. Gleichen habe ich noch nichts gesehen. Ich hoffe viel Angenehmes von seiner Bekanntschaft. — Die Schrift Deines Vaters werde ich möglichst bekannt

zu machen suchen; ein Exemplar habe ich schon dem alten Wagner gegeben. — Moritz ist hier gewesen, und ich hätte ihn gern kennen gelernt, aber es fand sich keine Gelegenheit dazu. Seine Heirathsgeschichte ist sehr abenteuerlich.

Zur Inoculation würde jetzt wohl der Carl noch nicht taugen; er hat gerade jetzt viel mit den Zähnen zu thun. Doch werden wir im August, wo ich Dich noch in Jena zu sehen hoffe, mit Hufeland darüber sprechen. — In meinem Kopfe sieht es jetzt ziemlich wüst aus. — Von Meßproducten hat mich noch wenig besonders erbaut. Das Kantsche Product macht mir durch seine nordische Härte und durch die unfruchtbare Künstelei an der Dogmatik unangenehme Empfindungen.

Herders herausgegebene Briefe zur Beförderung der Humanität scheinen eine vornehme Schriftstellerarbeit zu sein, wo es gewaltig an Salz gebricht.

K.

Jena, 20. Juni 1793.

Ich habe lange geschwiegen, aber ich denke diese Beilage soll mich hinlänglich rechtfertigen. Du hast aber auch ebenso lange geschwiegen — wirst Du auch eine Entschuldigung haben?

Ich habe diesen Aufsatz in nicht gar sechs Wochen verfertigt. Urtheile daraus, ob ich fleißig bin, und fleißig genug für einen Kranken. — Diese Arbeit hat mir

viel Freude gemacht, und, ich denke, keine ganz ungegründete. Betrachte sie als eine Art von Vorläufer meiner Theorie des Schönen. Eins weiß ich voraus, wo ich Dich sehr auf meiner Seite haben werde, und ich bin begierig zu erfahren, ob ich Dir darin werde genug gethan haben.

An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie correspondire. Ich bin ihm einen öffentlichen Beweis von Aufmerksamkeit schuldig, und weiß, daß er nicht unempfindlich dagegen ist. Außerdem habe ich bei einer solchen Einkleidung den großen Vortheil, daß eine freiere und unterhaltende Behandlung mir gleichsam Pflicht wird, und daß ich mir aus meiner Unkunde im Dogmatisiren hier noch ein Verdienst machen kann, weil solche Briefe an einen solchen Mann es nicht wohl erlauben würden.

In der Theorie des Schönen werde ich auch die Principien der schönen Kunst abhandeln, und da denke ich etwas zu leisten. — Meine Gedichte sollen aber deswegen nicht liegen bleiben. Aber schnell rücken sie freilich nicht vor. — Glaubst Du es nicht möglich machen zu können, daß Du zeitiger hier sein kannst? Ich bin ungeduldig auf unsere Geistesergießungen, und dann möchte ich auch durch Dich mit musikalischen Ideen bekannt werden, weil ich diese Kunst nicht zurücklassen kann und will.

S.

Das Schöne der Kunst.

Es ist von zweierlei Art:

a. Schönes der Wahl oder des Stoffes — Nachahmung des Naturschönen.

b. Schönes der Darstellung oder der Form — Nachahmung der Natur. Ohne das letzte giebt es keinen Künstler. Beides vereinigt macht den großen Künstler.

Das Schöne der Form oder der Darstellung ist der Kunst allein eigen. „Das Schöne der Natur, sagt Kant sehr richtig, ist ein schönes Ding; das Schöne der Kunst ist eine schöne Vorstellung von einem Dinge.“ Das Idealschöne, könnte man hinzusetzen, ist eine schöne Vorstellung von einem schönen Dinge.

Bei dem Schönen der Wahl wird darauf gesehen, was der Künstler darstellt. Bei dem Schönen der Form (der Kunstschönheit stricte sic dicta) wird bloß darauf gesehen, wie er darstellt. Das erste, kann man sagen, ist eine freie Darstellung der Schönheit, das zweite eine freie Darstellung der Wahrheit.

Da sich das erste mehr auf die Bedingungen des Naturschönen einschränkt, das letzte aber der Kunst eigenthümlich zukommt, so handle ich von diesem zuerst; denn erst muß gezeigt werden, was den Künstler überhaupt macht, ehe man von dem großen Künstler spricht.

Schön ist ein Naturproduct, wenn es in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheint. — Schön ist ein Kunstproduct, wenn es ein Naturproduct frei darstellt. — Freiheit der Dar-

stellung ist also der Begriff, mit dem wir es hier zu thun haben.

Man beschreibt einen Gegenstand, wenn man die Merkmale, die ihn kenntlich machen, in Begriffe verwandelt und zur Einheit der Erkenntniß verbindet. — Man stellt ihn dar, wenn man diese verbundenen Merkmale unmittelbar in der Anschauung vorlegt.

Das Vermögen der Anschauungen ist die Einbildungskraft. Ein Gegenstand heißt also dargestellt, wenn die Vorstellung desselben unmittelbar vor die Einbildungskraft gebracht wird. — Frei ist ein Ding, das durch sich selbst bestimmt ist, oder so erscheint. — Frei dargestellt heißt also ein Gegenstand, wenn er der Einbildungskraft als durch sich selbst bestimmt vorgehalten wird.

Aber wie kann er ihr als durch sich selbst bestimmt vorgehalten werden, da er selbst nicht einmal da ist, sondern in einem anderen bloß nachgeahmt wird; da er nicht in Person, sondern durch einen Repräsentanten sich vorstellt?

Das Kunstschöne nämlich ist nicht die Natur selbst, sondern nur eine Nachahmung derselben in einem Medium, das von dem Nachgeahmten materialiter ganz verschieden ist. Nachahmung ist die formale Aehnlichkeit des Materialverschiedenen.

N. B. Architektur, schöne Mechanik, Gartenkunst, Tanzkunst u. dergl. dürfen für keine Einwendung gelten; denn daß auch diese Künste sich demselben Principe unterordnen, ob sie gleich entweder kein Naturproduct nach-

ahmen, oder kein Medium dazu brauchen, wird in der Folge sehr evident werden.

Die Natur des Gegenstandes wird also in der Kunst nicht selbst in ihrer Persönlichkeit und Individualität, sondern durch ein Medium vorgestellt, welches wieder:

a. seine eigene Individualität und Natur hat;

b. von dem Künstler abhängt, der gleichfalls als eine eigene Natur zu betrachten ist.

Der Gegenstand wird also durch die dritte Hand vor die Einbildungskraft gestellt; und da sowohl der Stoff, worin er nachgeahmt wird, als der Künstler, der diesen Stoff bearbeitet, ihre eigene Natur besitzen, und nach ihrer eigenen Natur wirken — wie ist es möglich, daß die Natur des Gegenstandes dennoch rein und durch sich selbst bestimmt kann vorgestellt werden? — Der darzustellende Gegenstand legt seine Lebendigkeit ab, er ist nicht selbst gegenwärtig, sondern seine Sache wird durch einen ihm ganz unähnlichen fremden Stoff geführt, auf den es ankommt, wie viel jener von seiner Individualität retten oder einbüßen soll. Nun kommt also die fremde Natur des Stoffes dazwischen, und nicht diese allein, sondern auch die ebenso fremde Natur des Künstlers, der diesem Stoffe seine Form zu geben hat. Alle Dinge aber wirken nothwendig nach ihrer Natur.

Es sind also hier dreierlei Naturen, die miteinander ringen: — die Natur des Darzustellenden, die Natur des darstellenden Stoffes, und die Natur des Künstlers, welcher jene beiden in Uebereinstimmung bringen soll.

Es ist aber bloß die Natur des Nachgeahmten, was wir an einem Kunstproduct zu finden erwarten; und das will eigentlich der Ausdruck sagen, daß es durch sich selbst bestimmt der Einbildungskraft vorgestellt werde. Sobald aber entweder der Stoff oder der Künstler ihre Naturen miteinmischen, so erscheint der dargestellte Gegenstand nicht mehr als durch sich selbst bestimmt, sondern Heteronomie ist da. Die Natur des Repräsentirten erleidet von dem Repräsentirenden Gewalt, sobald dieses seine Natur dabei geltend macht. Ein Gegenstand kann also nur dann frei dargestellt heißen, wenn die Natur des Dargestellten von der Natur des Darstellenden nichts gelitten hat.

Die Natur des Mediums oder des Stoffes muß also von der Natur des Nachgeahmten völlig besiegt erscheinen. Nun ist es aber bloß die Form des Nachgeahmten, was auf das Nachahmende übertragen werden kann; also ist es die Form, welche in der Kunstdarstellung den Stoff besiegt haben muß.

Bei einem Kunstwerke also muß sich der Stoff (die Natur des Nachahmenden) in der Form (des Nachgeahmten), der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren.

Der Körper in der Idee: denn die Natur des Nachgeahmten ist an dem nachahmenden Stoffe nichts Körperliches; sie existirt bloß als Idee an demselben, und alles Körperliche an diesem gehört bloß ihm selbst, und nicht dem Nachgeahmten an.

Die Wirklichkeit in der Erscheinung: Wirklichkeit heißt hier das Reale, welches an einem Kunstwerke immer nur die Materie ist, und dem Formalen oder der Idee, die der Künstler in dieser Materie ausführt, muß entgegengesetzt werden. Die Form ist an einem Kunstwerk bloße Erscheinung, d. i. der Marmor scheint ein Mensch, aber er bleibt, in der Wirklichkeit, Marmor.

Frei also wäre die Darstellung, wenn die Natur des Mediums durch die Natur des Nachgeahmten völlig vertilgt erscheint, wenn das Nachgeahmte seine reine Persönlichkeit auch in seinem Repräsentanten behauptet, wenn das Repräsentirende durch völlige Ablegung oder vielmehr Verleugnung seiner Natur sich mit dem Repräsentirten vollkommen ausgetauscht zu haben scheint — kurz — wenn nichts durch den Stoff, sondern alles durch die Form ist.

Ist an einer Bildsäule ein einziger Zug, der den Stein verräth, der also nicht in der Idee, sondern in der Natur des Stoffes gegründet ist, so leidet die Schönheit; denn Heteronomie ist da. Die Marmornatur, welche hart und spröde ist, muß in der Natur des Fleisches, welches biegsam und weich ist, völlig untergegangen sein, und weder das Gefühl noch das Auge darf daran erinnert werden.

Ist an einer Zeichnung ein einziger Zug, der die Feder oder den Griffel, das Papier oder die Kupferplatte, den Pinsel oder die Hand, die ihn führte,

kenntlich macht: so ist sie hart oder schwer; ist an ihr der eigenthümliche Geschmack des Künstlers, die Künstlernatur sichtbar, so ist sie manierirt.

Leidet nämlich die Beweglichkeit eines Muskels (in einem Kupferstich) durch die Härte des Metalls oder durch die schwere Hand des Künstlers, so ist die Darstellung häßlich; weil sie nicht durch die Idee, sondern durch das Medium bestimmt worden ist. Leidet die Eigenthümlichkeit des darzustellenden Objects durch die Geisteseigenthümlichkeit des Künstlers, so sagen wir, die Darstellung sei manierirt.

Das Gegentheil der Manier ist der Styl, der nichts anderes ist, als die höchste Unabhängigkeit der Darstellung von allen subjectiven und allen objectiv zufälligen Bestimmungen. — Reine Objectivität der Darstellung ist das Wesen des guten Styls: der höchste Grundsatz der Künste.

„Der Styl verhält sich zur Manier, wie sich die Handlungsart aus formalen Grundsätzen zu einer Handlungsart aus empirischen Maximen (subjectiven Grundsätzen) verhält. Der Styl ist eine völlige Erhebung über das Zufällige zum Allgemeinen und Nothwendigen. (Aber unter dieser Erklärung des Styls ist auch daher das Schöne der Wahl mitbegriffen, wovon jetzt noch nicht die Rede sein soll.)"

Der große Künstler, könnte man also sagen, zeigt uns den Gegenstand (seine Darstellung hat reine Objectivität), der mittelmäßige zeigt sich selbst (seine Darstel-

lung hat Subjectivität), der schlechte seinen Stoff (die Darstellung wird durch die Natur des Mediums und durch die Schranken des Künstlers bestimmt).

Alle diese drei Fälle werden an einem Schauspieler sehr anschaulich.

1) Wenn Eckhof oder Schröder den Hamlet spielten, so verhielten sich ihre Personen zu ihrer Rolle wie der Stoff zur Form, wie der Körper zur Idee, wie die Wirklichkeit zur Erscheinung. Eckhof war gleichsam der Marmor, aus dem sein Genie einen Hamlet formte; und weil seine (des Schauspielers) Person in der künstlichen Person Hamlets völlig unterging, weil bloß die Form (der Charakter Hamlets) und nirgends der Stoff (nirgends die wirkliche Person des Schauspielers) zu bemerken war — weil alles an ihm bloß Form (bloß Hamlet) war, so sagt man: er spielte schön. Seine Darstellung war im großen Styl, weil sie erstlich völlig objectiv war und nichts Subjectives sich miteinmischte; zweitens, weil sie objectiv nothwendig, nicht zufällig war (wovon die Erläuterung bei einer anderen Gelegenheit).

2) Wenn Madame Albrecht eine Ophelia spielt, so erblickte man zwar die Natur des Stoffes (die Person der Schauspielerin) nicht, aber auch nicht die reine Natur des Darzustellenden (die Person der Ophelia), sondern — eine willkürliche Idee der Schauspielerin. Sie hatte sich nämlich einen subjectiven Grundsatz — eine Maxime — gemacht, den Schmerz, den Wahnsinn, den edlen Anstand gerade so vorzustellen, ohne sich darum zu beküm-

mern, ob dieser Vorstellung Objectivität zukommt, oder nicht. Sie hatte also nur Manier, keinen Styl gezeigt.

3) Wenn Herr Brücke einen König spielt, so sieht man die Natur des Mediums über die Form (die Rolle des Königs) herrschen; denn aus jeder Bewegung blickt der Schauspieler (der Stoff) ekelhaft und stümperhaft hervor. Man sieht sogleich die niedrige Wirkung des Mangels, weil es dem Künstler (hier dem Verstande des Schauspielers) an Einsicht fehlt, den Stoff (den Körper des Schauspielers) einer Idee gemäß zu formen. Die Darstellung ist also elend, weil sie zugleich die Natur des Stoffes und die subjectiven Schranken des Künstlers offenbart.

Bei zeichnenden und bildenden Künsten fällt es leicht genug in die Augen, wieviel die Natur des Darzustellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen ist. Aber schwerer dürfte es sein, diesen Grundsatz nun auch auf die poetische Darstellung anzuwenden, welche doch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Ich will versuchen, Dir einen Begriff davon zu geben.

Auch hier, versteht sich, ist noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, sondern bloß von dem Schönen der Darstellung. Es wird also vorausgesetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität seines Gegenstandes wahr, rein und vollständig in seiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Object stehe schon idealisirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor seiner

Seele, und es komme bloß darauf an, es außer sich darzustellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieses Object seines Gemüths von der Natur des Mediums, in welchem es dargestellt wird, keine Heteronomie erleidet.

Das Medium des Dichters sind Worte: also abstracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältnisse durch Regeln bestimmt werden, davon die Grammatik das System enthält. Daß zwischen den Sachen und den Worten keine materiale Aehnlichkeit (Identität) stattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn diese findet sich auch nicht zwischen der Bildsäule und dem Menschen, dessen Darstellung sie ist. Aber auch die bloße formale Aehnlichkeit (Nachahmung) ist zwischen Worten und Sachen so leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck sind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunft miteinander verbunden. Indessen würde auch dies nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an sich selbst ist, sondern welche Vorstellung es erweckt. Gäbe es also überhaupt nur Worte oder Wortsätze, welche uns den individuellsten Charakter der Dinge, ihre individuellsten Verhältnisse, und kurz die ganze objective Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorstellten: so käme es gar nicht darauf an, ob dies durch Convenienz, oder aus innerer Nothwendigkeit geschähe.

Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgesetze sind ganz all-

gemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher steht es um die Bezeichnung der Verhältnisse, welche nach Regeln bewerkstelligt wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar sind, und nur durch eine besondere Operation des Verstandes einer individuellen Vorstellung angepaßt werden. Das darzustellende Object muß also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt wird, durch das abstracte Gebiet der Begriffe einen sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um" ist ein solcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt.

Die Natur des Mediums, dessen der Dichter sich bedient, besteht also „in einer Tendenz zum Allgemeinen," und liegt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe ist) im Streit. Die Sprache stellt alles vor den Verstand, und der Dichter soll alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache giebt nur Begriffe.

Die Sprache beraubt also den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut wird, seiner Sinnlichkeit und Individualität, und drückt ihm eine Eigenschaft von ihr

selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd ist. Sie mischt — um mich meiner Terminologie zu bedienen — in die Natur des Darzustellenden, welche sinnlich ist, die Natur des Darstellenden, welche abstract ist, ein, und bringt also Heteronomie in die Darstellung desselben. Der Gegenstand wird also der Einbildungskraft nicht als durch sich bestimmt, also nicht frei vorgestellt, sondern gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verstand gebracht; und so wird er entweder nicht frei dargestellt, oder gar nicht dargestellt, sondern bloß beschrieben.

Soll also eine poetische Darstellung frei sein, so muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe seiner Kunst überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben) besiegen.“ Die Natur der Sprache (eben diese ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen, und trotz allen Fesseln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Worte, die Schönheit der poetischen Darstellung ist: „freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache.“

(Die Fortsetzung künftigen Posttag.)

Jena, 1. Juli 1793.

Es wäre mir jetzt einer neuen Ursache wegen lieb, wenn wir noch im Julius hätten zusammenkommen können. Wenn Du nicht hierherkommen könntest oder wolltest, so käme ich mit meiner Frau sehr gern nach Leipzig zu Euch, und bliebe dort so lange, als Du wolltest. Oder bestimme sonst einen Ort, welchen Du willst. Ich wollte das Bad in Ronneburg vorschlagen, wo wir alle zusammen ganz ohne Zwang leben und zugleich vom Bade profitiren könnten. Es soll dort ein sehr angenehmer Aufenthalt und wohlfeil zu leben sein. Kurz, denke Dir irgend etwas aus, das uns früher zusammenführen könnte, wenn auch schon auf mein Theil die größere Mühe und die weitere Reise fällt. Nur von Dresden selbst und der Nachbarschaft mußt Du um Deiner selbst willen weg; denn Deine Gesundheit fordert eine Veränderung des Platzes, und uns würde die Reise dahin doch zu weit sein.

Meine schwäbische Reise kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf; und ich bin ihm diese Liebe schuldig. Er ist im October siebenzig Jahr alt, und also läßt sich mit ihm nichts aufschieben. Auch fordert es die Gesundheit meiner Frau auf's Dringendste, geschicktere und sorgfältigere Aerzte zu gebrauchen. Ich rechne sehr auf Gmelin in Heilbronn, wo ich meinen Wohnsitz aufzuschlagen gedenke. Für meine eigenen Umstände erwarte ich sehr viel von

der Luft des Vaterlandes, und meine Absicht ist den Winter dort zu bleiben.

Hier überschicke ich Dir abschläglich sechzehn Louisd'or. Vor einigen Wochen habe ich endlich das sehnlich erwartete Geld aus Dänemark erhalten. Da ich eine große Reise vor mir habe, und die Unkosten nicht absehen kann, in die mich der Aufenthalt an einem fremden Orte, meine und meiner Frau Krankheit u. dergl. verwickeln dürften: so kann ich Dir nicht sogleich schicken, was ich gern möchte, besonders da unsere Besoldungsgelder seit einiger Zeit nicht mehr richtig einlaufen, und Göschen mich seit geraumer Zeit nicht bezahlt hat. Solltest Du aber vor der Hand mehr brauchen, so will ich hoffen, daß Du mich nicht auf Deine Unkosten schonest; denn Göschen muß herausrücken, sobald Du willst, und ich erwarte hierüber bloß einen Wink von Dir.

Jetzt bitte ich Dich um alles in der Welt, darauf zu denken, daß wir uns gewiß sehen. Gewiß ist es aber nicht, wenn wir es auf den August aufschieben, wo die Gesundheitsumstände Deiner Kinder und der Zustand meiner Frau einen Querstrich dadurch machen können. Meine Schwester von der Solitude ist nicht gekommen, und wird es auch nun nicht mehr, da meine Mutter krank geworden, und sie nicht reisen kann. Meine Schwägerin ist auch nach Schwaben in ein Bad gereist, und so sind wir hier ganz verlassen, und niemand steht uns bei, wenn wir Hilfe nöthig haben sollten. Ich für meine Person befinde mich aber jetzt viel besser, als ich lange

nicht gewesen; und wärest Du hier, ich würde Deiner einmal recht froh werden können. Wie lange es so halten wird, weiß der Himmel. Aber ich stärke mich doch in solchen freien Intervallen zu künftigen Prüfungen.

Dein

S.

Jena, 3. Juli 1793.

Nunmehr ist es entschieden, daß meine Frau gegen Ausgang September spätestens ihre Entbindung zu erwarten hat. Ich bitte Dich jetzt um alles, laß mich die Freude, die auf mich wartet, nicht mit dem Verlust einer anderen büßen, auf die ich schon so sicher gerechnet hatte, und sieh zu, daß Du gegen die Mitte dieses Monats die Reise zu uns antreten kannst. Ich muß jetzt schlechterdings in der ersten Woche des August fort, damit meine Frau einen ganzen Monat wenigstens vor ihrer Entbindung in Ruhe bleiben kann; und in der ersten Zeit unserer Ankunft in Schwaben ist noch an keine Ruhe zu denken. Auch müssen wir uns dort erst einrichten, Anstalten treffen u. dergl., wobei leicht vier Wochen hingehen. Kurz, Du siehst, daß keine Zeit zu verlieren ist; und nun hoffe ich, Du wirst Dein Möglichstes thun.

Ich kann Dir übrigens nicht genug sagen, wie wohl mir jetzt um's Herz ist: daß ich erstlich von der Unruhe befreit bin, die mir die unerklärbaren und bedenklichen Zufälle meiner Frau schon seit drei Monaten verursacht

haben, und nun auch der Vollendung häuslicher Glückseligkeit von jetzt an entgegensehen kann. Ich brauchte oft den ganzen Beistand der Philosophie, um bei dem Anblick meiner leidenden Lotte, und beim Gefühl meiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Muth zu behalten. Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los, und aus der anderen, die mich selbst betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem anderen wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal.

Auch verspricht mir diese große Veränderung eine vortheilhafte Krise für die Gesundheit meiner Frau, und der Arzt versichert mir, daß er die beste Wirkung davon hoffe. Auf mich selbst wird die Verbesserung ihrer Gesundheit, und die freudenvolle Epoche, die mich erwartet, gewiß einen guten Einfluß haben. Geht nun auch das Wochenbett glücklich vorüber, und will mir der Himmel Mutter und Kind erhalten, so fehlt mir nichts Wesentliches mehr zu meiner Zufriedenheit. Lebe wohl und erfreue mich bald mit einer Antwort, wie ich sie wünsche.

S.

Dresden, 7. Juli 1793.

Meinen herzlichen Glückwunsch zu Deiner Beruhigung über Lottchens Gesundheit, und zu der frohen Aus-

sicht, die sich für Euch beide eröffnet. Der Schriftsteller sollte vielleicht, wie der Soldat, weder Ehemann noch Vater sein. Aber wehe dem, der sich auf die Schriftstellerexistenz einschränken wollte! In jüngeren Jahren ist es möglich, bloß für die Kunst zu leben; aber wenn die Momente der Begeisterung seltener werden, und unsere Thätigkeit sich mehr auf Geschäfte des Fleißes, des Scharfsinns, des Geschmacks einschränkt — da wird das Bedürfniß dringender, sich als den Mittelpunkt eines glücklichen häuslichen Zirkels zu sehen, und in der Freude der Wesen, die uns angehören, sich eine neue Quelle von Genuß zu eröffnen.

Dein vorletzter Brief hat mich traurig gemacht. Ich begriff die Nothwendigkeit wohl, unsere Zusammenkunft zu beschleunigen, aber auf meiner Seite sehe ich nur im Geringsten nicht, wie ich es möglich machen kann. Urtheile selbst! Vor ungefähr acht Wochen gehe ich zum Appellationsgerichts-Präsidenten und bitte um einen Monat Urlaub. Damals war mir die Zeit gleichgültig; und weil D.'s Zurückkunft aus Carlsbad sich verziehen konnte, so hatte ich Ursache den Julius nicht zu wählen. Der Präsident schlug mir selbst den August vor, weil er im Julius schon dem Appellationsrath Heydenreich Urlaub gegeben hätte. Wir werden eins darüber. Jetzt geschieht die Umwechselung bei den Senaten. Ich komme in den zweiten Senat, wo dieser Heydenreich ist. Eben dieser Senat hat noch einen Kranken, der vielleicht nie wieder in's Collegium kommt. Also sind außer mir nur noch

drei bürgerliche Räthe da. Dazu kommt, daß wegen einer neuen Einrichtung das Referiren jetzt öfter herumkommt. Wir hatten nämlich sonst einmal wöchentlich Plenum, wo der Turnus zum Referiren durch beide Senate geht. Jetzt fehlt es an Sachen zum Pleno, und wir referiren alle drei Sessionstage in den Senaten. Ich kann also jetzt schlechterdings nicht verreisen, ehe Heydenreich wiederkommt. Nicht um den Präsidenten; sondern meine Collegen, mit denen ich es so nicht verderben kann, ohne mir meine Existenz auf lange Zeit zu verbittern, haben fest auf mich gerechnet. Auch liegt in der Abreise zu so einer Zeit eine zu auffallende Unschicklichkeit.

Ich habe Dir dies alles detaillirt, um Dich ganz zu überzeugen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann. Dir kann ich nicht zumuthen Deine Reise aufzuschieben, weil die Niederkunft Lottchens herannaht; also werden wir wohl von dieser Hoffnung Abschied nehmen müssen. Laß uns einander nicht weich machen — wir sehen uns gewiß im künftigen Jahre. Deine jetzige Gesundheit giebt mir die schönsten Aussichten. Der Aufenthalt in Deinem Vaterlande wird Dir gewiß wohlthun. Dein Lottchen wird unter der Pflege Deiner Familie sich ganz wieder erholen, und auch für das kleine Wesen, das Dir sein Dasein verdankt, wirst Du weniger ängstlich zu sorgen haben, wenn die Erfahrung Deiner Mutter Dir beistehen kann.

Das Geld, das Du mir geschickt hast, kommt mir jetzt sehr gelegen, sobald es Dir nicht schwer wird, es gerade jetzt zu entbehren. Ich ziehe auf Michaeli in ein anderes Logis, wo mir die erste Einrichtung freilich einige Kosten machen wird. Es ist auf dem freien Platze beim japanischen Palais, dem weißen Thore gegenüber. Ich habe fast ein ganzes Haus und viel Bequemlichkeit, so daß Du besser logirt sein wirst, wenn Du wieder zu uns kommst. Zwei Treppen hoch, wo ich allein wohne, ist auch eine schöne Aussicht über den Wall nach Neudorf längs der Elbe hin. Der Unterschied des Preises ist nicht beträchtlich.

D. ist aus Carlsbad zurück, und die Herzogin jetzt hier bis auf den Dienstag. Alsdann ziehen wir wieder auf den Weinberg, wo Minna, die jetzt auch oft kränkelt, eine Cur brauchen soll. Die Kinder sind gesund und ich auch. Mein Carl würde Dir viel Freude machen. Man giebt mir schuld, daß ich den Jungen vorziehe. Wahr ist's, daß ich mich mit ihm mehr beschäftigen kann, als ich's mit Emma thun konnte.

Dein

K.

Jena, 17. Juli 1793.

Es ist also mit unserer Zusammenkunft vorbei. Ich will mich um der Ursache willen, die sie von meiner Seite rückgängig macht, in diese fehlgeschlagene Hoffnung

finden. Gegen die Gründe, die Du anführst, ist nichts einzuwenden. In Deiner Stelle würde ich auch nicht anders handeln. Du hast recht: wir wollen einander nicht weich machen; denn in einem Jahre, wo nicht früher, sehen wir uns doch gewiß wieder. Ich habe zu meiner Gesundheit ein weit besseres Vertrauen, als ich seit langer Zeit nicht hatte; und die Umstände meiner Frau werden mir jetzt auch erträglicher, weil ich von ihrer Schwangerschaft eine gute Krise aller bisherigen Krämpfe erwarte.

Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein.

Meine Abreise wird wahrscheinlich nunmehr früher vor sich gehen, vielleicht gleich mit Anfang August; denn je näher an der Zeit der Entbindung, desto leichter können eintretende Krämpfe üble Folgen haben.

Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch eilf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Würtemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn, und Stuttgart werde ich nicht besuchen. Ich habe schon meine Wohnung dort ausgemacht, und man hat mir vorläufig von dorther schon

viele Höflichkeit versichert. Auf Gmelins Bekanntschaft und magnetische Geschicklichkeit bin ich sehr neugierig. Er schreibt mir, daß er mit großen magnetischen Curen sich nicht mehr abgebe, aber daß seine Ueberzeugung von der Wirksamkeit dieses Mittels nicht vermindert sei. Ich werde Dir ausführlichen Bericht abstatten, wie ich es gefunden habe.

Hast Du S. Maimons Streifereien in das Gebiet der Philosophie gelesen? Du wirst viel Vortreffliches darin finden. — Lebe wohl und grüße M. und D. bestens von uns beiden. Meine Frau wird nächstens schreiben, wenn es ruhiger um uns ist, denn dieser Tage sind wir nicht viel zu uns selbst gekommen.

Dein

S.

Löschwitz, 29. Juli 1793.

Dein langes Stillschweigen hatte mich schon wegen Deiner Gesundheit besorgt gemacht, und ich freue mich auch in diesem Betracht über die Beilage Deines letzten Briefes. Krank bist Du gewiß nicht bei dieser Arbeit gewesen. Von meiner Gesundheit kann ich Dir freilich keinen solchen Beleg aufweisen. Aber an Entschuldigungen, warum nichts fertig geworden ist, fehlt es mir nicht. Nur vor ein Paar Tagen hat mich die Tante mit ihrer Reisegesellschaft verlassen. Ihre Gegenwart kostete mir manchen Theil meiner Zeit, und verstimmte mich nicht

selten. Auch war Carl nicht ganz wohl, und Minna hatte auch Unpäßlichkeiten, wobei sie sich weniger schonen konnte, weil D. noch immer in Carlsbad ist.

Was Du über Kants Moralphilosophie sagst, unterschreibe ich mit ganzer Seele. Deine Apologie für Kant ist sinnreich, aber fast glaube ich, daß Du ihm zuviel Ehre anthust. Vielleicht fehlt es ihm an Gefühl für moralische Schönheit; und von der Evidenz seines Moralsystems bin ich noch gar nicht völlig überzeugt. Was nöthigt uns denn, jede einzelne Handlung zu generalisiren und als Maxime zu betrachten? Ist es nicht eine höhere Vollkommenheit eines denkenden Wesens, sich nach den individuellen Verhältnissen, als nach allgemeinen Regeln, die doch immer nur Behelf des geistigen Unvermögens sind, zu bestimmen?

Es ist schade, daß Deine Theorie des Schönen nicht zugleich mit dieser Arbeit erscheint. Anfang und Schluß des jetzigen Products können sehr gut für sich bestehen, aber in der Mitte, bei der eigentlichen Analyse des Begriffs: Anmuth, wünschte man zuweilen wohl über einige verwandte Begriffe einen befriedigendern Aufschluß zu haben.

In der Manier Deinen Stoff zu behandeln, hast Du zu Anfang einen sehr gefälligen Weg gewählt. Philosophische Wahrheiten können vielleicht nicht mit mehrerer Anmuth vorgetragen werden, als unter dem Gewande einer reizenden Dichtung, in einem Commentar einer griechischen Fabel. In der letzten Hälfte dieses Products finde ich etwas Aehnliches von der französischen

Manier eines Rochefoucauld und anderer. Der Geist des Lesers wird auf eine angenehme Art beschäftigt und überrascht, wenn er auf feine und verkannte Unterschiede aufmerksam gemacht wird. Doch ist bei dieser Manier schon die Würde zu herrschend, und diese sollte, däucht mich, bei dem Vortrage der Philosophie — sowie bei der Tugend — der Anmuth subordinirt sein.

In der Gegeneinanderstellung der Anmuth und Würde habe ich besonders viel geistvolle und fruchtbare Bemerkungen gefunden. Was Du über den Unterschied zwischen Anmuth und Schönheit sagst, hat mich weniger befriedigt, und ich erwarte darüber noch Deine weitere Erklärung in der Analyse des Schönen.

Daß Du den Gedanken aufgegeben hast, die Resultate Deines Nachdenkens in der Form eines Dialogs aufzustellen, thut mir leid. Ich liebe diese Einkleidung sehr. Indessen kann ich gegen die Gründe nichts einwenden, die Dich zu der Briefform bestimmen.

Vor dem August kann meine Reise auf keinen Fall vor sich gehen, und ich wünsche, daß auch dann kein Hinderniß eintreten möge. Hier in Löschwitz gehen die Blattern herum; und es ist zu verwundern, wenn meine Kinder nicht angesteckt werden. Carl hat jetzt mit den Augen- und Spitzzähnen oft noth genug, daß ich jetzt keine Inoculation wagen darf. — Auf den zweiten August erwarte ich D. zurück. Ich wünsche nur, daß wir sie nachher nicht wieder entbehren müssen. Die Herzogin möchte sie gar zu gern länger bei sich haben. K.

Löschwitz, 9. August 1793.

Dieser Brief findet Dich vielleicht schon in Deinem Vaterlande. Bis ich Deine Adresse weiß, schicke ich die Briefe noch nach Jena. Ich bin neugierig auf den Eindruck, den jetzt Schwaben auf Dich machen wird, nach allem, was Du seit Deiner Abwesenheit erfahren hast. Mir ist Schwaben nicht bloß um Deinetwillen lieb. Ich habe manchen jungen Mann aus Oberdeutschland kennen gelernt, bei dem man sich über jugendliche Geisteskraft freuen konnte, während daß man hier zuweilen etwa die Oberfläche mehr abgeschliffen, aber desto mehr Frivolität, Schlaffheit und Welkheit bemerkt.

Es kommen jetzt zwei junge Leute oft in unser Haus, die viel Gutes haben, aber bei denen mir doch selten recht wohl wird. Der eine ist fröhlich, natürlich-gutmüthig, aber leer; der andere hat mehr Talent und Ausbildung, aber einen Hang zum Bedenklichen und Tragischen im Umgange, der ihn oft lästig macht. Der letztere heißt von Senft. Kantsche Philosophie ist seine Hauptliebhaberei; doch hat er auch Sinn für Kunst. Aber er läßt sich aus Weichlichkeit von seinen Verwandten beherrschen, die ihn in ein juristisches Joch spannen, damit er bald eine einträgliche Stelle bekommt, und man von ihm zehren kann.

Von Deiner Ankunft in Heilbronn erwarte ich nun bald Nachricht. Auch über Gmelin vergiß mir nicht zu schreiben. Maimons Streifereien ꝛc. kenne ich noch nicht.

Aber aus anderen kleinen Aufsätzen ist er mir als ein Mann von vorzüglichen philosophischen Talenten bekannt. — Um Moritz ist es doch schade; bei den berliner Bemühungen um die deutsche Sprache erwartete ich besonders viel Gutes von ihm.

Wirst Du nicht einmal wieder Muße zu einer dichterischen Arbeit finden? Wie steht's mit der Ausgabe Deiner Gedichte?

Mit meiner Schriftstellerei geht es betrübt. Noch habe ich die wenigen Bogen über den spanischen Successionskrieg nicht zu Stande bringen können. Wehe mir, wenn dies mein Erwerb sein müßte!

Dein

K.

Heilbronn, 27. August 1793.

Ich schreibe Dir sehr spät, lieber Körner, weil die Ermüdung von der Reise, übles Befinden und Zerstreuungen mich seither gar nicht zum Schreiben kommen ließen. Wir sind am achten dieses Monats nach einer zwar beschwerlichen, aber von allen üblen Zufällen freien Reise glücklich hier angelangt. Meine Frau hat die Strapazen sehr gut ausgehalten, und befindet sich sehr wohl. Mit mir ist es immer das Alte. Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie Du denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebenzigsten Jahre das Bild eines gesunden

Alters; und wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht sechszig Jahre geben. Er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden, und zeigt viel Talent; die zweite Schwester versteht die Wirthschaft sehr gut, und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie.

Es ist hier theurer zu leben, als in Jena. Lebensmittel, Wohnung, Holz sind kostbare Artikel. Der hohe Preis der ersten aus den Gasthöfen nöthigte mich, sogleich auf eine eigene Menage zu denken, und die Erfordernisse dazu haben mich freilich etwas Beträchtliches gekostet; aber demungeachtet ist der Unterschied so beträchtlich, daß die ganze Auslage einer wirthschaftlichen Einrichtung mit demjenigen bezahlt sein wird, was ich durch eine eigene Oekonomie in drei Monaten ersparen kann.

Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen. Dieser hat übrigens meinem Vater doch auf sein Ansuchen erlaubt, mich etlichemal in Heilbronn zu besuchen. Stuttgart habe ich noch nicht besucht, und auch noch wenige meiner alten akademischen Bekannten gesehen. — In Gmelin fand ich einen sehr fidelen Patron und einen verständigen Arzt. Für den Magnetismus ist er noch sehr eingenommen, übt ihn aber selten oder gar nicht mehr aus. So viel

ich aus den wenigen Gesprächen urtheilen kann, in die ich mich über diese Materie mit ihm einließ, so wird mein Glaube daran eher ab-, als zunehmen. Gmelin ist zum wenigsten der Mann nicht, der über Selbsttäuschung hinweg wäre, und in seinen Anpreisungen des Magnetismus ist mir zuviel Neigung für das Wunderbare. Hier in Heilbronn zweifeln viele sehr vernünftige Leute, die noch dazu Gmelins Freunde sind. Aber ich will und kann noch nicht von dieser Materie urtheilen.

Hier habe ich noch nicht viele Bekanntschaften, weil ich mich meistens zu Hause hielt. Die Menschen sind freier, als in einer Reichsstadt zu erwarten war; aber wissenschaftliches oder Kunstinteresse findet sich blutwenig. Einige literarische Nahrung verschafft mir eine kleine Lesebibliothek und eine schwach vegetirende Buchhandlung. Der Neckarwein schmeckt mir desto besser, und das ist etwas, was ich auch Dir gönnen möchte. So enorm theuer dieses Jahr alles, und besonders der Wein ist, so trinke ich doch für dasselbe Geld noch einmal soviel Wein, als in Thüringen, und zwar vortrefflich. — Lebt alle glücklich und vergnügt und denkt unserer mit Liebe.

Dein

S.

Ludwigsburg, 15. September 1793.

Wünsche mir Glück, lieber Körner, — ein kleiner Sohn ist da; die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und

stark, und alles ist glücklich abgelaufen. Nicht sechs Tage waren wir hier angelangt, so ging es los.

Ich habe Heilbronn verlassen, wo mir alle häusliche Bequemlichkeit fehlte, und für diese große Entbehrung keine Entschädigung war. Hier bin ich vortrefflich logirt und meiner Familie, meinen Freunden um ein gutes Theil näher. Ludwigsburg ist von Stuttgart und der Solitude nur drei Stunden. Die Stadt ist überaus schön und lachend, und ob sie gleich eine Residenz ist, so lebt man darin auf dem Lande. Der Herzog, scheint es, will mich ignoriren, und das ist mir gerade recht.

Dein

S.

Dresden, 22. September 1793.

Wohl Dir und Deinem Weibchen, daß Ihr nun auch in unserem Orden seid. Es ist ein eigener Genuß, ein solches kleines Wesen um sich zu sehen, das einem so nahe angehört. Wer diesen Genuß entbehrt, lernt den Werth des Lebens nie vollständig kennen. — Wir freuen uns herzlich, daß alles so gut abgegangen ist. Schreib' uns bald wieder, wie es in den Sechswochen geht.

Wenn Du freie Wahl hattest, so verdenke ich Dir nicht, daß Du Ludwigsburg Heilbronn vorzogst. Es muß eine sonderbare Empfindung bei Dir gemacht haben, Dich wieder in Deiner Heimath zu sehen.

Humboldt gefällt mir recht wohl, und wir sehen

uns oft. Er hat nicht gemeine Kenntnisse in der alten Literatur und Talente zur Philosophie. Als Schriftsteller fehlt es ihm noch an gewissen Handgriffen. Er weiß seine zum Theil sehr guten und fruchtbaren Ideen nicht geltend zu machen. Seine Aufsätze haben etwas Trockenes und Unbefriedigendes, was mehr in der Form als im Stoffe liegt. Er fehlt, däucht mich, in der Anordnung, spannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnöthige Ausführlichkeit, fällt in's Schleppende, weiß nicht Licht und Schatten zu vertheilen u. dgl. Dies bemerke ich besonders in einem geschriebenen Aufsatze über das Studium des Alterthums, den er mir nebst Deinen und Dalbergs Anmerkungen mitgetheilt hat. Die Dalbergschen haben mich eben nicht erbaut. Er hat Humboldt größtentheils gar nicht verstanden. Ueberhaupt habe ich bei H. noch wenig Geniales gefunden, aber Gefühl für allerlei Art von Vortrefflichkeit und Empfänglichkeit für große und vielumfassende Ideen. Im Umgange ist er sehr angenehm, durch eine gewisse Offenheit und Jovialität, die einem wohlthut. Ich wünschte, daß er länger hier bliebe. Seine Frau ist jetzt sehr mit dem Kinde beschäftigt, und dadurch für den Umgang weniger mittheilend. Göschen hat mich ausgespannt: deß sind wir froh, jo, jo! — Mauvillon fertigt den spanischen Erbfolgekrieg in vier Wochen, und für Göschens Bedürfniß gewiß gut genug. Ich hatte mir eine Methode ausgedacht, diese Arbeit con amore zu ma-

chen; aber dazu war jetzt nicht Zeit. Abermals eine Erfahrung über das Unrentirende meiner Schriftstellerei.

Dein

K.

Ludwigsburg, 4. October 1793.

Meine kleine Familie ist noch immer recht wohlauf, und meine Frau ist in ihrem Wochenbette von den alten Zufällen freier geblieben, als jemals. Ich bin noch immer mit meinem alten Leiden geplagt, und die vaterländische Luft will noch gar keine Wirkung zeigen. Sonst bin ich mit dem hiesigen Aufenthalte ganz wohl zufrieden, die theure Lebensart ausgenommen, die in manchem Artikel selbst die theuren Preise bei Euch übersteigt.

Von meinen alten Bekannten sehe ich viele; aber nur die wenigsten interessiren mich. Es ist hier in Schwaben nicht soviel Stoff und Gehalt, als Du Dir einbildest, und diesen wenigen fehlt es gar zu sehr an der Form. Manche, die ich als helle, aufstrebende Köpfe verließ, sind ganz materiell geworden und verbauert. Bei einigen anderen fand ich noch manche der Ideen in Gang, die ich selbst ehemals in ihnen niederlegte: ein Beweis, daß sie bloße Gefäße sind. Unter den Besten ist der M. Conz, den Du, glaube ich, auch hast kennen lernen, und der sich sehr verbessert hat. In einer neuen Schrift von ihm, Analekten aus griechischen Dichtern rc. findest Du einige Stücke von vielem Gehalt, unter vie-

lem Mittelmäßigen freilich. Einer meiner ehemaligen familiärsten Jugendfreunde, Dr. Höven von hier, ist ein brauchbarer Arzt geworden; aber als Schriftsteller, wozu er sehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe ich von meinem dreizehnten Jahre bis fast zum einundzwanzigsten alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medicin und Philosophie. Ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen. Jetzt haben wir so verschiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch medicinische Reminiscenzen hätte. Indessen hat doch die frühe Uebung im Styl und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medicin mitherübergebracht, die ihm die Schriftstellerei darin sehr erleichtert. — Unter den jungen Künstlern in Stuttgart ist Dannecker, ein Bildhauer, der beste, und Hetsch weit vorzuziehen. Er hat in Rom, wo er viele Jahre lebte, seinen Geschmack sehr gut gebildet, hat sehr schöne Ideen und führt sie geistreich aus. Die Abhängigkeit von dem Herzoge, der sie immer mit Arbeit drückt, schadet den hiesigen jungen Künstlern sehr. In Stuttgart bin ich noch nicht gewesen: anfangs des Wochenbettes meiner Frau wegen, und jetzt will meine Gesundheit es nicht leiden. — Der Herzog sucht etwas darin, mich zu ignoriren; er legt mir aber gar nichts in den Weg. Meinem Vater hat er auf sein Ansuchen ein Bad zu gebrauchen erlaubt, auf so lange Zeit, als er selbst will; und dieses Bad ist nicht

weit von hier, so daß er glauben mußte, mein Vater wolle bloß mir näher sein. Alles wurde auf der Stelle bewilligt, so nöthig er auch meinen Vater in seinem Posten braucht.

Ich habe noch wenig arbeiten können; ja es giebt viele Tage, wo ich Feder und Schreibtisch hasse. So ein hartnäckiges Uebel, so sparsam zugewogene freie Intervallen drücken mich oft schwer. Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, und nie konnte ich, wegen des elendsten aller Hindernisse, wegen körperlichen Drucks, weniger ausharren. An größere Compositionen darf ich gar nicht mehr denken, und bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann. — Ich habe jetzt wieder eine kleine Schrift, etwa wie Anmuth und Würde angefangen, die mir oft viel Freude macht. Sie handelt vom ästhetischen Umgang. Soviel ich weiß, hat man darüber noch nichts Philosophisches, und ich hoffe, Du sollst an der Ausführung sehen, daß diese Materie von sehr vielem Interesse ist. Ueber das Naive werde ich gleichfalls einen kleinen Tractat, doch nur für die Thalia aufsetzen. Ich bin mit keiner Erklärung dieses Phänomens, wie sie in unseren Theorien aufgestellt sind, zufrieden, und hoffe etwas darüber zu sagen, was mehr befriedigt.

Ich wünschte, Du läsest die neue Schrift von Ramdohr: Charis oder über das Schöne in bildenden Künsten. Sie ist von zweierlei Seiten merkwürdig. Einmal als der elendste Wisch von der Welt, als Philosophie des

Schönen betrachtet, was sie doch sein soll; und dann wieder als ein sehr brauchbares, ja vortreffliches Werk, was die empirischen Regeln des Geschmacks in bildenden Künsten betrifft. Man sieht überall, daß dieser Mann mit vortrefflichen Kunstwerken sehr vertraut ist, und daß es ihm gar nicht an Geist fehlt, seine Erfahrungen in Regeln zu ordnen; aber er ist verloren, wenn er zu den Principien hinaufsteigen will. Lies doch dieses Werk und sage mir Deine Meinung darüber.

Ich bin neugierig, welchen Nachfolger man Reinhold in Jena geben wird. Ich finde ihn schon nicht mehr, wenn ich zurückkomme. Fichte würde gewiß eine sehr gute Acquisition sein, und ihn, wenigstens dem Gehalt des Geistes nach, mehr als ersetzen.

Daß meine Krankheit mir in allem zuwider sein muß! Ich könnte es wahrscheinlich durchsetzen, in Weimar bei dem jungen Prinzen als Instructor angestellt zu werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Erziehungsplan mit ihm, da er jetzt doch zehn Jahr alt ist, erweitert; und da ich beim Herzog und auch bei der Herzogin sehr gut stehe, und man mir soviel weniger, als ich jetzt schon Besoldung ziehe, zu geben braucht, als einem anderen, so würde es gewiß gehen. Ich hätte dann in Weimar eine sehr erträgliche Existenz. Aber meine Zufälle lassen mich gar nicht daran denken, eine Verbindlichkeit zu übernehmen. Es wäre kein übler Posten bei unserem Prinzen, auch für künftige Hoffnungen, die mir jetzt, da ich ein Kind habe, weniger gleichgültig sind.

Lebe wohl und laß mich bald etwas von Dir hören. Wenn ich diese Zeit her etwas seltener schrieb, so mußt Du es mir zu gut halten. Es soll alles wieder in's Geleise kommen, wenn ich erst ruhiger bin; und ich kann Dir versichern, Du bist jetzt beinahe der Einzige, dem ich schreibe. Meine Frau grüßt herzlich; wenn es noch Zeit ist, wird sie vielleicht einige Zeilen beilegen. Minna ist doch, wie ich hoffe, längst wieder wohl? Tausend Grüße an Euch alle von uns und auch von dem kleinen Carl Friedrich Ludwig.

S.

P. S. Der Brief ist einen Posttag liegen geblieben. Meine Frau erholt sich täglich mehr, und ist schon etlichemal spazieren gewesen.

Dresden, 21. October 1793.

Jeden Posttag habe ich mit Sehnsucht einem Brief von Dir entgegengesehen und immer mein Schreiben aufgeschoben, weil ich Dir gern zugleich antworten wollte. Mache, daß Du wieder aus Schwaben kommst; es war doch hübscher, als wir nur etliche zwanzig Meilen von einander entfernt waren. — Heute endlich erhielt ich Deinen Brief vom vierten. Die Nachrichten von Deiner Frau und dem Kleinen haben uns sehr erfreut. Aber daß Dich Dein Uebel noch nicht verlassen will, ist traurig. Indessen darfst Du deswegen den Muth nicht verlieren,

wenn Deine körperlichen Kräfte mit Deinen Entwürfen noch nicht im Verhältnisse stehen. Eben diese Entwürfe sind mir ein Beweis von besserer Gesundheit, und daß Du Dich vielleicht kränker fühlst, als Du bist.

Die Instructorstelle bei dem Prinzen von Weimar solltest Du Dir doch nicht entgehen lassen. Deine Kränklichkeit hindert Dich nicht, ihm von Zeit zu Zeit sehr nützlichen Unterricht zu geben. Es kommt hier nicht auf pedantische Pünktlichkeit, wie bei akademischen Vorlesungen an. Zur beständigen Aufsicht und dem eigentlichen Erziehungsgeschäft wird ja schon jemand anders da sein. Dies wird bei dem nunmehrigen Alter des Prinzen vermuthlich einem Adligen oder Officiere übertragen werden. Deine körperlichen Umstände sind bekannt; will man Dir die Stelle geben, so übernimmst Du nicht mehr Verbindlichkeiten, als Du erfüllen kannst. —

Ich habe ein Paar Wochen Ferien gehabt, und dies hat beiliegendes Product zur Welt gebracht. Vielleicht kannst Du es für die Thalia brauchen. Ich bin einmal Deinem Rathe gefolgt, und habe am Vortrage nicht gefeilt, sondern den Stoff in seiner rohen Gestalt gegeben.

Auf Deinen Aufsatz über das Naive bin ich sehr begierig. Wie steht's mit der Theorie des Schönen?

Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich besonders ein Merkmal der Freiheit in der Erscheinung von Dir angegeben haben wollte. Ich habe weiter darüber nachgedacht, und glaube dies Merkmal in der Art zu finden, wie die Einheit des Mannigfaltigen erscheint. Im Vollkomme-

nen nämlich sogut als in dem Schönen ist eine objective Einheit des Mannigfaltigen nicht wie im Aggregate, das zusammen vorgestellt wird, eine subjective Einheit. Diese objective Einheit bringt die Erscheinung einer Welt im Kleinen hervor. Besteht dieser Mikrokosmus aus einer todten Masse und einer Weltseele, wird der leblose Stoff despotisch von einer einzigen Idee beherrscht, so kann das Object vollkommen sein, aber nicht schön. Besteht das Ganze aus lebendigen Bestandtheilen, in denen das freie Spiel der einzelnen Kräfte zu einer Idee zusammenstimmt, wie der Wille der Bürger eines republicanischen Staats, so ist das Object schön. Die Empfindung des Schönen entsteht aus einer dunkeln Vorstellung von Entstehung der Form, wie der Streit der Elemente in Harmonie sich auflöst. Zwang der Form gegen den Stoff giebt Härte. Nur die milde Herrschaft der Form, die sich in Wellenlinien, verschmolzenen Uebergängen der Töne, sanften Bewegungen, fessellosem Gange der Phantasie äußert, erzeugt Schönheit. — Dieser Weg führt auch zu Deinen Resultaten; aber man entgeht dabei vielleicht den Kantschen Dornen in der Kritik der praktischen Vernunft. Auch verschwinden dabei die Zweifel, die mir noch gegen Deine Begriffe von Natur und Heautonomie übrig bleiben. — Wir fragen bei der Schönheit nicht, was, sondern wie es hervorgebracht wird; nicht nach der Form selbst, sondern nach der Entstehung der Form. Und daher liegt bei der Empfindung des Schönen kein Begriff, sondern eine dunkle An-

schauung dessen zum Grunde, was in der Werkstatt der bildenden Natur oder Kunst vorgeht, um ein schönes Object hervorzubringen. Diese Anschauung geschieht durch die Phantasie, welche jedes Element des vorgestellten Objects belebt. — In jedem Kunstwerke ist eine Reihe coexistirender oder successiver Vorstellungen, die durch irgend ein Medium versinnlicht werden. Diese Vorstellungen, diese Bilder der Phantasie denkt man sich im Momente des Kunstgenusses als lebendige Wesen (nach Art der Platonischen Ideen). Sie sind die Elemente der Kunstschöpfung, keine todte Masse, sondern geistige Kräfte, die einander zu verdrängen oder zu beherrschen suchen. Jemehr Lebenskraft in diesen Elementen, desto größer das Verdienst des Künstlers, der diesen Kampf in Harmonie zu verwandeln weiß. — Bei Versinnlichung der Idee durch ein todtes Medium scheint mir nicht von Schönheit, sondern von Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Uebereinstimmung der Erscheinung mit dem Ideale die Rede zu sein. Der Künstler muß sein Medium unumschränkt beherrschen. Aber wenn dieses Medium aus lebendigen Wesen besteht, deren Freiheit geschont werden muß, wie in der Staatskunst, so ist diese Schonung selbst mit dem Streben nach einem bestimmten Ziele verbunden: das Erforderniß der Schönheit in der Darstellung des Ideals.

Ueber den ästhetischen Umgang (das kunstmäßige Ideal des Umganges, wenn ich Dich recht verstehe) wird sich unstreitig viel Neues und Interessantes sagen lassen. —

Ramdohrs Charis kenne ich noch nicht. Ich werde es zu bekommen suchen.

K.

Dresden, 25. November 1793.

Fast möchte ich über das Ausbleiben Deiner Briefe besorgt werden. Wäre Deine und Deiner Frau Gesundheit fester, so würde es mir leichter werden, lange ohne Nachricht von Dir zu sein. Von mir hättest Du schon lange wieder einen Brief, wenn Dein Aufsatz über das Erhabene nicht gewesen wäre. Ich brüte über allerhand Ideen, die er bei mir erweckt hat. Aber ich will Dir sie lieber in ihrer rohen Gestalt mittheilen, als diesen Brief noch länger aufschieben.

Ich bin mit Dir ebenso wenig in den Principien einverstanden, als mit Kant. In den Resultaten treffen wir wieder zusammen, und vieles, besonders über die Darstellung des Pathos ist mir aus der Seele geschrieben. Aber ich glaube, daß Du mit Kant bei Entwickelung des Begriffs vom Erhabenen die Wirkung auf Menschen, die sittlicher Begeisterung fähig sind, mit der Sache selbst verwechselst. Kant endigt seine Untersuchung des Schönen und Erhabenen bei dem Zustande des Subjects, der diese Erscheinungen begleitet. Jenseits dieser Grenzen, behauptet er, sei nichts zu finden. Aber wie, wenn sich durch Kants eigene Bemühungen an einem anderen Orte ein Weg zeigte, um zu dem Objectiven des Schönen und Erhabenen zu gelangen? Wie, wenn die

Kategorien der dürre Fels wären, aus dem sich dieser lebendige Quell herausschlagen ließe?

Die Kategorien erschöpfen alle Erfordernisse der Bestimmtheit einer Vorstellung nach Stoff und Form. — Der Stoff einer Vorstellung sind die Merkmale des Objects. Diese Merkmale werden wahrgenommen:

a. wenn wir das Object einzeln betrachten (Qualität);

b. wenn wir es in Verbindung mit anderen Objecten betrachten (Verhältniß).

Diese Verbindung ist:

α. subjectiv (Vergleichung, Quantität);

β. objectiv (Ineinanderwirkung, Relation).

Die Form der Vorstellung ist die Art der Verbindung ihrer Bestandtheile zu einem Ganzen.

Diese Verbindung geschieht:

a. mit dem Bewußtsein von Selbstthätigkeit (Dichtung im weitesten Sinne); daher die Vorstellungen des Möglichen. Der Stoff ist gegeben, die Form erdacht;

b. mit dem Bewußtsein des Auffassens eines äußeren Eindrucks. Stoff und Form sind gegeben (Erkenntniß im weitesten Sinne, das Wirkliche). Die Qualität wird wahrgenommen:

a. durch Vergleichung des Objects mit anderen äußeren Objecten;

b. durch Vergleichung des Objects mit einem inneren Objecte, das die Einbildungskraft aus gegebenem

Stoffe zusammensetzt (dem Ideale). Dies ist die Schäzzung des Objects nach den Idealen:

a. des Subjectiv-guten (Nützlichen, Angenehmen);

b. des Objectiv-guten (Vollkommenen, Schönen).

Ebenso die Quantität. Das innere Object, womit das gegebene verglichen wird, ist der Maßstab der mittleren Größe, den wir uns von mehreren Erfahrungen von Objecten, die unter eben diesen Begriff gehören, abstrahirt haben. Was über diesen Maßstab ist, nennen wir groß; was unter ihm ist, klein. Der Maßstab hängt von den Erfahrungen des betrachtenden Subjects ab. Daher das Relative in den Urtheilen über Größe.

Eine Größe, die jeden denkbaren Maßstab übersteigt, ist unendlich. Was uns als unendlich erscheint, heißt erhaben. — Bei der Relation giebt es einen eben solchen Maßstab der mittleren Kraft, die aus mehreren Erscheinungen von Objecten gleicher Gattung abstrahirt wird. Daher die relativen Begriffe von Stärke und Schwäche, wie Größe und Kleinheit.

Das Unendliche der Kraft übersteigt jeden denkbaren Maßstab, und ist die zweite Classe des Erhabenen. — Die Kraft wird uns nur durch den überwundenen Widerstand anschaulich. Daher erscheint das Dynamischerhabene, wenn ein unendlicher Widerstand besiegt wird.

Das Erhabene der Kraft ist:

a. physisch, Uebergewicht über unendliche Naturkräfte;

b. intellectuell, Herrschaft des Geistes über denk-

baren Stoff von unermeßlichem Umfange; dieses ist wieder theils theoretisch, theils praktisch;

c. moralisch, Sieg des Willens über die Reize der Sinnlichkeit. Leidenschaft und Charakter können, ohne Beziehung auf Moralität, als Naturproducte ein physisch-erhabener Gegenstand sein.

Die Wirkung der Größe und Kraft in der Anschauung auf das betrachtende Subject ist von dessen Selbstgefühl abhängig: fühlt es sich klein, so ist sie niederschlagend; fühlt es sich groß, erhebend. — Das erhebende Gefühl nennen wir Begeisterung; aber diese ist nicht, wie Kant ohne Beweis behauptet, auf das Sittlichkeit eingeschränkt. Es giebt auch eine heroische Begeisterung, die von der Sittlichkeit unabhängig ist.

Kants Theorie auf die Kunst angewendet scheint ihren Wirkungskreis zu beschränken, indem dabei auf diese heroische Begeisterung nicht Rücksicht genommen wird.

Auch hat das Furchtbare eben die Wirkung auf ein Subject, das der sittlichen Begeisterung fähig ist, welche Kant als Kennzeichen des Erhabenen angiebt; und gleichwohl dürfen doch diese Begriffe nicht verwechselt werden. — Genug für heute, damit der Brief nur fortkommt. — Hat der neue Herzog von Würtemberg etwa einen guten Einfluß auf Dich oder Deine Familie?

K.

Ludwigsburg, 10. December 1793.

Ich habe es müssen darauf ankommen lassen, Dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen; denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Muth, als der meinige ist, überwältigen. Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstractionsgabe, und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft; aber immer kann ich doch nicht das Feld behalten. Seit meinem letzten Briefe an Dich vereinigte sich so vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir sogar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die mainzer Aspecten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Conversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist. Bei dieser hinfälligen Gesundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Thätigkeit aus mir selbst nehmen, und anstatt einige Nachhilfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegen=

streben, den der Umgang mit so heterogenen Menschen auf mich macht. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als sonst von Menschen, und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Antheil an meiner Hierherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Doch warum schlage ich Dich mit solchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es mir? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte.

Laß es Dich also nicht wundern, oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger Thätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegentheil war, und es thut mir selbst am meisten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeitlang empfindlich auf Dich war. Schon lange ist es bloß meine Thätigkeit, die mir mein Dasein noch erträglich macht, und es kann mir unter diesen Umständen begegnet sein, daß ich diesen subjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objectiv nahm, und besser davon dachte, als sie wohl werth sein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, sowohl in meinen Briefen von

vergangenem Winter, als in einigen neueren gedruckten Aufsätzen, Ideen ausgestreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als sie bei Dir fanden. Bei dieser Dürre um mich her wäre es mir so wohlthätig gewesen, eine Aufmunterung von Dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von Dir habe, konnte ich mir Dein Stillschweigen, oder Deine Kälte nur zu meinem Nachtheile erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung, als Niederschlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich selbst ist nie mein Fehler gewesen. Du konntest, wie ich jetzt wohl einsehe, nicht wissen, wie sehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konntest den Zustand meiner Seele nicht errathen; aber so billig urtheilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünsche getäuscht fand. — Daß ich Dir diese Entdeckung jetzt mache, beweist, daß ich über diesen Zustand gesiegt, und meine Partie genommen habe. Vergiß also alles, und laß es auf Deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben.

Sei so gut und schicke mir, sobald Du schreibst, entweder das Original oder die Copie derjenigen von meinen Briefen, worin ich angefangen habe, Dir meine Theorie der Schönheit zu entwickeln. Ich brauche diese Ideen jetzt nothwendig zu meiner gegenwärtigen Beschäftigung, und bin eben daran, die Theorie des Schönen zu entwickeln. Vielleicht gelingt es mir in meiner Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg soweit vorzurücken, daß ich den ersten Band derselben auf kommende Messe druk-

ken lassen kann. Zehn Bogen sind bereits fertig, wo ich das Schöne und den Geschmack bloß in seinem Einfluß auf den Menschen und auf die Gesellschaft betrachte, und die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt sind. — Meine Gesundheit erlaubt mir jetzt weniger als sonst, Entwürfe, deren Vollendung mir am Herzen liegt, auf die lange Bank zu verschieben. Wenn von meiner Correspondenz die Hälfte fertig und copirt ist, so sende ich sie Dir zu.

Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten, und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes. — H. will mit der F., wenn sie getraut sind, nach Tübingen kommen und sich dort eine Zeitlang niederlassen, weil es ihm in der Schweiz zu theuer ist. Er hat mir geschrieben, daß er vorher eine Zusammenkunft mit F. abwarten würde. — — —

Meine Frau ist seit ihren Wochen viel gesunder als je, und das ist auch der größte äußere Trost, den ich jetzt habe. Der Kleine ist gesund, und meine Familie auf der Solitude auch bei dem besten Wohlsein. Tausend herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Hier einen Brief von meiner Lotte an die letzteren, der schon vierzehn Tage zum Einschluß parat gelegen hat.

S.

Dresden, 20. December 1793.

Ich hatte schon überall nach Dir mich erkundigt, weil ich das gänzliche Ausbleiben Deiner Briefe nicht begreifen konnte, als endlich Dein Brief erschien. Er befreit mich zum Theil von meinen Besorgnissen; aber der mißmüthige Ton, der darin herrscht, macht mich traurig. Daß Deine Gesundheitsumstände nicht schlimmer werden, ist bei der Art Deines Uebels schon an sich ein gutes Zeichen. Der Winter kann Dir natürlicherweise noch nicht günstig sein; aber geht er ohne heftige Anfälle vorüber, so darfst Du Dir vielleicht desto mehr vom nächsten Sommer versprechen. Bedenke Dein Alter, und erinnere Dich, daß ich auch mit einem weit geringeren Uebel ein Paar Jahre zu kämpfen hatte, und nur ungefähr seit einem Jahre mich ganz wieder hergestellt fühle. Gleichwohl darf ich noch jetzt gewisse diätetische Vorschriften nicht vernachlässigen. Ich hatte nur neulich die wollenen Socken, die ich im Winter trage, weggelegt, und spürte gleich die Wirkung davon. Dich habe ich auch in Verdacht, daß Du in der Wahl der Kleidung und Bewegung, im späten Aufsitzen u. dergl. nicht immer vorsichtig genug bist.

Findest Du für den Geist nicht genug Unterhaltung in Deiner Heimath, so wird es Dir künftig desto besser in Jena gefallen, wo Du doch wenigstens unter den jungen Leuten einen angenehmen Umgang zu erwarten hast. Die Idee von Weimar ist wohl ganz aufgegeben. Glaubst

Du denn wirklich, daß vom Coadjutor nichts mehr zu hoffen ist? — Daß Du meine Aeußerungen über Deine neueren Arbeiten mißverstanden hast, ist eine Folge Deiner jetzigen Stimmung. Du solltest an mir gewohnt sein, daß ich mich um so mehr zur strengsten Kritik aufgefordert fühle, jemehr mich Person, Stoff und Product interessirt; daß bei jedem, was Du leistest, meine Forderungen an Dich immer höher steigen.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe, daß der Schlegel, den Du kennst, eine Hofmeisterstelle sucht. Ich habe ihm versprochen, ihn Dir zu empfehlen, wenn Dir eine solche Gelegenheit vorkommt. Kenntnisse hat er in alten und neuen Sprachen, und sein Betragen hat sich auch neuerlich gebessert. Er ist bescheiden geworden, und fragt nicht mehr so viel.

Hast Du Klopstocks grammatische Gespräche gelesen? Die Einkleidung ist äußerst widrig für mich, und es kostet Mühe, sich durch so manche Härten und Trockenheiten durchzuwinden. Aber an Gehalt fehlt es doch, däucht mich, diesem Producte nicht. Von den Uebersetzungen scheinen mir einige sehr glücklich zu sein.

Was sagst Du zu Kants neuestem Aufsatze im September der berliner Monatsschrift? — Was er über das allgemeine Staatsrecht sagt, hat mich am wenigsten befriedigt. Er verwechselt den Collisionsfall mit dem ordentlichen Zustande. —

K.

1 7 9 4.

Ludwigsburg, 3. Februar 1794.

Ich lebe noch, und der ominöse Januar ist vorüber; also hoffentlich noch auf eine Zeitlang Frist. Auch befinde ich mich seit vierzehn Tagen um vieles leidlicher, als die vorhergehenden zwei Monate, wo die Hartnäckigkeit meines Uebels mich beinahe gänzlich um meinen Muth gebracht hat. Schreiben konnte ich an keinen Menschen auf Erden, und selbst nicht an Dich, so theuer ich es auch bezahlt hätte, auch nur auf eine Stunde Deines Anblicks froh zu sein. Bliebe ich nur so, wie ich jetzt bin, und das Wetter erlaubte es, so würde ich gleich im März auf meine Heimreise denken. Sobald es nur irgend möglich ist, werden wir reisen. Auch Dir werde ich mich dann wieder näher wissen, und alles kann seinen alten Gang wieder gehen. Du kannst vielleicht die auf das vergangene Jahr projectirte Reise dieses Jahr nachholen, und so habe ich auf den kommenden Sommer doch fröhliche Erwartungen. Meine Frau ist noch immer recht erträglich wohlauf, und der Kleine ist wie das Leben.

Er macht mir jetzt schon überaus viel Freude, und seine Lebhaftigkeit giebt mir Hoffnung, daß er in sechs bis acht Monaten schon närrisches Zeug machen wird. So steht es bei uns aus; und also besser, als mein langes Stillschweigen dich vielleicht erwarten ließ.

In einigen Wochen kann ich Dir vielleicht einen Theil meiner ästhetischen Briefe abgeschrieben schicken; weil ich doch keine Möglichkeit sah, auf die Ostermesse mehr als einen Band fertig machen zu können, so habe ich Göschen noch gar nichts geschickt, und werde das Manuscript also wenigstens noch vier Monate im Pult behalten. Auch bin ich noch gar nicht weit gekommen, der Materie nach nämlich, obgleich die fertigen Briefe gegen vierzehn gedruckte Bogen ausmachen dürften. Ueber den Begriff der Schönheit habe ich mich noch gar nicht eingelassen, und bin auch jetzt noch nicht so weit, weil ich erst eine allgemeine Betrachtung über den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen Cultur, und überhaupt über die ästhetische Erziehung der Menschen voranschickte. Kurz, in den ersten zehn Bogen meiner Briefe ist der Stoff aus meinen Künstlern philosophisch ausgeführt. Es lag mir daran, die schwankenden Begriffe über das Schöne der Form und die Grenzen seines Gebrauchs im Denken und Handeln zu berichtigen; den Grund alter Vorurtheile dagegen zu untersuchen und wegzuräumen, und über diesen so oft ventilirten und ebenso einseitig vertheidigten, als einseitig angefochtenen Gegenstand in's Reine zu kommen. Diesen Zweck habe ich, denke ich,

erreicht, und bei der Strenge, mit der ich zu Werke gegangen bin, glaube ich die eigentliche Sphäre des Schönen gegen jeden Anspruch, der künftig dagegen gemacht werden könnte, völlig gesichert zu haben. Von dem Einfluß des Schönen auf den Menschen komme ich auf den Einfluß der Theorie auf die Beurtheilung und Erzeugung des Schönen, und untersuche erst, was man sich von einer Theorie des Schönen zu erwarten, und besonders in Rücksicht auf die hervorbringende Kunst zu versprechen hat. Dies führt mich natürlicherweise auf die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie. Hier bin ich gerade jetzt, und es wird mir gar schwer, über den Begriff des Genies mit mir einig zu werden. In Kants Kritik der Urtheilskraft werden darüber sehr bedeutende Winke gegeben; aber sie sind noch gar nicht befriedigend. Vielleicht finde ich nachher noch Zeit, Dir den Faden meiner Ideen kürzlich mitzutheilen.

Wenn das Genie durch seine Producte die Regel gegeben hat, so kann die Wissenschaft diese Regeln sammeln, vergleichen, und versuchen, ob sie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundsatz zu bringen sind. Da sie aber von der Erfahrung ausgeht, so hat sie auch nur die eingeschränkte Autorität empirischer Wissenschaften. Sie kann bloß zu einer verständigen Nachahmung gegebener Fälle, aber niemals zu einer positiven Erweiterung führen. Alle Erweiterung in der Kunst muß von dem Genie kommen; die Kritik führt

bloß zur Fehlerlosigkeit. Hier nehme ich mir nun Gelegenheit aus Gründen zu deduciren, was von empirischen Wissenschaften zu erwarten ist, und aus der Art, wie die Wissenschaft des Schönen entsteht, darzuthun, was sie zu leisten im Stande ist. Ich bestimme also zuerst die Methode, nach der sie errichtet werden muß, und dann zeige ich ihr Gebiet und ihre Grenze.

Nach diesen Vorbereitungen gehe ich dann an die Sache selbst; und zwar fange ich damit an, den Begriff der schönen Kunst erst in seine zwei Bestandtheile aufzulösen, aus deren Vermischung schon so viele Confusion in die Kritik gekommen ist. Diese zwei Bestandtheile sind: 1) Kunst, und 2) schöne Kunst. Als Kunst steht die schöne Kunst unter *technischen* Regeln, welche man ja nicht mit den *ästhetischen* verwechseln darf. Jedes Product der schönen Künste ist nämlich immer zugleich die Ausführung eines objectiven Zweckes, und die Schönheit an demselben ist bloß eine Eigenschaft dieser Ausführung. Jener objective Zweck nun unterwirft es bestimmten Regeln, welche sich ebenso leicht, wie die Regeln zu den mechanischen Künsten bestimmen lassen. Die Beobachtung *dieser* Regeln kann aber einem Werke der schönen Kunst bloß das Verdienst der *Wahrheit* verschaffen (wenn es eine Nachahmung der Natur sein soll), oder (wenn es nur einer Idee und keinem Naturproduct gemäß sein soll, wie z. B. architektonische Werke) das Verdienst der *objectiven Zweckmäßigkeit*, *Brauchbarkeit*. Aber sehr oft geschieht es, daß man ein Ur-

theil des Geschmacks zu fällen glaubt, wenn man bloß über diese technische Vollkommenheit urtheilt; und daher rührt es, daß man in den Begriff der Schönheit Eigenschaften aufgenommen hat, welche bloß der Wahrheit und der Brauchbarkeit gelten. Scheidet man nun aber das Technische von dem Aesthetischen, und trennt von dem Begriffe der Species (der schönen Kunst), was bloß den Begriff der Gattung (Kunst schlechtweg) angeht, so ist man erst auf dem rechten Wege zur Entdeckung der Schönheitsregeln.

Wenn ich nun auf diesem Wege den reinen Begriff der Schönheit (der aber freilich nur empirische Autorität hat) gefunden habe, so ist mit demselben auch der erste Grundsatz aller schönen Künste — als schöne Künste — gegeben. Ich bringe denselben also wieder in die Erfahrung zurück, und halte ihn gegen die verschiedenen Gattungen möglicher Darstellung, woraus denn die besonderen Grundsätze der einzelnen schönen Künste hervorgehen werden. Alsdann wird es darauf ankommen, wie weit ich mich auf die Theorie dieser einzelnen Künste einlassen will.

Die Künste selbst theile ich generaliter ein nach ihrem Zwecke, weil dieser die allgemeinen Regeln bestimmt; specificire sie aber nach ihrem Material und ihrer Form, weil daraus die besondern Regeln entspringen. Die Haupteintheilung ist also: 1) in Künste des Bedürfnisses, und 2) in Künste der Freiheit. Künste des Bedürfnisses nenne ich alle, welche Objecte für einen

physischen Gebrauch bearbeiten, und wo dieser Gebrauch die Form des Objects bestimmt. Alle Form aber läßt einige Schönheit zu; weil keine durch ihren Zweck so scharf bestimmt sein kann, daß der Imagination nicht noch etwas dabei überlassen wäre. Davon ist kein einziges Handwerk ausgenommen. Insofern nun in allen Künsten des Bedürfnisses dem Geschmacke wenigstens etwas anheimgestellt ist, verdienen sie in einer Uebersicht des ganzen Gebiets der freien Künste einige Erwähnung. Die Künste des Bedürfnisses bearbeiten entweder Sachen, oder Gedanken, oder Handlungen. Mit den ersten beschäftigt sich die Architektur in weitester Bedeutung, worunter alle Geräthschaften, Bekleidungen, Arrangements u. s. f. begriffen sind; mit Gedanken die Beredsamkeit, mit Handlungen die schöne Lebensart. Ausnahmen sind bei keiner Eintheilung zu vermeiden, und sie finden sich auch hier. Sowohl der architektonische Künstler, als der Redner und der handelnde Mensch haben in gewissen Fällen bloß einen ästhetischen Zweck, und dann gehören ihre Producte in die Classe der eigentlich schönen Künste. So z. B. die schöne Architektur von Tempeln, Triumphbogen ꝛc., von Vasen ꝛc., die schönen Zimmerverzierungen; so die Tanzkunst, Schauspielkunst, Unterhaltung.

Künste der Freiheit nenne ich diejenigen, welche zu ihrem eigentlichen Zwecke haben, in der freien Betrachtung zu ergötzen (schöne Künste in weiterer Bedeutung).

Jedes schöne Kunstwerk führt aber immer einen

doppelten Zweck aus, und auf die Art und Weise, wie sich diese zweierlei Zwecke zu einander verhalten, gründet sich die Unterabtheilung der schönen Künste. Jedes Werk der schönen Kunst nämlich hat einen objectiven Zweck, den es ankündigt, und der ihm gleichsam seinen Körper verschafft. Der Bildhauer will einen Menschen nachahmen, der Musiker will Gemüthsbewegungen der Form nach ausdrücken, der Dichter will eben das der Materie nach thun u. s. f. Jedes schöne Kunstwerk aber hat zugleich den subjectiven Zweck (den es verschweigt, ob es gleich sehr oft der vornehmste Zweck ist), durch die Art, wie es jenen objectiven Zweck ausführt, den Geschmack zu ergötzen. Der Bildhauer befriedigt durch objective Zweckmäßigkeit (Wahrheit der Darstellung) meinen Verstand, durch subjective Zweckmäßigkeit (Schönheit) meinen Geschmack. Das letzte allein macht ihn zum schönen Künstler. — Nun kommt es darauf an, ob der objective Zweck bloß um des subjectiven willen da ist, oder ob er auch unabhängig von diesem (der Schönheit) den Künstler interessirt. Doch muß es in dem letztern Falle kein physischer, sondern auch ein ästhetischer Zweck sein, weil das Product sonst unter die Künste der Freiheit gerechnet werden müßte. — Darauf gründet sich die Eintheilung der Künste in schöne Künste (in strengster Bedeutung), weil hier alles bloß auf Schönheit zielt, und in Künste des Affects; eine Eintheilung, von der ich Dir ein andermal Rechenschaft geben will.

S.

Stuttgart, 17. März 1794.

Ich habe jetzt meinen Aufenthalt verändert, und zwar in Rücksicht des gesellschaftlichen Umgangs sehr vortheilhaft, weil hier in Stuttgart gute Köpfe aller Art und Handtierung sich zusammenfinden. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich diesen Entschluß nicht früher gefaßt habe; denn selbst in Rücksicht der Finanzen hätte ich nicht viel dabei verloren. Nun werde ich einige Monate angenehm hier zubringen; denn vor Ende Mai werde ich wohl nicht abreisen. Ich hoffe meinem Vater hier nicht ganz unnützlich zu sein, ob ich gleich von den Verbindungen, in denen ich bin, für mich selbst nichts erwarten kann.

Die Militairakademie ist jetzt aufgehoben; und dies wird mit Recht beklagt, obgleich sie nicht mehr in ihrer Blüthe war. Außer den beträchtlichen Revenuen, welche Stuttgart daraus zog, hat dieses Institut ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse unter den hiesigen Einwohnern verbreitet; da nicht nur die Lehrer der Akademie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachen, sondern auch die meisten subalternen und mittleren Stellen durch akademische Zöglinge besetzt sind. Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der Eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert. Eine Lesegesell=

schaft ist hier, welche des Jahres dreizehnhundert Gulden aufwendet, um das Neueste aus der Literatur und Politik zu haben. Auch ist hier ein passables Theater mit einem vortrefflichen Orchester und sehr gutem Ballet.

Unter den Künstlern ist Dannecker, ein Bildhauer, bei weitem der beste. Ein wahres Kunstgenie, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang thut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm. Er modellirt jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird. Miller wird vielleicht auf Ostern mit meinem Kupferstich fertig sein.

Hetsch ist Dir schon bekannt; dieser aber ist, was das Genie betrifft, mit Dannecker nicht zu vergleichen. Ein anderer sehr geschickter Bildhauer, der mit Dannecker zugleich in Rom war, ist Scheffauer. Unter den Tonkünstlern ist Zumsteg der geschickteste, der aber mehr Genie als Ausbildung besitzt. Unter den Gelehrten ist ein katholischer Caplan des vorigen Herzogs, Namens Werkmeister, vorzüglich; und mir ist er es durch sein Interesse für die Kantsche Philosophie noch mehr. Uebrigens giebt es unter der gelehrten Classe mehr Mittelköpfe, als vorzügliche Genies, wobei man sich aber nicht immer schlimmer befindet.

Mein Fleiß wird diese acht Wochen durch nicht sehr groß sein; aber es wird mir nach einer acht Monate langen Dürre wohlthun, mich wieder unter denkenden Menschen zu befinden. Ich habe Dir noch immer nichts geschickt, weil es an der Abschrift meiner Correspondenz

fehlt, welche nicht ohne vorhergegangene Revision des Manuscripts von meiner Seite geschehen kann. Ich habe aber schon acht Wochen ganz in dieser Materie pausirt, um den Plan zu meinem Wallenstein weiter auszuarbeiten. Nach und nach reift dieser doch zu seiner Vollendung heran; und ist nur der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird. Mit meiner Gesundheit ging es bis jetzt leidlich, und sonst ist alles wohl, und der Kleine macht uns mit jedem Tag mehr Freude.

S.

Dresden, 28. März 1794.

Es freut mich, daß Du in Stuttgart eine angenehmere Existenz hast; nur laß Dich nicht verleiten, länger als bis zu Ende des Mai dort zu bleiben. Ich reise diesen Sommer gewiß nach Zerbst, und möchte Dich gern in Jena oder Leipzig sehen. Noch ist die Zeit dieser Reise nicht bestimmt; aber später als im August kann ich sie nicht vornehmen.

Von Dannecker habe ich schon viel gehört. Laß mir ja einen Abguß von Deiner Büste machen, und schicke sie mir mit der ersten guten Gelegenheit. Dannecker läßt wohl das Einpacken selbst besorgen, damit nichts dabei versehen wird. — Hetsch grüße von mir. — Zumsteg hat nicht gemeines Talent, und ich wünschte einmal eine größere Arbeit von ihm zu sehen. In den

Compositionen von Deinen Gedichten ist Geist und poetisches Gefühl. Neuerlich habe ich des Pfarrers Tochter von Taubenheim von ihm in Händen gehabt. Ich hasse das Gedicht, und mag ebenso gern eine Execution sehen, als es singen. Aber eine gewisse Kraft und Originalität war auch in dieser Musik nicht zu verkennen. Zumsteg kann unter der deutschen Schule der Tonkünstler eine bedeutende Rolle spielen. Und in dieser Kunst hat unsere Nation größere Männer, däucht mich, erzeugt als in den bildenden Künsten. Die Namen Gluck, Haydn, Mozart, Bach werden immer ehrwürdig bleiben. Indessen ist der Charakter der deutschen Musik mehr Würde, als Anmuth. Mozart war vielleicht der einzige, der ebenso groß im Komischen, als im Tragischen sein konnte.

Zum Wallenstein wünsche ich von Herzen Glück. Sobald Du gesund und heiter bist, wirst Du schnelle Fortschritte machen. Nur laß mich nicht so lange auf die Mittheilung warten. Ich bin neugierig, ob Du bei Deiner jetzigen Methode zu arbeiten weniger Schwierigkeit finden wirst. Manchmal, däucht mich, bringt doch auch die Ideenverbindung bei Ausführung der einzelnen Scenen auf einen Gedanken in Ansehung des Plans, der noch verdiente benutzt zu werden.

Bei mir ist alles wohl, und ich bin gesonnen, die Kinder nächstens inoculiren zu lassen, da wir jetzt hier eine gutartige Epidemie haben. Carl hat die Zähne, welche jetzt zu erwarten waren, und ist munterer als jemals. Emma ist immer gesund gewesen. Ich freue

mich sehr, Deinen Kleinen zu sehen. Es wird doch schön sein, wenn unsere Knaben dereinst Hand in Hand miteinander vor unsern Augen wandeln. Ich fühle mich verjüngt, wenn ich meinen Jungen nur ansehe.

Gearbeitet habe ich neuerlich nichts. Ich lese jetzt viel in den griechischen Dichtern. Ich will mir die Sprache ganz geläufig machen, und mich dann überzeugen, ob der hohe Rang, den man ihnen ertheilt, auf blindes Nachsprechen oder auf Wahrheit gegründet ist. Aeschylus hat mich doch oft sehr gewonnen. In seinem Plane ist eine Einfachheit, die mir wohlthut, und in der Darstellung habe ich doch Kraft und Hoheit öfter gefunden, als ich erwartete. Zuweilen sind die Bilder zu sehr gehäuft. Auch trifft man auf gedehnte Stellen, wo man eine Armuth an Ideen bemerkt. Kurz, der Geschmack wird nicht immer befriedigt. Aber einen Geist höherer Art, der seinen Stoff rein und würdig auffaßte, kann man nicht verkennen. Im Prometheus besonders zeigt sich sein Talent für das Erhabene, und die Anlage des Plans ist sehr verständig, um das Interesse stufenweise bis zum Ende steigen zu lassen.

K.

Stuttgart, 23. April 1794.

Jetzt noch einige Wochen Geduld mit mir, lieber Körner, dann soll mit meiner häuslichen Existenz auch unser schriftlicher Commerce wieder in seine Ordnung

kommen. Binnen sechs oder sieben Tagen, wenn nichts dazwischenkommt, reise ich von hier ab, und hoffe, Dir vom 8. oder 10. Mai aus Jena Nachricht geben zu können. Herzlich sehne ich mich nach einer ruhigen und gleichförmigen Lebensart; und dieser Wunsch ist so mächtig, daß ich mein Vaterland mit erleichtertem Herzen verlassen werde. Die Meinigen auf der Solitude sind wohl, und ich habe Hoffnung, alle wiederzusehen.

Mit mir selbst ist es dieses Frühjahr besser gegangen, als im vorigen, wozu freilich die ganz beispiellos angenehme Witterung vieles beitragen mag. Seit vier Wochen blühen hier schon die Bäume, und ich genieße aus meinem Gartenhause, das ich bewohne, den ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahrs. Meine Frau und der Kleine sind wohlauf; nur fürchte ich einige Unbequemlichkeiten auf der Reise wegen des Zahnens, das ziemlich stark ansetzt.

Deinem Besuch in Jena sehe ich mit wahrer Kinderfreude entgegen. Richte es nur so ein, daß Du hier auch warm werden und wenigstens vierzehn Tage bleiben kannst. Du kannst bei mir wohnen, denn ich beziehe jetzt ein anderes Logis, wo viel Raum ist.

Meine Büste von Dannecker wird ganz vortrefflich; nur schade, daß ich sie nicht früher habe anfangen lassen; denn nun kann sie vor meiner Abreise nicht fertig sein. Gegen Anfang des Julius aber werden wir sie haben können, und dann sollst Du Dir Deinen Abguß bei mir abholen.

S.

Jena, 18. Mai 1794.

Nur in zwei Worten schreibe ich Dir, daß ich seit drei Tagen glücklich hier angekommen bin. Wir haben die neuntägige Reise recht wohl überstanden, und der Kleine befand sich ganz vortrefflich, daß er uns weit mehr zur Freude, als zur Last gereichte. Hier in Jena erhielt ich Deinen Einschluß von Humboldt, und wünsche Dir zu dem glücklichen Gange der Inoculation bei Deinen Kindern herzlich Glück. Jetzt hast Du doch das Schlimmste überstanden, und kannst Dich nun erst Deiner Familie recht freuen. Humboldt spricht mit wahrer Begeisterung von Deiner Bekanntschaft, und mir geht immer das Herz auf, wenn er von Dir spricht. Er wird mir Deine Briefe mittheilen, und so hast Du es künftig mit uns beiden zu thun. Welches Leben wird das sein, wenn Du hierherkommst und die Dreieinigkeit vollendest. Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe. Er hat zwar vor Dir sehr viel an einer gewissen Leichtigkeit voraus, die man sich in seinen Verhältnissen leichter erwerben kann, als in den unsrigen; aber was er auf der Oberfläche gegen Dich gewinnt, das gewinnst Du reichlich gegen ihn an Tiefe.

In der neuen Ausgabe seiner philosophischen Reli=

gionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelassen, und sich gegen den darin enthaltenen Angriff vertheidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift, und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte. Bald mehreres.

S.

Dresden, 25. Mai 1794.

Es ist doch viel besser, daß Du wieder in Jena bist. Unser Briefwechsel hatte durch Deine weitere Entfernung sehr gelitten. Jetzt hoffe ich nun bald von Dir zu erfahren, ob der Wallenstein, oder die ästhetischen Briefe fortgerückt sind. Für Deine Gesundheit habe ich immer bessere Hoffnungen. Nur vergiß Deinen Körper nicht, wenn Du über der Arbeit oder in der Freude bist.

Zu der überstandenen Reise und der Gesundheit des Kleinen wünsche ich Dir von Herzen Glück. Bei mir geht alles noch gut. Gestern sind die Kinder zum erstenmale ausgefahren, und Carl hat zu Ehren seiner Mannheit zum erstenmale in Hosen geprangt. Man hatte ihn versichert, daß ein Bart zu den Hosen gehört. Wie ihm also der Schneider die Hosen bringt, fragte er: wo Bart ist?

Humboldt wird Dir ein angenehmer Umgang sein, wie er es mir war. Sag' ihm, daß ich mich beschäftige,

ihm auf seinen letzten Brief zu antworten, der sehr reichhaltig ist. Nur seit etlichen Tagen ist es mir gelungen, mir diese Ideen wieder geläufig zu machen; und ich sehe, daß ich noch viel zu thun übrig habe. In allem dem, was Du, Kant, Humboldt und ich selbst über Schönheit herausgebracht haben, finde ich einzelne richtige Merkmale; aber der ganze Begriff ist mir noch nicht erschöpft. Es muß ein Princip der Schönheit geben, aus welchem alle diese verschiedenen Merkmale hergeleitet werden können. — Was Humboldt über den Unterschied des Schönen und Charakteristischen in seinem letzten Briefe bemerkt, ist mir besonders wichtig, und hat mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben. — Laß Dir doch von Humboldt das zeigen, was ich ihm über die Kantschen Kategorien geschrieben habe. Ich bin begierig zu wissen, was Du davon denkst.

Daß Kant Dich vorzüglich schätzt, wundert mich nicht. Es ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Euch beiden in dem Charakter Eures Geistes, die man bei genauerer Vergleichung wohl bemerken kann. — Wie steht's denn mit der Thalia? Es ist sehr lange, daß ich kein Stück gesehen habe. Besonders glaubte ich Deinen Aufsatz über die Schönheit des Umgangs bald zu bekommen. — Ich lese jetzt viel in den Griechen. Es hat mir an Geläufigkeit der griechischen Sprache gefehlt, um ohne Schwierigkeit die griechischen Dichter zu lesen. Diese Schwierigkeit mußte mich im Genusse stören, und benahm meinem Urtheile die nöthige Unbefangenheit. Ich will schlechterdings wis-

sen, wie diese angeblichen Muster auf mich wirken, wenn ich sie wie ein neueres Product lesen kann. Autorität imponirt mir nicht; aber für wahren Gehalt glaube ich Empfänglichkeit zu haben, wo ich ihn finde. — Soviel bemerke ich schon jetzt, daß mir die Griechen lieber werden, jemehr ich mich damit beschäftige. Ich fing mit dem Aeschylus an, und im Prometheus und Agamemnon besonders fand ich meine Erwartung übertroffen. Auch in ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας sind treffliche Stellen, und die ganze Anordnung hat eine edle Einfalt. Was Schütz noch nicht herausgegeben hat, kenne ich noch nicht. Sein Commentar war für mein Bedürfniß sehr passend. Jetzt lese ich die Iliade, und ich gestehe, daß sie mich immer mehr anzieht. Daß die Götter so wenig idealisch sind, fällt anfänglich auf. Aber das Sittliche gehörte wohl damals noch nicht in den Begriff dieser übermenschlichen Wesen. Der Dichter mußte sie, wie der Künstler, unter menschlichen Formen darstellen. Er gab ihnen nur größere Kraft, einen weitreichenden Blick ꝛc. Das Bewußtsein ihrer Gewalt artet oft in Despotenübermuth aus, und macht sie weniger sittlich, als die Helden. In diesen finde ich viel schöne Natur — eine überraschende Naivetät — patriarchalische Treuherzigkeit — etwas von dem ehemaligen Rittergeiste u. dergl.

Die Messe ist für die Literatur nicht sehr ergiebig. Goethes Reinecke Fuchs ist fast das Bedeutendste. Was sagst Du zu Herders Aufsatz über die Auferstehung? Mir gefällt der Ton des Ganzen. Es ist schwer, die

Dogmatik auf eine solche Art zu idealisiren. Der fünfte Theil der zerstreuten Blätter war, däucht mich, nicht sehr erheblich.

K.

Jena, 12. Juni 1794.

Ich bin seit meiner Zurückkunft zwar an wirklichen Ausarbeitungen ziemlich unfruchtbar, aber an Projecten desto ergiebiger gewesen. Das Bleibende und Solidere unter diesen wird Dir die Beilage zeigen. Es ist ein Entwurf, mit dem ich mich schon in's dritte Jahr trage, und der endlich einen unternehmenden Buchhändler zur Ausführung gefunden hat. Humboldt ist sehr dafür eingenommen, und auf Dich ist sehr gerechnet. Wenn es uns gelingt, wie ich mir gewisse Hoffnung mache, daß wir eine Auswahl der besten humanistischen Schriftsteller zu diesem Journale vereinigen, so kann es an einem glücklichen Erfolg bei dem Publicum gar nicht fehlen. Hier in loco sind unserer vier: Fichte, Humboldt, Woltmann und ich. An Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Maimon, Baggesen, Reinhold, Blankenburg, v. Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und einige andere ist theils schon geschrieben worden, theils wird es noch geschehen. Dich haben wir zu einem beurtheilenden Mitglied bestimmt, wobei zwar einige Mühe, doch aber der Vortheil ist, daß die eigenen Arbeiten besser bezahlt werden. Ein beurtheilen-

lendes Mitglied erhält für den Bogen sechs Louisd'or Honorar, und um den Fleiß aufzumuntern, wird jeder siebente Bogen doppelt bezahlt. Mir als Redacteur ist von dem Verleger außer dem Honorar noch eine fixe Summe bestimmt.

Unser Journal soll ein epochemachendes Werk sein, und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten zwei Jahr herrlich versehen. Fichte ist sehr fruchtbar, und Woltmann ein sehr brauchbares Subject für die Geschichte. Wozu wir Dich anstellen wollen, darüber ist zwischen Humboldt und mir schon manche Stunde deliberirt worden. Noch sind wir aber nicht einig darüber, und es wird wohl bis zu Deiner Ankunft müssen ausgesetzt bleiben.

Ich hoffe jetzt um so mehr, daß Ihr Euch zu der Hieherreise entschließen werdet, da Humboldts noch hier anzutreffen sind. Humboldt ist ein vortrefflicher dritter Mann in unserem Zirkel, wie Du selbst aus Erfahrung wissen wirst, und er liebt und schätzt Dich unbegrenzt. Fichte ist eine äußerst interessante Bekanntschaft, aber mehr durch seinen Gehalt, als durch seine Form. Von ihm hat die Philosophie noch große Dinge zu erwarten.

Reinecke Fuchs von Goethe hast Du ohne Zweifel schon in Händen. Mir behagt er ungemein, besonders um des homerischen Tones willen, der ohne Affectation darin beobachtet ist. Sonst ist mir aus dieser ganzen Messe noch kein Product bekannt, das Aufmerksamkeit

verdiente. — Alle meine an den Prinzen von Augustenburg abgeschickten Briefe sind in Feuer aufgegangen, bei dem großen Brande, der in Kopenhagen das Palais verzehrt hat. Ein Glück für mich, daß ich Copien davon habe.

Meine Gesundheit ist seit meiner Zurückkunft ziemlich erträglich gewesen. Ueberhaupt bin ich noch nie so lange von heftigen Anfällen frei gewesen, als jetzt. Ich gehe auch öfters aus, weil mich die Engbrüstigkeit nicht mehr so arg incommodirt; und an meinen übrigen Kräften spüre ich keine Verminderung. Auch Lottchen ist größtentheils wohl, und der Kleine, der nun schon vier Zähne hat, befindet sich vortrefflich. Schon fängt er an Versuche zum Plaudern zu machen, und er hat schon so viele Gewandtheit in seinen Bewegungen, daß mich alles versichert, er werde in zwei Monaten im Korb gehen können; für sein Alter ist das viel, da er erst neun Monate alt wird.

Der Millersche Kupferstich von mir ist fertig, und mit nächster fahrender Post will ich Dir einen Abdruck übersenden. Zur völligen Aehnlichkeit fehlt freilich noch viel, doch ist ziemlich viel davon erreicht, und der Stich ist sehr schön.

S.

Den Kupferstich lege ich heute gleich bei.

Löschwitz, 17. Juni 1794.

Eben erhalte ich Deinen letzten Brief, und kann mir nicht versagen, Dir sogleich, was mir darüber einfällt, zu schreiben. In dem projectirten Journale erkenne ich den Plan wieder, über den wir bei Deinem letzten Hiersein so viel sprachen. Du hast nunmehr zur Ausführung beträchtliche Fortschritte gemacht, und an meiner Theilnehmung soll es gewiß nicht fehlen. Nur bitte ich Dich vor allen Dingen, einen Gehilfen zur Redaction zu nehmen, der die bloß mühsame Correspondenz mit Gelehrten, Verleger und Buchdrucker besorgt. Diese Geschäfte sind nicht für Dich, und wenn Du sie pünktlich besorgen wolltest, würden sie Dir bald das ganze Unternehmen verleiden. Solltest Du nicht in Jena zu diesem Behufe jemand finden? Gelingt der Plan in seinem ganzen Umfange, so wirst Du für eine Art von Secretair Beschäftigung genug finden.

Gegen den gedruckten Aufsatz habe ich nicht das Geringste einzuwenden. Dadurch daß Staatsreligion und politische Verfassung von dem Stoffe ausgeschlossen werden, entgeht man vielen Unannehmlichkeiten: theils in Ansehung der Censur, theils in dem Verhältnisse des Ausschusses zu den Mitarbeitern. Als beurtheilendes Mitglied würde ich z. B. gegen die Zerstörungen in dem, was Religion und Staat betrifft, stimmen. Dies würde manchen eine Beschränkung der Freimüthigkeit scheinen. Aber nach meinem Glauben bedarf es dieser

Freimüthigkeit nicht, wenn der Mensch auf dem Wege der Schönheit weitergekommen ist.

Wenn das Fach der philosophischen Geschichte noch nicht ganz besetzt ist, so glaubte ich in diesem am ersten öftere Beiträge liefern zu können. Philosophie der Kunst im weitesten Sinne wird zu eigenen Untersuchungen wohl mein Lieblingsfach bleiben, und da ist es Bedürfniß und Genuß für mich, die Resultate des Nachdenkens der Alten und Neueren über diese Gegenstände zu studiren. Dann findet sich wohl auch eine gefällige Form für die Darstellung. Ueber den Plato werde ich mich nun bald hermachen, wenn ich nur noch erst mit meinen eigenen Ideen ganz auf's Reine bin.

Die Bedingungen sind sehr lockend, und es wundert mich fast, daß sich ein Verleger gleich beim Anfange dazu verstanden hat. Daß man unter drei Jahren über seine Aufsätze nicht anderwärts disponirt, ist sehr billig und zweckmäßig. — Unter den Schriftstellern, die als Mitarbeiter zu brauchen wären, sind mir außer den von Dir genannten noch folgende eingefallen: Claudius, Heinse, Schulz, Schlosser, Eichhorn, Sprengel, Heydenreich, Pezzel (Verfasser des Faustin), Ludwig Schubart und Plank.

Bei der Beurtheilung würde ich besonders auch auf Beobachtung der Urbanität im Tone des Vortrags achthaben. Diese Eigenschaft fehlt oft unseren besten Köpfen. Eine gewisse Koketterie ist seltener unter den deutschen Schriftstellern. Liebe zum Stoff, Innigkeit, Kraft macht oft nachlässiger in Ansehung der Form. Fichte z. B.

selbst hat in den Betrachtungen über die französische Revolution Stellen, die wider den ächten guten Ton sind. Ueberhaupt bin ich mit diesem Buche nicht zufrieden. Manches ist vortrefflich und hat mir eine hohe Meinung von ihm gegeben; aber manches auch äußerst hart, und nach meiner Ueberzeugung nicht einmal richtig: z. B. was er vom Vertrage sagt. Oft hat mich es in den Fingern gejuckt; und wenn ich nicht in mehrerem Betracht jetzt über politische Dinge zu schreiben bedenklich fände, so möchte ich wohl über dies und jenes eine Lanze mit ihm brechen.

Durch den Kupferstich hast Du mir viel Freude gemacht. Der Abdruck scheint besonders gut zu sein. Frauenholz war vor Kurzem hier, und ich sah bei Graff einen Abdruck, der mir fast weniger gefiel, als der von Dir überschickte. Miller hat recht brav gearbeitet. Graff ist sehr zufrieden, und sagt, daß manches besser wäre, als im Gemälde. Das Gemälde werde ich nun bald bekommen.

Reinecke Fuchs habe ich gelesen. Ich verkenne den Kunstwerth daran gewiß nicht; aber wenn ich die Zeit und Mühe bedenke, die Goethe darauf verwendet haben muß, so dächte ich doch, daß er uns etwas Bedeutenderes hätte geben können. Vieles ist doch trocken und langweilig darin. — Die neuen Bände von den Briefen zum Besten der Humanität sind mir lieber, als die beiden ersten. — Sage Humboldt viel freundschaftliches, und danke ihm in meinem Namen, daß er sich für Schlegels Autorschaft so thätig verwendet hat. K.

Jena, 4. Juli 1794.

Du hast in Deinen letztern Briefen über Deine Hierherreise nichts bestimmt, und doch habe ich, sowie auch Humbold, mit Ungeduld auf eine nähere Auskunft darüber gewartet. Auch um einstweilen Wohnung und Ameublement für Euch zu besorgen, wünschte ich über die Zeit Deiner Ankunft gewiß zu sein. Ich bitte Dich also, diesen Punkt in Deinem nächsten Brief zu berühren.

Für die Horen eröffnen sich sehr gute Aspecten. Goethe ist nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitbeurtheiler und als Mitglied des Ausschusses dazugetreten. Engel aus Berlin und Garve haben die Einladung angenommen, und uns, wiewohl nicht auf bestimmte Zeiten, zu Beiträgen Hoffnung gemacht. Von den übrigen kann ich jeden Posttag Antwort erhalten. Ueberhaupt läßt es sich zu einer auserlesenen Societät an, dergleichen in Deutschland noch keine zusammengetreten ist; und das gemeinschaftliche Product derselben kann nicht anders als gut ausfallen. Ich hoffe, daß das Beispiel auch auf Dich einen mächtigen Einfluß haben wird. Das Fach, das Du Dir erwählt hast, scheint mir vollkommen passend für Dich zu sein, und es wird durch Deine Behandlung alles das gewinnen, was ihm ein Reinhold und Consorten, die die philosophirende Vernunft immer von der Individualität des Denkers absondern, niemals geben können. Die philosophischen Recherchen, die eine solche Arbeit erfordern dürfte, sind

das Einzige, woran ich noch Anstoß nehme — ich kenne von dieser Seite Deine Kräfte noch nicht. Was den Plato betrifft, so kann Dir vielleicht die Schrift von Tennemann: System der platonischen Philosophie, viele unnöthige Arbeit ersparen.

Es wäre zu versuchen, ob Dir nicht die Biographie, besonders solcher Männer, die durch ihren Geist merkwürdig waren, glückte. Die Bibliothek in Dresden würde Dir dazu die nöthigen Materialien schaffen, und je nachdem Du einen Mann wählst, würde sich eine solche Arbeit auf's Engste mit dem Ganzen Deiner Ideen verknüpfen.

Ich habe jetzt auf eine Zeitlang alle Arbeiten liegen lassen, um den Kant zu studiren. Einmal muß ich darüber in's Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Speculation fortsetzen soll. Humboldts Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr; und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantschen Systeme giebt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen. Ich finde vielleicht bald Gelegenheit, Dir einige von den Fichteschen Hauptideen mitzutheilen, die Dich gewiß interessiren werden. Was Du an seinen Beiträgen tadelst, ist gewiß schwer oder gar nicht zu vertheidigen; aber bei allem Fehlerhaften trägt dieses Buch doch immer das Gepräge eines schöpferischen Geistes, und erweckt große Erwartungen von seinem Urheber, die er jetzt schon zu erfüllen angefangen hat.

Humboldt, der Dich und die Frauen auf's Freundschaftlichste begrüßt, trägt mir auf, Dir zu sagen, daß er wegen der Schlegelschen Angelegenheit noch immer in Unterhandlung begriffen sei. Vieweg in Berlin hat den Antrag abgewiesen, und er gedenkt sich jetzt an Hemmerde in Halle zu wenden. — Humboldt hatte seit einigen Wochen einen Acceß von einem intermittirenden Fieber, welches aber jetzt anfängt ihn zu verlassen. Ich und meine kleine Familie befinden uns leidlich wohl. Deinen Rath wegen Carl will ich befolgen — und hierin bloß die Natur wirken lassen.

Daß ich Dir meine Briefe nach Dänemark noch immer nicht schickte, liegt bloß daran, daß ich sie noch nicht in's Reine habe bringen können, um sie dem Abschreiber zu übergeben. Seitdem ich sie absandte, wurde manche beträchtliche Verbesserung darin angebracht, ohne die ich sie Dir nicht gern mittheilen möchte.

S.

Löschwitz, 11. Juli 1794.

Du wünschest baldige Nachricht wegen meiner Reise zu haben, und ich eile sie Dir zu geben, so gut ich kann. Zuerst geht es über Wittenberg nach Zerbst, wo wir, um die Tante nicht zu beleidigen, wenigstens vierzehn Tage bleiben müssen. In der Mitte des August kommen wir sodann nach Leipzig, und von da würden wir zu Dir kommen, wenn es möglich wäre. Ob ich aber

mit meiner Frau, die jetzt immer an Krämpfen und Schwindel kränkelt, und mit dem wilden Jungen, der uns die Reise sehr erschweren wird, weitergehen kann, muß die Erfahrung lehren. Mir wäre es sehr traurig, wenn ich Dich nicht sehen sollte. Außer Dir und Humboldt würde ich auf alles in Jena Verzicht thun, um nur die Reise mit einer Familie nicht zu verlängern, die gewiß mit großen Beschwerden verbunden ist. Ueberlege also doch, ob Du mit Humboldt nicht nach Leipzig kommen kannst. Dies wäre der sicherste Weg zur Zusammenkunft.

Was Du von den Horen schreibst, ist sehr tröstlich. Goethes Beitritt ist wichtig. Wenn er seine Elegien für das Journal aufspart, so ist dies schon ein Gewinn. Engel ist faul, und wird wenig liefern. Von Garve ist eher etwas zu erwarten. Es freut mich, daß Du die philosophische Geschichte für ein passendes Fach für mich ansiehst. An Sprachkenntniß fehlt es mir nicht, und ich lese schon seit einiger Zeit viel in griechischen Dichtern und Prosaisten. Biographien sind allerdings eine anziehende Arbeit; nur das Zusammentragen der Materialien erfordert viel Zeit, und oft stößt man auf Lücken, die man nicht ausfüllen kann. Doch könnten mir vielleicht einzelne Männer, über die ich viel Nachrichten fände, Lust machen. Zum Studium des Kant gebe der Genius der Philosophie seinen Segen! Fichtes Behandlung der Kantschen Philosophie wünschte ich wohl zu kennen. Sein kleines Programm über die Wissenschaftslehre hat mich sehr interessirt; doch finde ich noch

manches Dunkle und Unbefriedigende darin. Ueberhaupt wünschte ich zu wissen, nach welcher Methode Du den Kant studirst. Mir fehlt es nur an Zeit, um alle seine Schriften noch einmal durchzugehen, wozu ich das Bedürfniß sehr lebhaft fühle. Ich würde mir alle einzelne Sätze, die mir vollkommen deutlich wären, in meiner Sprache besonders aufschreiben — dann sehen, ob sich ein Ganzes daraus bilden ließe, ob der Zusammenhang anschaulich gemacht werden könnte, ob noch Lücken übrig bleiben, von welchem Punkte man ausgehen müßte, um die Evidenz des Ganzen zu begründen, und immer vom Bekannten zum Unbekannten fortzuschreiten.

Humboldt sage recht viel Herzliches von uns. Ich bedaure, daß er krank gewesen ist, und danke ihm verbindlichst für seine Bemühungen wegen Schlegel. Mit meiner Antwort an Humboldt werde ich nun bald zu Stande sein.

Auf Deine ästhetischen Briefe warte ich mit Verlangen. Mein nächster Brief an Humboldt wird Dir beweisen, daß ich unterdessen nicht müßig gewesen bin.

K.

Jena, 20. Juli 1794.

Daß wir Euch wahrscheinlicherweise nicht hier sehen werden, thut mir sehr leid; besonders da ich selbst die Reise nach Leipzig nicht machen kann. Meine Gesundheit, die vorzüglich das Fatale hat, daß sie mir fast im=

mer die Nächte raubt, und die mich überhaupt tausend kleinen Bedürfnissen aussetzt, die sich auf Reisen nicht befriedigen lassen, macht es mir unmöglich, Dich in Leipzig aufzusuchen. Alles was ich versprechen kann, ist, bis nach Weißenfels zu kommen, um Dich wenigstens auf einige Stunden zu sehen, wenn Du mir dahin entgegenreisen willst. Wenn Humboldt, der noch immer an einem neuerlichen Recidiv seines kalten Fiebers laborirt, sich bis dahin erholt hat, so wird er mit mir kommen. Wir würden es so einrichten, gegen Nachmittag dort zu sein, und dann am folgenden Mittag wieder abreisen. Kannst Du unseren Wunsch erfüllen, so gieb uns zu rechter Zeit Nachricht, auf welchen Tag wir diese Zusammenkunft richten sollen.

Ich befinde mich immer am übelsten auf Reisen, und habe noch immer erfahren, daß ich über den unannehmlichen Folgen des Reisens die Zwecke, warum ich reise, verliere. Bloß wenn ich zu Hause und in meiner Ordnung bin, kann ich meinen Zufällen einige heitere und freie Stunden abgewinnen.

Gern hätte ich Euch alle und auch die Kinder gesehen; aber ich bin es nun schon gewohnt, daß meine Krankheit mir die besten Freuden verdirbt, und ich muß lernen mich darein zu ergeben. — Seit meinem letzten Briefe an Dich hat die große Hitze meine Zufälle wieder sehr in Bewegung gebracht, daß ich zu Beschäftigungen fast ganz verdorben wurde. Das Studium Kants ist noch immer das einzige, was ich anhaltend treibe, und ich

merke doch endlich, daß es heller in mir wird. An den Horen ist weiter nichts geschehen, und Kant hat noch nicht geantwortet. Wenn ich während Deiner Reise an Dich schreibe, so werde ich den Brief nach Leipzig an Professor Ernesti schicken. Lebe wohl. Humboldt grüßt Dich bestens.

S.

Zerbst, 7. August 1794.

Es ist traurig, daß Du nicht wagen kannst bis Leipzig zu reisen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht ganz auf, Dich dort zu sehen. Wir bleiben wenigstens noch eine Woche hier, und unterdessen kann sich Deine Gesundheit sehr bessern. Aeußerstenfalls komme ich nach Weißenfels, und Du bestimmst den Tag vom 20sten an bis zu Ende des Monats. Aber doch sollte ich glauben, daß Du besser thätest, lieber noch die vier Meilen zu reisen, um in Leipzig besseres Nachtlager und mehr Bequemlichkeiten zu haben. Schreibe mir nach Leipzig unter Kunzes Adresse.

Unsere Reise war mit viel Beschwerden verbunden. Minna und Dora waren wie gewöhnlich vom Fahren krank. Wir wurden aufgehalten, irregefahren, kamen erst zu Mitternacht in's Quartier, Emma erkältete sich und die Doctoren in Wittenberg gaben uns die tröstliche Nachricht, daß sie das Scharlachfieber bekommen würde. Du kannst Dir Minna denken. Jetzt ist alles

gesund. Carl hat sich auf der Reise am besten gehalten. Ich ging über Wittenberg, weil ich diese Stadt noch nie gesehen hatte, und der Weg nach Zerbst kürzer ist. Auch reut es mich nicht. Luthers Wohnstube, seinen Stuhl und Tisch, sein Grab, einen Brief von seiner Hand, ganz in dem treuherzigen Ton, der ihm eigen war, das Katheder, auf dem er disputirte — alles dies sah ich mit Vergnügen. Ich liebe solche Reliquien. Auch war mir's interessant, Peters des Großen Namen, von ihm selbst mit Kreide in Luthers Stube angeschrieben, zu sehen. Sonst haben die Universitätsgebäude, und besonders die Bibliothek viel Klostermäßiges. Man glaubt eine drückende Luft zu athmen. Die Gegend ist besser, als ich gedacht hatte.

K.

Jena, 21. August 1794.

Nächstens, Dienstag Abends werde ich mit Humboldt in Weißenfels eintreffen. Das ist alles, was ich wagen konnte, da ich erst heute Mittag zum erstenmal wieder nach einer zwanzigtägigen Unpäßlichkeit auf die Gasse gekommen bin. Suche es also möglich zu machen, daß Du etwa Abends zwischen sieben und acht dort eintreffen und ein Paar Tage bleiben kannst. Ich bin voll Verlangen Dich wiederzusehen, und diese Tage werden ein Fest für mich sein. Ich verspare bis dahin auch alles Uebrige.

Die Witterung wird auf mein Kommen gar keinen Einfluß haben, und nichts, als ein sehr ernstliches Uebelbefinden kann mich abhalten; in welchem äußersten Fall Humboldt allein kommt. Da wir kein Wirthshaus in Weißenfels kennen, so werden wir uns nach dem besten erkundigen, welches Du auch beobachten kannst; — und so finden wir uns gewiß.

S

Jena, 1. September 1794.

Wir sind glücklich und bei ziemlich guter Zeit hier eingetroffen; und ich hoffe, daß auch Dir das schlimme Wetter nicht geschadet haben soll. Nimm noch einmal meinen herzlichen Dank an für das Opfer, das Du mir gebracht hast; und der Minna versichere, daß ich ihr die Gefälligkeit sehr hoch anrechne, Dich auf einige Tage mir überlassen zu haben. Es ist doch eine wohlthuende Empfindung, sich, wenn man getrennt lebt, und auch wie wir Beide sich im Geiste nahe bleibt, zuweilen wieder in das fleischliche Auge zu sehen. Ich wußte es vorher, und zweifelte keinen Augenblick, daß ich Dich ganz als denselben wiederfinden würde; aber es that mir doch herzlich wohl, mich mit meinen Augen davon zu überzeugen, und die Wirklichkeit meiner Erwartung gleichsam mit Händen zu greifen.

Auf Deine Zusage wegen der musikalischen Abhandlung baue ich; denn Du bist hier ganz in Deinem Ele-

mente, und das Geschäft ist nicht so verwickelt, daß Du bei Deinen übrigen Arbeiten Dich nicht recht gut dabei sammeln könntest. Gelegentlich denkst Du dann auch auf einen anderen Stoff, und vielleicht führen künftige Veranlassungen einen herbei. Deine Idee zu einer Darstellung des philosophischen Egoisten und seines Gegentheils würde ein herrlicher Stoff für ein Drama oder einen Roman sein; aber bloß philosophisch behandelt dürfte die Ausführung in's Trockene verfallen, wie z. B. alle Mendelssohnschen Dialoge. Bei dem Versuche Metaphysik zu populariſiren, wie Du in Briefen an ein Frauenzimmer vorhast, wirst Du, fürchte ich, auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen; und der Gewinn würde die ungeheure Arbeit schwerlich belohnen.

Eine sehr schöne Materie würde die Aufstellung eines Ideals der Schriftstellerei und ihres Zusammenhangs mit der ganzen Cultur sein, und ich wüßte keine, die in so hohem Grade für dich taugte. Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nöthig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen. Diese Materie stände mit der Einwirkung auf die Geister in dem nächsten Zusammenhange, und die reichhaltigsten Resultate der ganzen Philosophie würden darin zusammenfließen.

Bei meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Ver-

trauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden. Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet.

Ein großer Verlust für unsere Horen ist es, daß er seinen Roman schon an Unger verkauft hatte, ehe wir ihn zu den Horen einluden. Er beklagt es selbst, und hätte ihn uns mit Freuden überlassen. Doch verspricht er so viele Beiträge zu liefern, als in seinen Kräften steht.

Hier die versprochene Anthologie für Minna, und für Dich die Thalia, worin Du Deinen Aufsatz über Declamation finden wirst. Mehrere solche Aufsätze wür-

den uns für die Horen sehr vortheilhaft sein. Du wirst Dir selbst gestehen müssen, wenn Du ihn wieder liest, daß diese simple und nachlässige Form dieser Materie sehr gut ansteht, und gewiß ist sie in kleinen Aufsätzen die allerpassendste.

Bei meiner Nachhausekunft fand ich alles wohl. Auch ich hatte mich zum erstenmal von meinem Kinde getrennt, wie Du von Deiner Familie, und es war mir eine ganz eigene Freude, mich wieder in meinen kleinen häuslichen Kreis zu finden. Jetzt bin ich auf drei Wochen hier allein, denn meine Frau ist mit dem Kleinen nach Rudolstadt geflüchtet, weil die Pocken hier inoculirt werden und er jetzt im Zahngeschäft ist.

S.

Jena, 4. September 1794.

Hier die unglückselige Oper, die ich neulich beizulegen vergaß, und die Recension von Matthisson, die einige bedeutende ästhetische Erörterungen enthält, worüber ich Deine Meinung zu hören sehr begierig bin. Eigentlich hätte ich diese Ideen noch lange zurückbehalten sollen, bis das vollendete Ganze ihnen einen Halt geben kann; aber was man in einer Zeitung und auf dem Katheder sagt, ist immer ein öffentliches Geheimniß, und wo man gewisse Sachen nicht sucht, findet man sie auch nicht. Ich schreibe nunmehr an meiner Abhandlung über das Naive, und werde zugleich an den Plan zum Wallenstein den-

ken. Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. Ich wollte, daß Du Dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sei so streng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich selbst, wenn Du die Feder in die Hand nimmst. Ich will Dir buchstäblich folgen.

S.

Dresden, 10. September 1794.

Auch mir ist unsere Zusammenkunft sehr wohlthätig gewesen, und ich fühle immer mehr, wie gut es wäre,

wenn wir uns öfter sehen könnten. Du mußt den Druck der hiesigen Atmosphäre in den ersten Momenten an mir gemerkt haben. Aber wie lange ist es auch, daß ich einen solchen Genuß entbehren mußte! Es ist mir eine schreckliche Warnung gewesen. Wehe mir, wenn ich jemals so sehr erschlaffen sollte, daß mich Deine Gegenwart drückte!

An die Musik habe ich schon gedacht, und sammle jetzt an Materialien. Deine Ideen über Schriftstellereinfluß haben sehr bei mir angesprochen. Ich habe mich selbst auch mit diesem Stoff beschäftigt, und könnte vielleicht bald Hand anlegen.

Daß Du und Goethe Euch einander genähert habt, macht mir wahre Freude. Meyer erzählt mir von einem Briefe Goethes, der Deines Lobes voll ist. „Er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt, als bei Dir in Jena.“ Laß mich ja von Eurem Briefwechsel so viel als möglich erfahren.

Für die Anthologie danken wir Dir herzlich. Es ist ein eigener Genuß, jetzt diese Producte wiederzulesen. — Die Fortsetzung Deines Aufsatzes über das Erhabene hat mich weit mehr befriedigt, als der Anfang. Einzelne Stellen würde ich Deinen besten Arbeiten an die Seite setzen. Hier erkenne ich, wie in unsern letzten Gesprächen, die alte Kraft wieder. Ueberhaupt war mir es ein Beweis Deiner bessern Gesundheit, daß Du eine solche Unterhaltung ohne anscheinende Erschöpfung anderthalb Tage fortsetzen konntest.

Eben erhalte ich Deinen zweiten Brief mit der Recension: — ein tüchtiges Product, — schade, daß manche Idee an dieser Stelle steht; doch Du wirst ihnen schon einen besseren Platz anweisen.

Ueber Dein Mißtrauen gegen Dich selbst im poetischen Fache getraue ich mir heute noch nicht Dir zu antworten. Ich muß erst über die Ursache Deiner Unzufriedenheit mit Deinen zeitherigen Producten heller sehen. Deine Forderungen sind gewaltig gestiegen. Dir mißfällt das Subjective in Deinen Arbeiten, Du strebst nach Darstellung des reinen Objects. Aber die Fortschritte von Manier zum Styl kannst Du doch selbst in Deinen letztern Arbeiten bemerken: z. B. in mehreren Stellen der Götter Griechenlands und der Künstler. Wenn Dir Deine dramatischen Producte nicht gefallen, so fragt sich's, ob Du nicht selbst — durch Streben nach philosophischem Gehalt — eine nordische Sünde — Deine Phantasie störtest; ob Du nicht reiner empfangen würdest, wenn Du mit mehr Wollust und mit weniger Anstrengung arbeitetest? Wie, wenn Du nicht absichtlich Dich mit dem Wallenstein beschäftigtest, sondern es dem Zufall überließest, ob Dir die Phantasie von selbst genug dichterischen Stoff zuführte? Wäre so viel vorhanden, daß Du Freude daran haben könntest, so würde die Liebe zum Object schon die Ausführung bewirken.

Genug für heute; nächstens mehr.

K.

Jena, 12. September 1794.

Dein Brief hat mir große Freude gemacht, weil er mir bestätigte, wie gut wir einander verstehen, und wie nothwendig wir uns sind. Nein, Dir kann es ebenso wenig als mir begegnen, daß heterogener Einfluß von außen die reine Form Deines Wesens verderbt; denn unserer beider Seele hat ein Vermögen, sich keusch zu bewahren, allen fremden Stoff auszuwerfen und über jede unheilige Berührung zu siegen.

Ich wollte, daß Du Dein Ideal der Schriftstellerei bald möglichst hinwerfen möchtest. Herrlich wäre es, wenn wir unsere Horen damit eröffnen könnten. Auch halte ich diese Arbeit für besonders geschickt, Dir Muth einzuflößen, Deine Kraft in's Spiel zu setzen, und gewissermaßen Dein schriftstellerisches Glück zu entscheiden. Kannst Du, so gehe jetzt gleich daran; Du wirst dabei recht gut fortfahren können, Materialien für die musikalische Abhandlung zu sammeln. Jacobi aus Düsseldorf hat sich nun auch erklärt, an den Horen zu arbeiten. Von Humboldts Bruder (Alex. v. Humboldt), der preußischer Oberbergmeister ist, haben wir über Philosophie des Naturreichs sehr gute Aufsätze zu erwarten. Er ist jetzt in Deutschland gewiß der vorzüglichste in diesem Fache, und übertrifft an Kopf vielleicht noch seinen Bruder, der gewiß sehr vorzüglich ist.

Ich bearbeite jetzt meine Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg, die ich Dir gewiß binnen

drei Wochen schicke. Sie wird unter dem Titel: Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, ein Ganzes ausmachen, und also von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig sein, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten kann. Sie macht mir auf's Neue viel Freude, und ich suche ihr alle mir mögliche Vollkommenheit zu geben.

Daneben arbeite ich an einem Aufsatz über Natur und Naivheit, der mich immer mehr fesselt, und mir vorzüglich zu gelingen scheint. Ich schreibe hier mehr aus dem Herzen, und mit Liebe. Es ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen Production.

Ramdohr war dieser Tage hier, und erzählte mir, daß er Deine Bekanntschaft gemacht habe. Was hältst Du von ihm? Ich muß sagen, daß mir seine Bekanntschaft gerade jetzt, wo ich mich mit Ideen über die Kunst abgebe, nicht ganz uninteressant gewesen ist. Freilich kommt es mir vor, als wären die guten Ideen, die er auskramt, nicht auf seinem Boden gewachsen, und der anmaßende Ton, mit dem er aburtheilt, mißfällt mir nicht wenig. Dennoch sind selbst Menschen seiner Art so selten, daß man mit ihnen vorlieb nehmen muß. Er hat viele Kunstwerke gesehen, und seine Ideen berühren mehr die Erfahrung, ohne sich zu der Speculation zu erheben. Er hat also etwas, was mir abgeht, ob ich gleich zweifle, daß er das, was ich ihm etwa geben könnte, zu empfangen im Stande ist.

Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar abreisen und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht wohl weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. Der Hof ist nach Eisenach abgereist, und Goethe hat sich losgemacht; so daß wir nun ganz unsern Ideen leben können. Ich werde Dir fleißig schreiben.

Seine Iphigenia ist in's Englische übersetzt, und so viel ich urtheilen kann, so glücklich, daß man ein Original zu lesen glaubt, und mit reiner Beibehaltung des ganzen Goetheschen Charakters.

Auf Deine weitere Erklärung über meine poetische Sendung und meinen dramatischen Beruf warte ich mit Ungeduld.

Du meinst, daß ich den Wallenstein zu sehr mit dem Verstand und zu wenig mit Begeisterung angreife. Aber das gilt nur von dem Plan, der nicht streng genug berechnet werden kann. Ausführen muß ihn die Imagination und die augenblickliche Empfindung. Dies ist es aber, wofür ich fürchte: daß mich die Einbildungskraft, wenn ihr Reich kommt, verlassen werde.

Lebe wohl. Von meiner kleinen Familie in Rudolstadt habe ich gute Nachricht, und mit meiner Gesundheit geht's erträglich. An Minna und Dorchen meinen herzlichen Gruß. Solltest Du jetzt, nachdem Du das Graff=

sche Original hast, Dorchens Copie meines Bildes weggeben, so will ich eine Bitte darum eingelegt haben.

S.

Dresden, 19. September 1794.

Ueber Deinen Dichterberuf zu urtheilen ist so leicht nicht, und ich stehe nicht dafür, daß ich mit dem, was ich Dir heute darüber schreibe, in einiger Zeit zufrieden sein würde. Aber Du mußt mit dem vorlieb nehmen, was ich bis jetzt herausgebracht habe.

In Deinen früheren Producten war fast bloß Diction und Versbau poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verstandes, als der Phantasie. Etwas ähnliches findest Du in der ältesten Periode der griechischen Dichterkunst. Auch ist es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetische Form sich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetische Form das Product der geistigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgesetzte Ausbildung Deiner selbst wuchs das Interesse Deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dies gründete Deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich selbst noch nicht befriedigt. Du erkennst den Charakter des Poetisch-gedachten; und dies ist's, glaub' ich, was Du in Deinen meisten Werken vermissest. In allen kannst Du nicht sagen, sonst wollte ich Dir Beispiele vom Gegentheil anführen. Es fragt sich also: ist

das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkst, Folge von Mangel an Talent, oder von zufälligen vorübergehenden Umständen.

Zur inneren poetischen Form gehört, däucht mich, erstlich: Erscheinung des Stoffs unter einer bestimmten Gestalt. Durch diese Gestalt wird der Gedanke ein Element der dichterischen Schöpfung, ein darstellbares Object. Die Phantasie muß das Product des Verstandes gleichsam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anschaulich wird. Aus der Hand der Phantasie empfängt nun der Genius den Stoff seiner Thätigkeit — der Geist schwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: — dies ist das zweite Erforderniß der inneren poetischen Form.

Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, hast Du zur Genüge bewiesen. Auch Deine historischen und philosophischen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius scheint der Phantasie nicht Zeit zu lassen, ihr Geschäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit ist nicht rein genug.

Der Stoff, mit dem die Phantasie den Gedanken überkleiden soll, muß zuvor aufgefaßt sein. Zu dieser Auffassung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reizbarkeit gebricht es Dir schwerlich, aber desto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier ist der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich prüfen mußt, wie ich schon neulich geäußert habe. Eben deswegen sollst Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müs-

sen mit allen ihren Eigenheiten leben, durch Deine Phantasie vorschweben, alles Abstracte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ist es Zeit, an die Anordnung des Ganzen zu denken.

Also noch einmal: ergieb Dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art. Laß Deine Phantasie ungestört Schätze sammeln — und es wird sich ein Vorrath anhäufen, der Deine Forderungen gewiß befriedigt.

So viel für heute.

Daß Du bei Goethe bist, freut mich sehr. Empfiehl mich seinem Andenken, und schreib' mir hübsch ausführlich über Euer Beisammensein. — Laß mich ja bald etwas von Deinen jetzigen Arbeiten lesen.

An Humboldt habe ich ein Project zu einem periodischen Werke über griechische Literatur und Kunst geschrieben. Mit den Horen collidirt es nicht, weil es nur für ein kleines Publicum ist. Schlegels Aufsätze, die er mir jetzt gezeigt hat, haben mich auf die Idee gebracht. Sie haben wirklich viel Gutes und bedürfen nur einer kleinen Nachhilfe in der Form. Ich selbst, dem die Griechen immer lieber werden, glaube, besonders in der Folge Beiträge liefern zu können. Und Du nähmst vielleicht auch zuweilen Antheil, wenn Dir etwas Esoterisches über die Griechen einfiele, was nicht in die Horen paßte.

Lies doch den Philoktet des Sophokles. Kein griechisches Product hat noch so sehr auf mich gewirkt — selbst die Antigone nicht. Dies verdiente eine Uebersetzung vor allen andern.

Die Herausgeber der Literaturzeitung haben mir den Contract zugeschickt und mich für die Dichtkunst angeworben. Dieses Fach ist mir freilich das liebste. Ich wundere mich nur, daß es nicht schon übermäßig besetzt ist. Du siehst also, daß Du Dich mit Deiner Anfrage an einen Mann in officio gewandt hast.

Ramdohr habe ich hier nur eine Stunde gesprochen. Vor achtzehn Jahren habe ich ihn in Göttingen ziemlich genau gekannt. Eine gewisse, alles umfassende Koketterie, die ihm damals anklebte, hat er noch immer. Zu einem interessanten Gespräch konnte es diesmal unter uns nicht kommen. Viel erwarte ich nicht von ihm.

Dorchens Copie Deines Bildes hat sich schon der Lieutenant Thielemann von uns ausgebeten. Aber sie will Dir eine andere machen, die allem Ansehen nach, da sie neuerlich beträchtliche Fortschritte gemacht hat, noch besser gerathen wird.

K.

Jena, 29. September 1794.

Gar gern hätte ich Dir früher und von Weimar aus geschrieben, aber es war nicht wohl möglich zu machen. Jeden Augenblick, wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht; und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen. Was

ich Dir also schuldig blieb, will ich von Jena aus nach und nach wieder einzubringen suchen.

Seit vorgestern bin ich wieder hier angelangt, nachdem ich vierzehn Tage mit ihm zusammengelebt hatte. Ich bin sehr mit meinem Aufenthalt zufrieden, und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat. Doch das muß die Zeit lehren. Was in unsern Unterhaltungen auf's Tapet kam, was ich über ihn selbst bemerkt habe, und zu welchen Resultaten wir gekommen sind: das soll Dir nach und nach alles mitgetheilt werden. Heute habe ich weder Zeit noch Stimmung; denn ich fand bei meiner Zurückkunft allerlei Geschäft vor, und das Wetter setzt mir ziemlich hart zu. Auch den Inhalt Deines letzten Briefes kann ich Dir heute nicht beantworten.

Meine Frau und den Kleinen habe ich noch nicht wiedergesehen. Morgen erwarte ich sie. Humboldts Kind hat die Blattern nicht bekommen, obgleich man es zweimal inoculirte; und so ist die ganze Schererei vergebens gewesen. Deine Thätigkeit freut mich sehr, und ich empfehle Dir recht sehr, eifrig fortzufahren, damit man ja in den ersten drei Stücken auf Dich rechnen kann. Mit den Horen wird es jetzt ernstlich losgehen.

Lebe wohl. An Minna und Dora meine herzlichen Grüße. Der letzteren versichere, daß ihr Versprechen mir unendlich viel Freude macht.

S.

Jena, 9. October 1794.

Meine Büste ist glücklich von Stuttgart angelangt, und ein rechtes Meisterstück geworden. Wer sie sieht, erstaunt über die Wahrheit und große Kunst der Ausführung. Dannecker will sie in Marmor ausarbeiten und hat schon carrarischen Marmor aus Italien bestellt. Dies macht ihn etwas difficil in Ansehung der Abgüsse, doch hoffe ich, daß er mir noch einen liefern soll. Ich habe ihm schon darum geschrieben, und daß er ihn gerade an Dich abschicken möchte.

Mir machen jetzt meine Briefe nach Dänemark erstaunlich viel Arbeit, die nicht einmal die einzige ist. Ich habe deswegen noch nicht dazu kommen können, Dir recht ausführlich zu schreiben, und bitte, noch eine Zeitlang Geduld zu haben. Einstweilen sende ich Dir einen Aufsatz von Goethe, der aber bloß flüchtig hingeworfen und bloß zum Privatgebrauch bestimmt ist. Was er sonst von Sachen schreibt und schickt, sollst Du communicirt erhalten.

Wir haben eine Correspondenz miteinander über gemischte Materie beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmtere Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen; da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten

sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.

Seinen Roman will er mir bandweise mittheilen; und dann soll ich ihm allemal schreiben, was in dem künftigen stehen müsse, und wie es sich verwickeln und entwickeln werde.

Er will dann von dieser anticipirenden Kritik Gebrauch machen, ehe er den neuen Band in den Druck giebt. Unsere Unterredungen über die Composition haben ihn auf diese Idee geführt, die, wenn sie gut und mit Sorgfalt ausgeführt werden sollte, die Gesetze der poetischen Composition sehr gut in's Licht setzen könnte.

Seine Untersuchungen über Naturgeschichte, von denen ich Dir einmal mehr sagen will, haben mich so sehr als sein poetischer Charakter interessirt, und ich bin überzeugt, daß er sich auch hier auf einem vortrefflichen Wege befindet. Auch was er gegen die Newtonsche Farbentheorie einwendet, scheint mir sehr befriedigend zu sein.

Von Fichte sind in dieser Messe fünf seiner öffentlichen Vorlesungen abgedruckt erschienen, die ich Dir sehr zum Lesen empfohlen haben will.

Was macht die Schriftstellerei und die Musik? In vierzehn Tagen wird schon zu dem ersten Horenstück gesammelt. Mache, daß ich Dich in dem zweiten auftreten lassen kann.

S.

Dresden, 17. October 1794.

Ich freue mich sehr auf Deine Büste und hoffe, daß Dannecker Dir noch einen Abguß lassen wird. Der Name des Künstlers ist mir aus irgend einem Journale schon bekannt gewesen, ehe Du von ihm schriebst. In Dresden fehlt uns ein Bildhauer und vielleicht ist er jetzt nicht mehr gern in Stuttgart. Ich hätte wohl Lust einen Plan auf ihn zu machen, da er ein so unterrichteter und denkender Künstler ist. Durch den Hausmarschall v. Rackenitz ließe sich die Sache gut einleiten, wenn Dannecker Lust hätte.

Die ausführlichen Nachrichten von Deinem Aufenthalt bei Goethe erwarte ich mit Ungeduld. Der mitgetheilte Aufsatz enthält besonders gegen das Ende interessante Winke. Beim Anfang stutzte ich über den Satz: daß ein Thier schön sei, wenn ihm nach Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse noch Kraft zu willkürlichen Handlungen übrig bleibe. Hier scheint es viel Ausnahmen zu geben, als: das Kameel, der Esel u. s. w. Was er nachher vom Gleichgewicht der Glieder sagt, wodurch Nothwendigkeit und Bedürfniß versteckt würde, ist mir einleuchtender. Ueberhaupt aber scheint mir die Freiheit eine Eigenschaft, aber kein Kennzeichen des Schönen zu sein. Alles Schöne ist frei, aber nicht alles Freie ist schön. — Soll ich Goethes Aufsatz Dir wiederschicken, oder kann ich ihn behalten?

Von Deiner Correspondenz mit ihm erwarte ich viel

Gutes. Auch freut mich der Eifer, den Goethe auf Ausfeilung seiner Producte verwendet. In seinen neuesten Arbeiten schien mir eine gewisse Nüchternheit zu herrschen, die wohl nicht immer verdienstlich war.

Daß Du schon jetzt Manuscript zu den Horen sammelst, überrascht mich. Ich glaubte, zu Ostern sollte erst angefangen werden. Desto besser übrigens! Ich will nun eilen, Dir bald etwas zu schicken. Wirst Du jetzt noch ein Paar Stücke Thalia liefern? Schlegel wird in diesen Tagen einen Aufsatz wieder fertig haben, den er von Dir eingerückt wünscht, wenn Du ihn brauchen kannst. Bei Humboldt kannst Du etwas von seiner Arbeit sehen.

Ich lese noch immer viel in den Griechen. Den Sophokles habe ich geendigt, und bin nun über dem Pindar, der mir anfänglich gar nicht schmecken wollte. Einzelne poetische Stellen fand ich wohl, aber das, was jeder Ode die Einheit giebt, die äußere Veranlassung, hatte für mich etwas widriges. Die Muse scheint mir immer zur Knechtschaft des Reichthums herabgewürdigt zu werden. Bezahlte Begeisterung hat etwas empörendes. Nach und nach indessen gewöhne ich mich mehr an die Denkart eines Volks, dessen verfeinerte Sinnlichkeit und Patriotismus sich auch für körperliche Geschicklichkeit und Kraft, und für die Idee des Sieges im Angesicht Griechenlands begeistern konnte. Dann war auch begreiflich, daß Dichtkunst und Musik diese Siege feierten. Und in der Art, wie besonders Pindar sie feierte,

zeigt sich ein persönlicher Werth des Dichters, an dem auch wir noch Genuß haben.

K.

Jena, 25. October 1794.

Ich habe auf meinen ersten philosophirenden Brief an Goethe noch nicht die Antwort, die erst in einigen Tagen versprochen ist, sonst würde ich Dir meinen und seinen Brief schon heute beilegen. Ich will Dir lieber die Sachen selbst schicken, als auf's neue darüber schreiben, weil ich sonst aus diesem Gedankenkreis gar nicht herauskomme. In meinen Briefen an ihn wirst Du dann auch das wichtigste von unseren neulichen Unterredungen, ästhetische Dinge betreffend, finden, weil ich mich mehrmals darauf beziehe.

Ueber seinen Satz, in dem Aufsatze den ich Dir schickte, daß wir Thiere schön nennen, denen neben Befriedigung des Nothwendigen noch Kraft zu willkürlichen Handlungen übrig bleibe, merke ich nur dies einzige an. Obgleich durch dieses Kennzeichen der Begriff des Schönen noch gar nicht bestimmt wird, so stimmt es doch gewiß damit überein. Das Kameel und der Esel haben überflüssige Masse, aber nicht Ueberfluß der Kraft; vielmehr müssen wir, beim Kameel besonders, diesen Ueberfluß als eine Hinderung der Kraft häßlich finden. Es ist gewiß nicht unbedeutend, den Ueberfluß, sobald er den Zweck nicht einschränkt oder die Kraft nicht hindert, als

ein Element des Schönen anzunehmen; und mir scheint, daß man aus dem innersten Wesen der Schönheit auf diese Bemerkung geführt werden muß. Die Schönheit ist ein Effect der Einbildungskraft, oder, wenn Du willst, ein Object derselben. Wenn etwas Intellectuelles oder überhaupt Vernunftmäßiges schön werden soll, so muß es erst sinnlich und ein Gegenstand der Einbildungskraft werden. Von der Einbildungskraft aber wissen wir, daß sie allen ihren Vorstellungen sinnliche Vollständigkeit, materielle Totalität zu verschaffen sucht. Der Verstand braucht aber von einer Vorstellung der Einbildungskraft nicht alle Theile, nicht das *ganze* Mannigfaltige. Diese giebt ihm also mehr als er braucht, und gerade dadurch entsteht die Schönheit. Jede ihrer Vorstellungen ist *durchgängig* bestimmt, und diese durchgängige Bestimmtheit ist ein Ueberfluß für den Verstand. Daß dieser Ueberfluß aber eine conditio sine qua non der Schönheit sei, können wir daraus abnehmen, daß ein Gleichniß z. B. seine Schönheit ganz verliert, wenn man es dieses Ueberflusses beraubt, wenn man das individuelle Allgemeine ausdrückt, und die Punkte der Aehnlichkeit mit technischer Genauigkeit andeutet.

Meine Resultate über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Uebereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und Unsersgleichen, die doch sonst im Empfinden und in Grundsätzen so ziemlich einig sind, darüber entstehen, bloß davon herrühren: daß wir einen empirischen Begriff

von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten nothwendig jede unserer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnliche vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt; und ein Object mag noch so schön sein, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig Subjectives, ob wir das Schöne als schön empfinden; aber objectiv sollte es so sein. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe; ich werde aber an einem andern Orte ausführlicher darüber sein.

Schicke mir das Manuscript von Goethe wieder; ich habe keine Abschrift davon. Mein erster Beitrag zu den Horen, der Anfang meiner Briefe, ist schon an Goethe abgegeben. Ich hätte Dir das Manuscript zuerst geschickt, wenn nicht dadurch ein Aufenthalt entstanden wäre. Hoffentlich aber erhalte ich sie in wenigen Tagen zurück. Ich bin sehr gut mit diesem Anfang zufrieden, und ich augurire, daß auch Du es sein wirst. Möchtest Du nur auch bald etwas liefern, daß ich Dich wenigstens gleich in dem zweiten Stücke, welches sogleich nachfolgt, ge-

druckt sehen könnte. Von der Thalia erscheinen noch zwei Stücke; eins ist schon ganz abgedruckt, und das andere ist besetzt, so daß ich Schlegels Aufsatz nicht mehr placiren kann. Er wird aber im Mercur wohl unterkommen können. Seinen Aufsatz habe ich bei Humboldt gelesen, aber, ob ich gleich die Idee nicht wegwerfen will, so hat mich seine Erklärung und Ausführung wenigstens nicht ganz befriedigt, und ich finde noch viel Willkürliches darin.

Pindar hat mir nie behagen wollen, und mein erstes Gefühl empörte sich auch gegen diese Wegwerfung des Genies. Bei Dannecker will ich sondiren, zweifle aber, daß er sein Vaterland verlassen wird: theils wegen einer sehr zahlreichen Verwandtschaft, die ihn dort fesselt; theils weil er sich bedenken wird, den Schein der Undankbarkeit gegen das herzogliche Haus, dem er seine ganze Bildung zu danken hat, auf sich zu laden.

S.

Dresden, 28. October 1794.

Hier erhältst Du den Schlegelschen Aufsatz, von dem ich im letzten Briefe geschrieben habe. Kannst Du ihn nicht für die Thalia brauchen, so gieb ihn Humboldt. Auf alle Fälle wünscht Schlegel, daß Du ihn Humboldt zeigen möchtest. An letzteren schreib' ich nächstens; grüße ihn von mir.

K.

Jena, 29. October 1794.

Hier einstweilen der erste Transport meiner Briefe, die Du mir aber ehestens zurückschicken wirst. Sie werden mit Goethes Elegien und einer Epistel von ihm das erste Stück der Horen ausfüllen. In dem zweiten hoffe ich Deine Gesellschaft zu haben. Laß mich doch wissen, ob es der Aufsatz über Musik, oder über Schriftstellerei ist, was Dich jetzt beschäftigt. — Ich eile, um dieses Paket fortzuschaffen.

S.

Dresden, 7. November 1794.

Seit langer Zeit hat nichts so sehr auf mich gewirkt, als Deine ästhetischen Briefe. Beim ersten Lesen fand ich im dritten und vierten Briefe manches, wobei ich anstieß. Aber vom fünften an riß mich die Beredsamkeit des Vortrags mit sich fort, und der neunte Brief gab mir den höchsten Genuß ohne alle Störung. Du kennst meine Art, daß die größte Freude über ein Product mich bei fortgesetzter Betrachtung zur strengsten Kritik auffordert. Ich habe mir also auch von dem Rechenschaft zu geben gesucht, was mich in diesem Werke noch nicht befriedigt.

Du hieltest für nöthig, das Bedürfniß der ästhetischen Erziehung zu erweisen, da die Aufmerksamkeit des Publicums größtentheils nur auf politische Verbesse-

rung gerichtet ist. Der Weg, den Du einschlugst, ist originell; aber mir scheint er nicht der kürzere zu sein. Du wurdest genöthigt sehr weit auszuholen, manchen Satz ohne Beweis aufzustellen, manchen andern nicht hinlänglich zu erläutern, um nicht zu weitläufig zu werden; und dies giebt dem dritten und vierten Brief einen Mangel an Klarheit und Evidenz. Auch die Winke vom sittlichen und physischen Menschen, von Existenz in der Zeit, von Erscheinung (S. 11. 12. 13), welche sich auf Kantsche Sätze beziehen, setzen eine ziemliche Bekanntschaft mit diesen Sätzen voraus. Gleichwohl ist Dein Publicum ausgebreiteter, als das Kantsche.

Der fünfte und sechste Brief, so sehr ich ihren Werth als Schilderung zu schätzen weiß, scheint mir doch nicht gerecht genug gegen unser Zeitalter zu sein. Aechter republicanischer Geist und ächte Regententugenden sind wohl zu allen Zeiten selten gewesen; besonders in den Momenten des Kampfes entgegengesetzter Leidenschaften. An Deiner Stelle würde ich vielleicht folgenden Weg gewählt haben. Die ästhetische Erziehung ist Zweck an sich selbst. Sie bedarf keiner Empfehlung als Mittel. Aber selbst als Mittel hat sie ihren Werth für den, der nur für politische Zwecke Sinn hat.

Alle Staatsverwandlung ist Geschäft eines Stümpers oder Barbaren, sobald sie kein würdiges Ideal zum Ziele hat. Der Staat ist bloß Mittel; Zweck ist allein die Menschheit. Das Ideal des Staats setzt also das

Ideal der Menschheit voraus, und das Ideal der Menschheit gründet sich auf die Gesetze des Schönen.

Der Staat kann nie die Verwandlung der Individuen erzwingen. Er kann bloß Gelegenheiten darbieten und Hindernisse entfernen. Dieser Zweck bestimmt das allgemeine Ideal eines Staats.

Dies auf die besondern Verhältnisse eines einzelnen Volk angewendet, giebt ein besonderes Ideal für dieses Volk. Ist das allgemeine und besondere Ideal gefunden, so fragt sich's, wie es realisirt werden soll: ob durch allmählige Annäherung oder durch plötzliche Umwandlung. — Die Entscheidung dieser Frage hängt von dem Zustande der Gesundheit des Staates ab. Ein todtkranker Staat kann nur durch Revolutionen geheilt werden. — Die Realisirung des Staatsideals, die allmählige, sowohl als die gewaltsame — kann nicht von statten gehen ohne persönlichen Werth der Mehrheit unter den Staatsgliedern, oder wenigstens einer Partei, die durch Kraft die Zahl ersetzt. Daher die Nothwendigkeit der höchsten Ausbildung der Individuen, wenn nicht bloß Uebel gegen Uebel vertauscht werden soll.

Vergiß nicht, auf der ersten Seite an der angestrichenen Stelle das fehlende Wort einzurücken. Auf der zwölften Seite scheint, bei den Worten Gesellschaft in der Zeit, das Wort: physische zu fehlen.

Die Horen werden also sehr glänzend auftreten; und mein Ehrgeiz wird sehr gespornt, in dieser Gesellschaft bald zu erscheinen. Auch hatte ich schon Materia=

lien zu einem Aufsatze über schriftstellerischen Charakter. Anfänglich fürchtete ich mich mit Fichte in Collision zu kommen; aber er beschäftigt sich mehr mit dem relativen Werth der Gelehrten. Meine Absicht war, auf den absoluten Werth eines schriftstellerischen Lebens, als eines schönen Ganzen aufmerksam zu machen. Aber mit Deinem neunten Brief treffe ich zusammen, und dies benimmt mir die Lust, jetzt diesen Stoff zu bearbeiten. Also werde ich mich über die Musik machen; kann aber noch gar nicht sagen, wann ich etwas fertig haben werde. Ich will jetzt alles Historische weglassen, und mich nur auf einige ästhetische Winke einschränken.

Was Du vom Ueberfluß, als einem Merkmal des Schönen, und vom ästhetischen Imperativ schreibst, glaube ich recht gut verstanden zu haben, und bin vollkommen Deiner Meinung. Eben das Princip dieses Imperativs ist es, was wir suchen; und die Bildung des Geschmacks ist nichts weiter, als die Anerkennung und Befolgung dieses Imperativs (der ästhetischen Pflicht).

Fichtes Aufsätze getraue ich mir nicht außer dem Zusammenhange mit seinem ganzen System zu beurtheilen. Dies muß erst vollständig aufgestellt und mit Gründen unterstützt sein. Dann wird sich mehr darüber sprechen lassen. Bis jetzt ehre ich den männlichen Charakter in dem Gange seiner Untersuchungen; das Resultat sei, welches es wolle. Seine politischen und juristischen Aeußerungen haben mir schon manchmal Lust gemacht, mit ihm eine Lanze zu brechen. Doch ist dazu jetzt noch nicht Zeit.

Schlegels Aufsatz wirst Du an Humboldt gegeben haben. Wenn er nicht Gelegenheit hat, ihn im Mercur unterzubringen, so will ich's durch Bertuch machen.

K.

Jena, 7. November 1794.

Ich habe mit dem heutigen Posttage auf die Retour meines Manuscripts, das ich am 29sten October an Dich abschickte, gerechnet, und muß Dich dringend bitten, wenn Du es noch nicht auf die Post gegeben hast, es sogleich zu thun. Cotta besteht darauf, daß wir die Herausgabe mit dem neuen Jahr beginnen; und so ist denn die höchste Zeit, weil ich es hier noch im Ausschuß muß circuliren lassen, und der Weg von hier nach Tübingen auch zehn Tage wegnimmt.

Humboldt hat mich Deinen Brief an ihn lesen lassen, der mich sehr freute, weil Du ihm über seinen Styl sehr viel Wahres sagst. Ich fürchte wirklich, er hat zum Schriftstellern kein rechtes Talent, und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Bei Dir ist die Größe der Forderung, die Du an Dich machst, schuld, daß Du sie weniger erreichst; bei ihm ist die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.

Goethe war wieder eine Zeitlang mit Meyer hier, wodurch unsere schriftliche Unterhaltung unterbrochen worden ist. Er ist jetzt beschäftigt, eine zusammenhän=

gende Suite von Erzählungen im Geschmack des Decameron des Boccaz auszuarbeiten, welche für die Horen bestimmt ist. Sein Manuscript über das Schöne sende mir doch mit Gelegenheit zurück.

Ich bin sehr begierig zu hören, was Du von dem ersten Transport meiner Briefe urtheilst. Goethe haben sie sehr gefaßt und ergriffen. Herder abhorrirt sie als Kantsche Sünden, und schmollt ordentlich deswegen mit mir. Ich lege Dir ein Paar von Goethes Briefen und auch ein Billet von Herder bei, woraus Du das Weitere ersehen kannst.

Daß es mit Deinen Arbeiten für die Horen so langsam geht, ist mir sehr leid, nicht sowohl wegen der Horen (weil die zwei ersten Stücke schon besetzt werden können), sondern wegen Deiner selbst. Hoffentlich aber bescherst Du mir zu Weihnachten etwas. Aus einem Briefe von Garve, den ich beilege, siehst Du, daß Du seine Concurrenz in dem Aufsatze über Schriftstellerei (auch wenn er über diese Materie schreiben sollte) nicht zu fürchten hast.

S.

Schlegels Aufsatz wird in dem letzten Stücke der Thalia noch Platz finden.

Jena, 10. November 1794.

Was Du über meine Briefe sagst, freut mich sehr, und ich vermuthete mir auch diese Wirkung. Daß ich viele Kantsche Ideen postuliren mußte, ohne den Beweis förmlich mitzugeben, war unvermeidlich, wenn eine solche Materie, die im Grunde doch den ganzen Menschen umfaßt, mit dieser Kürze behandelt werden sollte. Der Leser soll denken — das kann ihm bei philosophischeu Materien nie erspart werden; und wenn er nicht in dem Context des Ganzen den Schlüssel zu den schwierigen Stellen findet, so kann ihm nicht geholfen werden. Willkürlich glaube ich nichts aufgestellt zu haben; denn der Aufsatz ist aus einem Stücke geschnitten. Eins steht für alles, und alles steht für eins. Uebrigens beschäftigen sich die folgenden Briefe mit nichts anderem, als mit der weiteren Ausführung und Anwendung der hier aufgestellten Sätze.

Du hast mich wahrscheinlich nicht recht verstanden, wie ich Dir den Gedanken über Schriftstellerei an die Hand gab, wenn Du glaubst, daß ich Dir diese Materie weggenommen habe. Mir däucht, daß noch alles zu sagen übrig ist; und eine Uebereinstimmung in Principien ist ja eher zu wünschen, als zu fürchten. Desto besser, wenn wir auf einen Punkt wirken; daß wir nicht von einerlei Punkt ausgehen, bin ich sicher: denn dafür sorgt schon die verschiedene Individualität. — Bei Aufstellung des schriftstellerischen Ideals würde ich vorzüglich auf

das Verhältniß der Objectivität und Subjectivität Rücksicht nehmen, worauf alles anzukommen scheint. In dem lebendigen Umgange wird alles Objective Subjectivität, weil das ganze Individuum hier mitspricht, und auf ein Individuum gewirkt wird. Bei dem schriftstellerischen Vortrag soll auf die Gattung gewirkt werden, und das muß durch die Gattung geschehen. Es soll aber zugleich auf jedes Individuum, als solches, gewirkt werden, und das muß durch Individualität geschehen. Also ist die Forderung: generalisirte Individualität. Um diese Idee würde ich mich hauptsächlich drehen, wenn ich diese Materie zu behandeln hätte; aber sie ist noch unendlich reichhaltiger, wie Du selbst finden wirst.

S.

Dresden, 20. November 1794.

Die Goetheschen Briefe habe ich mit vieler Freude gelesen, und das Herdersche Billet beinahe mit Indignation. Was ist das für eine Armseligkeit, andere Vorstellungsarten neben der seinigen nicht dulden zu können, und aus Selbstgefälligkeit sich gegen fremdes Verdienst zu verblenden! Fand er denn nichts mehr in Deinen Briefen, als Kantsche Ideen? Und wenn er auch mit Kant nicht ganz übereinstimmt, kann er wohl den hohen Charakter, seine Art zu philosophiren verkennen, wenn er irgend eines unbefangenen Urtheils fähig ist? Denn Stumpfheit ist nicht sein Fehler.

Garves Brief ist das Geschwätz eines Kranken. Fast sollte man glauben, er hätte sich Mühe gegeben, die platteste und trivialste Seite des Gegenstandes herauszusuchen. Wohl den Horen, daß er nichts geschickt hat!

Es ist schade, daß Du mir nicht Goethes Elegien und Epistel im Manuscript mittheilen kannst. Er scheint sich recht eifrig für die Horen zu interessiren. Wenn Du und er nur fleißig seid, so ist mir für das Journal nicht bange.

Ich glaube, daß für mich noch manches über Schriftstellerei zu sagen übrig bleibt; aber von dem, was meinem Aufsatze die Würze geben sollte, finde ich soviel in Deinem letzten Briefe, daß ich jetzt — bis man diesen Brief ein wenig aus dem Gedächtniß hat — mit meiner Waare nicht auftreten mag. Für die Musik sammle ich jetzt an Materialien.

Der Professor Erhard, der sonst in Stuttgart angestellt war, hat mir Deinen Brief überbracht. Ich habe ihm Nachrichten und Vorschläge mitgetheilt, so gut ich konnte, und werde ihn noch mit einigen Personen bekanntzumachen suchen. Doch habe ich wenig Hoffnung für ihn. Was er lehren will, glaubte jeder zu können, und für den Unterricht im Schreiben giebt es hier Canzellisten wie Sand am Meere. Bei einer Schulanstalt dürfte er anfänglich mit einem sehr kleinen Gehalt vorlieb nehmen müssen.

Humboldt antwortet mir nicht, und fast fürchte ich zu aufrichtig gewesen zu sein. Aber wer heißt ihn auch

fragen? In diesem Falle habe ich zuviel Achtung vor ihm, um ihm etwas anderes, als meine Ueberzeugung zu antworten. Außer dem, was ich bemerkt habe, scheint noch eine gewisse Weichheit Humboldts Fehler zu sein. Das Zarte und Feine wird ihm immer besser gelingen, als das Große und Starke. Bei Fichte hingegen scheint Härte das Uebergewicht zu haben.

Wie findest Du denn Goethes Roman? Ist er frei von einer gewissen Mattigkeit und Kälte, die ich in manchen seiner neueren Producte bemerkt habe? — Von Wallenstein hört man gar nichts mehr, auch nichts von einem Gedichte.

K.

Beiliegende Anzeige laß doch in's Intelligenzblatt der Literaturzeitung einrücken, und schreib' mir, was es kostet. Zschiedrich kurzweiligen Andenkens — der übrigens bei Wieland viel Glück gemacht hat — will gern incognito ein Autor werden.

Jena, 5. December 1794.

Ich gebe Dir nur ein kleines Lebenszeichen, weil ich über Redacteursarbeiten kaum zu Athem kommen kann. Meine ästhetischen Briefe für das zweite Stücke der Horen haben mich sehr viel Anstrengung gekostet; und weil ich alles andere darüber vergaß, so wurde die Ankündigung der Horen dadurch verzögert, welche jetzt über Hals

und Kopf fertig gemacht werden muß. In acht Tagen wirst Du sie im Intelligenzblatt der Literaturzeitung lesen. Ich führe Dich auch, aber unter einem anderen Namen, den Du künftig in den Horen führen mußt, darin auf; denn es liegt daran, auch durch die große Anzahl der Mitarbeiter dem Publicum Respect einzuflößen. Die Zahl ist mit Dir sechsundzwanzig.

Humboldt ist über Deinen Brief sehr erfreut gewesen. Aber eine Reise, die er in dieser Zeit nach Erfurt hat machen müssen, hinderte ihn, Dir zu schreiben.

Nun bitte ich Dich recht inständig, laß die Arbeit für die Horen ja nicht liegen, und widerlege mir nicht die tröstliche Hoffnung, die ich hatte, daß die Horen eine Gelegenheit sein würden, Dich in eine zweckmäßige und belohnende Thätigkeit zu setzen.

Goethes Epistel ist längst abgegangen, daß ich Dir sie also nicht anders als gedruckt schicken kann. Von ihm findest Du in dem ersten Stück noch den Anfang einer Reihe von Erzählungen; aber dieser Anfang, der zur Einleitung dienen soll, hat meine Erwartung keineswegs befriedigt. Leider trifft dieses Unglück schon das erste Stück; aber es war nicht mehr zu ändern.

S.

Dresden, 12. December 1794.

Zuvörderst meinen Glückwunsch, daß das Schiff nunmehr vom Stapel gelassen ist. Ich bin sehr neugie-

rig auf die Aufnahme beim jetzigen Publicum. Der jetzige öffentliche und heimliche Krieg ist ein ungünstiger Zeitpunkt für alles, was nicht politisch ist. Man dürfte sich aber nicht abschrecken lassen, wenn auch in dem ersten Jahre der Absatz unter der Erwartung ausfiele.

Auf die Fortsetzung Deiner Briefe ist meine Erwartung äußerst gespannt. Ist es Dir irgend möglich, so schicke mir das Manuscript. Du erhältst es mit umgehender Post zurück.

Ich selbst bin zeither nicht müssig gewesen; und da ich jetzt ein Paar Wochen Ferien und keine Reste aufzuarbeiten habe, so hoffe ich wohl etwas fertig zu machen, wenn nicht irgend eine andere Störung dazwischenkommt. Aber soviel sehe ich wohl, daß ich mir ein anderes Fach wählen muß, wenn ich oft Beiträge liefern will. Du schriebst einmal von Biographien. Ich hätte fast Lust dazu. Das Aufsuchen der Materialien kostet mich weniger Zeit, glaube ich, als die philosophische Weberei nach der Weise der Penelope. Und für deutsche Geschichte besonders finde ich doch auf der hiesigen Bibliothek brauchbare Hilfsmittel. Nenne mir nur einige Männer, die Dir am passendsten für die Horen scheinen. Deutsche möchte ich gern, auch lieber Staatsmänner als Gelehrte, da der letzteren Schicksale selten interessant sind. Im mittleren Zeitalter besonders giebt es noch manch unerkanntes Verdienst. Auch glaube ich in der italienischen Geschichte noch viel unbebautes Land zu finden. Und hierzu fehlt es auch nicht an Quellen, besonders für die

Zeiten des Dante, Petrark ꝛc. Ich erwarte Deine Meinung darüber, und arbeite inzwischen für die Musik.

Neuerlich habe ich etwas gesehen, was mir sehr gut für die Horen zu passen scheint. Schlegel zeigte mir ein Fragment von seines Bruders (des Dichters) Arbeit über den Dante. In Bürgers Journal steht eine Ankündigung und Probe davon. Vorzügliche Stellen sind metrisch übersetzt, das übrige im Auszuge, mit einem historisch-philosophischen Commentar, der sich durch Geist und Kunstgefühl auszeichnet. In der Uebersetzung ist besonders der Ton des Ganzen sehr gut gelungen. Ich habe es auf mich genommen, Schlegel, der jetzt in Holland ist, durch seinen Bruder befragen zu lassen, ob er Dir das Manuscript geben will. Schreibe mir, ob Du ein Bedenken dabei hast.

Der ästhetische Aufsatz im neuesten Stück der Thalia enthält viel Gutes. Vermuthlich ist er aus Deinen Vorlesungen entstanden. Was Du von den Grenzen der menschlichen Fassungskraft sagst, scheint sehr fruchtbar zu sein, und verdient weiter untersucht zu werden.

K.

Jena, 19. December 1794.

Ich sende Dir hier eine Partie Avertissements. Suche sie zu zerstreuen, wo es am besten angelegt ist. Mache Geßler zu einem Deiner Commissionairs, da seine Verbindungen uns zu statten kommen können.

Es wird wohl nicht angehen, daß ich Dir die Fortsezzung meiner ästhetischen Briefe noch in Manuscript schicke. Ich werde erst in acht Tagen fertig, und in drei Wochen muß Cotta sie haben. Ich werde in dieser zweiten Lieferung Deinen Vorwurf, daß ich kantisire, leider noch mehr verdienen; aber das war nicht anders zu machen, sobald die letzten Gründe entwickelt werden sollten. Indeß hoffe ich doch eine größere Simplicität, als man bisher gewohnt gewesen ist, darin beobachtet zu haben.

Für Deine Bemühung um Schlegels Dante danke ich Dir sehr. Es ist ein sehr guter Beitrag für unsere Horen. Seines Bruders Aufsatz habe ich an Biester abgetreten, weil dieser Anerbietungen macht, die ich nicht machen kann; auch wäre kein Raum mehr in der Thalia dafür übrig.

Laß uns nun bald auch Früchte Deines Fleißes sehen. Ich wäre es gar wohl zufrieden, wenn Du Biographien bearbeiten wolltest, und Du würdest viel darin leisten; aber mir ahnet, daß Du dieses Vorhaben nicht ausführen wirst. Ich habe aus Erfahrung, daß die Vorarbeiten zu einer historischen Production äußerst abschreckend sind, und bei keiner Arbeit wird soviel Zeit weggeworfen. Bald würdest Du finden, daß Du etwas besseres treiben könntest, und die Leerheit nicht aushalten, die man durchwandern muß, um zu einem erträglichen Resultate zu gelangen. Interessanter fändest Du vielleicht eine Charakteristik von großen Genies, besonders dichterischen: hier steht alles in Beziehung auf etwas Großes und Wichtiges, das den

Geist immer angespannt erhält; und gerade dieser Punkt ist es, um den sich Deine Ideen am liebsten drehen. Auch etwas Allgemeines, wie z. B. über das poetische Genie, über die Unterschiede der Geister, über Erschaffen und Genießen u. s. f. wäre für Dich.

Meine Büste erhältst Du nun gewiß, und vielleicht ehe ein Monat vergangen ist. Abgegossen ist sie nun, wie mir Dannecker schreibt, und er hat nun bloß die letzte Hand daran zu thun. Meyer und Goethe sind äußerst wohl damit zufrieden.

Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem ersten Buch seines Romans mitgetheilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz Er selbst; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber ebenso wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich-feurigen Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, soweit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Product gegenwärtig war. Du wirst Dich sehr darüber freuen.

Noch muß ich Dich bitten, einige Avertissements an Funk zu schicken, dessen Adresse ich nicht weiß. Entschuldige mich bei ihm, daß ich ihn ungefragt unter die Mitarbeiter setzte. Ich glaubte zuverlässig auf ihn rechnen zu können. Dich habe ich weggelassen, weil ich Dir keinen falschen Namen geben wollte. S.

Dresden, 26. December 1794.

Der Ton der Ankündigung gefällt mir sehr wohl, und sie ist vielleicht eins der ersten Avertissements, die einen Kunstwerth haben. Geßler werde ich sie schicken, und er selbst wird sich sehr dafür interessiren; aber seine schlesischen Nachbarn werden schwerlich Geschmack daran finden, wenn nichts vom Dünger und Pflug darin steht. Ich hoffe ihn übrigens bald wieder hier zu sehen.

Unter den Mitarbeitern war mir nur Dr. Gros in Göttingen unbekannt, wenn es nicht der sogenannte Marquis v. Grosse, Verfasser des Genius ist. Daß Du Funk genannt hast, wundert mich. Sein Name als Schriftsteller ist noch gar nicht bekannt; und ihm war sonst daran gelegen, seine Autorschaft geheim zu halten. Indessen glaube ich wohl, daß seine literarische Eitelkeit wegen der Gesellschaft, unter welcher auftritt, seine Politik überwiegen wird.

Schlegels Dante hoffe ich Dir bald zu schicken. Der hiesige Schlegel hätte seinen Aufsatz lieber in der Thalia gehabt, als in der berliner Monatsschrift. Es war ihm nicht um das Honorar zu thun.

Du magst wohl recht haben, daß die Aufsuchung des historischen Stoffs nicht für mich taugt. Zudem sind so viele Lücken auf der hiesigen Bibliothek, daß man mitten im Sammeln oft nicht weiter kann. Eigentlich sollte man historische Sachen nur in Göttingen schreiben. Deine Vorschläge behagen mir sehr; und einen oder den

den anderen werde ich vielleicht bald ausführen. Aber zuerst will ich jetzt meinen bereits vorhandenen philosophischen Stoff verarbeiten, und dazu habe ich drei Aufsätze bestimmt: 1) Ueber die Grenzen des Zweifels. 2) Ueber das Unwillkürliche in den Begriffen. 3) Ueber den Gebrauch der Grundsätze in der Philosophie. Dies beschäftigt mich jetzt, und ich hoffe Dir bald etwas schicken zu können. Mit dem Stoff bin ich bald auf's Reine, und in der Form werde ich bloß nach möglichster Klarheit und Bestimmtheit streben, und alle Kunstwörter sorgfältig vermeiden.

Auf Deine Büste freuen wir uns sehr. Es war mir schon bange, daß Dannecker vielleicht Schwierigkeiten machen würde. — Es ist fatal, daß ich die Fortsetzung Deiner Briefe nicht im Manuscript lesen soll. Vielleicht kannst Du es noch möglich machen, wenn Du eher fertig wirst.

Den Coadjutor halte ich für einen gefährlichen Mitarbeiter. Er ist ziemlich productiv, aber neuerlich nicht immer mit dem besten Erfolg. Und gleichwohl wird man nichts von ihm abweisen können.

Ist Humboldt mit seinem Aufsatze über die Weiber noch nicht fertig, oder hat er sonst etwas geliefert?

K.

Jena, 29. December 1794.

Meinen Glückwunsch zum neuen Jahr, das Dich und die Deinigen hoffentlich vergnügt gefunden haben wird. Ich muß aber das neue Jahr gleich damit eröffnen, daß ich Dich als Redacteur presse, und in allem Ernst; denn Du kannst mich durch einen Aufsatz, den Du binnen jetzt und drei Wochen für die Horen giebst, aus einer wirklichen Verlegenheit reißen. Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publicum vormachen, wenig; und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Goethe und ich fast alles dafür liefern, und leider Goethe nicht die exquisitesten Sachen, und ich nicht die allgemein verständlichsten. Goethes Erzählungen und meine Briefe machen in den ersten Stücken die Masse aus, und jene sind nicht von dem Werthe, wie seine übrigen Arbeiten; diese kennst Du. Wir müssen also für eine größere Mannigfaltigkeit an guten Sachen, wenn sie auch gleich grade nicht zu den populären gehören, Rath schaffen; und darin erwarte ich Hilfe von Dir. Goethe will seine Elegien nicht gleich in den ersteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die anderen lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr, hilf mir, oder ich sinke!

Laß mich also auf den nächsten Posttag hören, daß ich in der anberaumten Zeit einen Aufsatz, welcher

es sei, von Dir zu erwarten habe. Giebst Du mir dieses Versprechen, so sende ich meine ästhetischen Briefe um eine Woche später an Cotta, um sie Dir noch im Manuscript mitzutheilen; übrigens bitte ich Dich, mich zugleich wissen zu lassen, wie bald ich auf Schlegels Aufsatz über Dante rechnen kann, der mir sehr willkommen sein wird. Kannst Du mir ihn gleich schicken, so kann ich meine Briefe um so eher noch einige Posttage zurückbehalten, und jenen Aufsatz vorangehen lassen.

Hier legt Dir Humboldt einen Brief von Biester bei, des anderen Schlegels Angelegenheiten betreffend. Sein Aufsatz hätte in meiner Thalia wirklich nicht wohl mehr Raum gehabt, weil Göschen mich bat, das letzte Stück kleiner zu machen. — Der Dr. Gros, von dem in dem Avertissement die Rede ist, ist der nämliche Marquis Gros, von dem ich Dir öfters schon geschrieben — einer der besten Köpfe und der reifsten Denker, die ich habe kennen lernen. Er studirt gegenwärtig die Jurisprudenz in Göttingen. — Vom Coadjutor ist vor der Hand nichts zu fürchten, weil er über Zerstreuungen nicht zu sich selbst kommen kann. In dem Verhältniß, worin ich mit ihm stehe, mußte ich ihm das Compliment machen.

Die Materien, worüber Du schreiben willst, erregen schon im Voraus mein Interesse. Besonders deuten die zwei ersten, über den Grund des Zweifels und über das Unwillkürliche in den Begriffen, auf eine feine Materie hin. Kannst Du einen von diesen Aufsätzen jetzt ausführen, so wird es mir um so lieber sein. Sonst würde

mir etwas über die Musik das Willkommenste sein. — In dem ersten Stücke findest Du noch einen Aufsatz vom Professor Meyer aus Weimar (Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst), den ich noch habe nachschicken müssen, weil das Manuscript nicht reichte. — Dieser Aufsatz, den ich in Rücksicht auf Sprache etwas umformen mußte, hat sehr viel Gehalt, und wird Dir Vergnügen machen. Es ist so selten, daß ein Mann wie Meyer das Glück hat, in Italien sich umzusehen, oder daß einer, der Italien besucht, Meyers Kunstverstand besitzt. Deswegen ist eine solche Arbeit kostbar, weil seltene Dinge zusammentreffen müssen, um sie möglich zu machen.

Humboldts Aufsätze über die Weiber (denn es werden deren mehr) sind kein unbedeutender Beitrag für die Horen. Er behandelt diesen Gegenstand wirklich mit einem großen Sinn; und ich bin überzeugt, daß noch nichts so Zusammenhängendes über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Seine Schreibart hat wenigstens etwas von ihrer Trockenheit und Steifheit verloren, obgleich ihm das alte Uebel noch immer im Wege steht. Ueber den Begriff des Geschlechts und der Zeugung, den er durch die ganze Natur und selbst durch das menschliche Gemüth und die geistigen Zeugungen des Genies durchführt, ist eine schöne und große Idee. Sobald er fertig ist, soll er ihn Dir schicken.

Was meine Arbeiten betrifft, so bin ich jetzt ungemein gut mit mir zufrieden. Mein System nähert sich jetzt einer Reife und einer innerer Consistenz, die ihm

Festigkeit und Dauer versichern. Alles hängt auf's Beste zusammen, und durch das Ganze herrscht eine Simplicität, die sich mir selbst bei der Ausführung durch eine größere Leichtigkeit bemerkbar macht. Alles dreht sich um den Begriff der Wechselwirkung zwischen dem Absoluten und dem Endlichen, um die Begriffe von Freiheit und von Zeit, von Thatkraft und Leiden. Doch ich will Dir nicht vorgreifen.

Lebe recht wohl. Meine Frau grüßt Dich und die Deinigen auf's Beste. Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund, und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist, trotz meines ewigen Krampfübels, selten so wohl im Geist und Herzen gewesen. — Uebrigens geht es mit meiner Gesundheit erträglich genug, daß ich, wenigstens an meiner Thätigkeit keinen großen Abbruch leide.

S.

1 7 9 5.

Dresden, 2. Januar 1795.

Nur ein Paar Zeilen, um Dir zu zeigen, daß es mir wenigstens nicht an gutem Willen fehlt, Dir aus der Verlegenheit zu helfen. Ich lasse die Metaphysik jetzt ruhen, weil ich einen von den drei Aufsätzen, von welchen ich Dir geschrieben habe, unmöglich in so kurzer Zeit liefern kann. Aber bei genauer Prüfung meiner Materialien für die Musik habe ich doch Stoff genug gefunden, um Dir jetzt einen Aufsatz: Ueber das Ideal des Charakters in der musikalischen Darstellung, liefern zu können. An diese Arbeit mache ich mich sogleich, und an meinem Fleiße soll es nicht liegen, wenn ich in drei Wochen nicht fertig werden sollte. Ich will mich alles weiten Ausholens möglichst zu enthalten suchen. Doch kenne ich mich selbst zu sehr aus Erfahrung, daß ich Dir rathe, noch nicht ganz gewiß auf mich zu rechnen. In acht Tagen glaube ich Dir eher mit Zuverläßigkeit sagen zu können, ob ich fertig werde.

Schlegel hat wegen des Aufsatzes über den Dante

an seinen Bruder geschrieben, und erwartet mit jedem Posttage Antwort. Inzwischen läßt er das Manuscript abschreiben, um Dir es sogleich schicken zu können, wenn die Antwort eingeht. — Ich freue mich über die Heiterkeit Deines Briefes. Ein solcher Beweis Deiner jetzigen Stimmung war mir ein schönes Geschenk zum Anfang des Jahres. In diesem Jahre, denke ich, soll's mit meiner Autorschaft rascher gehen.

K.

Jena, 5. Januar 1795.

Dein Brief, den ich so eben erhalten, hat mich herzlich gefreut, da Du eine muthige und fröhliche Stimmung darin zeigst, und mir Hoffnung machst, bald etwas von Dir zu erhalten. Um Dir wenigstens zu zeigen, wie gern ich Dir dafür dankbar sein möchte, sende ich Deiner Neugier einen Theil meiner Briefe. Ich sage, einen Theil: denn ich habe schon die drei folgenden Briefe fertig; aber da, wie Du finden wirst, diese Lieferung bei dem siebzehnten Briefe am allerschicklichsten schließt, so behalte ich das, was darüber fertig ist, zu dem dritten Stücke zurück. — Aus dem, was Du jetzt lesen wirst, kannst Du meinen ganzen Plan übersehen und prüfen. Ich leugne nicht, daß ich sehr davon befriedigt bin: denn eine solche Einheit, als diejenige ist, die dieses System zusammenhält, habe ich in meinem Kopfe noch nie hervorgebracht; und ich muß gestehen, daß ich meine Gründe für unüberwindlich halte. Laufe also recht ernst-

lich darauf Sturm, und suche, wo Du eine Blöße daran findest: jeder Deiner Eingriffe wird mir jetzt herrliche Dienste thun, und die Klarheit meiner Ideen erhöhen.

Die abstracte Darstellung, die gewiß für ein solches Thema noch viel Fleisch und Blut hat, mußt Du mir nachsehen — denn ich glaube, ich bin an der Grenze gestanden, und ohne die Bündigkeit der Beweise zu schwächen, hätte ich von der Strenge der Schreibart nicht wohl etwas nachlassen können. Fändest Du indessen ein Wort oder eine Wendung, die mit etwas Vulgärerem ausgetauscht werden könnte, so mache mich ja darauf aufmerksam. Ich will alles thun, was meine Menschheit erlaubt. Zwei, auch drei Tage magst Du das Manuscript behalten; alsdann aber sende es mir ja pünktlich zurück, weil der Drucker nicht länger warten würde.

Du wirst auch Humboldts ersten Aufsatz erhalten. Findest Du Zeit dazu — und Du darfst ihn einen Posttag länger zurückbehalten, als meine Briefe — so kritisire ihn etwas scharf: Du wirst ihm und auch den Horen dadurch sehr nützlich werden. — Die Weiber grüße herzlich von uns, und empfiehl mich Schlegel. Auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn seine Ideen, an denen er sehr reich ist, mehr Klarheit erhalten haben, und die Form über den Stoff erst Meisterin geworden ist, viel Vortreffliches.

S.

Goethe wird in einigen Tagen hier sein, und vielleicht drei Wochen bleiben. Es wird eine sehr angenehme Zeit für uns sein. Möchtest Du sie theilen!

Hier übersende ich Dir Humboldts Aufsatz. Sag' mir Dein Urtheil darüber ausführlich — Du kannst ihn einen Posttag — aber ja nicht länger — bei Dir behalten. Laß mich gelegentlich wissen, wieviel etwa der Schlegelsche Aufsatz über Dante Platz einnehmen mag.

Sei auch so gut und merke Dir den Tag genau, an welchem Du jeden meiner Briefe, die ich Dir von jetztan schreibe, erhältst. Ich möchte gern wissen, welcher Posttag am schnellsten expedirt. Meine ästhetischen Briefe habe ich gestern, als den 6. an Dich abgeschickt. Jena, den 7. Januar.

S.

Dresden, 11. Januar 1795.

Es ist ein sehr gutes Werk, daß Du mir noch Deine Briefe geschickt hast. Noch nie habe ich etwas Befriedigenderes über diesen Gegenstand gelesen. Die Form hat freilich das Anziehende nicht, was die ersten Briefe haben. Aber diesmal war der Ernst zu herrschend, um nicht einen Verlust an Schönheit im Vortrage zu verursachen. Mangel an Klarheit und Bestimmtheit ist es nicht, däucht mich, was man daran tadeln könnte; aber eine gewisse Hastigkeit, die aus Eifer für die Sache entsteht. Die anhaltende Beschäftigung mit abstracten Begriffen ermüdet gewöhnliche Leser. Käme es darauf an, beim ersten Lesen eine allgemeinere Wirkung zu thun, so dürftest Du nur öfter einen Ruhepunkt geben, und hier

und da ein Beispiel in concreto einschalten, um den Gedanken anschaulicher zu machen.

Der Inhalt selbst verdient eine sorgfältige Prüfung, auf die ich mich jetzt nicht einlassen kann, ohne mich zu sehr von meiner eigenen Arbeit, die sich ihrer Endschaft nähert, abzuziehen. Uebrigens wirst Du in diesem Aufsatze viel Uebereinstimmung mit Deinen Ideen finden, so daß ich also weniger, als irgend ein anderer, jetzt dawider einzuwenden haben kann. — Den höchsten Werth Deines Aufsatzes setze ich in das, was den Trieb nach Stoff und nach Form, den, welcher das Verschiedene von beiden in sich vereinigt, die lebendige Gestalt als Zweck der Kunst, und alle Folgerungen, die Du daraus herleitest, betrifft.*) — —

Schon zwei Bogen sind geschrieben. Mit Stoff und Plan bin ich ziemlich zu Stande. So gewiß, als man auf Dinge dieser Art rechnen kann, glaube ich Dir längstens in vierzehn Tagen den ganzen Aufsatz zu liefern. — Hier folgt der Anfang von Schlegels Dante. Den Rest des Manuscripts erhältst Du mit nächster Post. Der Verfasser überläßt es Dir mit Vergnügen.

K.

---

*) Hier folgen Ausstellungen gegen Einzelheiten hauptsächlich des elften der Briefe über Erziehung, die vermöge der letzten ihnen von Schiller ertheilten Fassung nicht mehr als erheblich betrachtet werden können.

Dresden, 16. Januar 1795.

Den Humboldtschen Aufsatz, welcher am siebenten von Jena abgegangen ist, habe ich erst den dreizehnten Vormittags erhalten. Die ästhetischen Briefe, die Du am sechsten geschickt hast, erhielt ich schon am achten oder neunten.

Der Stoff in Humboldts Arbeit scheint mir von vorzüglichem Gehalt zu sein. Geist und Feinheit ist nicht darin zu verkennen. Aber gegen den Vortrag ließe sich vielleicht einiges einwenden. — Es vereinigten sich freilich hier mancherlei Schwierigkeiten der Form. Zuviel Deutlichkeit verträgt der Gegenstand nicht. Und je vielumfassender der Gesichtspunkt war, desto weniger ließ sich der häufige Gebrauch allgemeiner Begriffe vermeiden. Das Abstracte, was in dem Aufsatze herrscht, ist für den bequemeren Leser ermüdend. Der schulgerechte Denker aber fordert vielleicht hier und da mehr Bestimmtheit, wo gleichwohl nach der Natur der Sache nur Winke gegeben werden konnten.

Für einen solchen Gegenstand würde eine dichterische Einkleidung sehr vortheilhaft sein, oder wenigstens irgend eine Form, wodurch zugleich das Persönliche des Verfassers zur Anschauung gebracht würde. Die Begeisterung muß den Weg zur Untersuchung bahnen. Ich finde den Ton, den ich meine, S. 10 u. f., S. 13 u. f., S. 31 am Ende u. f.; aber ich wünschte ihn mehr herrschend, und besonders im Anfange.

Ruhe und Einfachheit sind allerdings die schönste Manier, wenn man über einen Gegenstand vollständige Belehrung geben kann. Aber hier soll das Geheimniß der physischen und moralischen Natur nicht ganz enthüllt werden. Die Absicht ist bloß, auf gewisse Uebereinstimmungen aufmerksam zu machen, einen gewissen Zusammenhang ahnen zu lassen, und den Blick des Naturforschers zu erweitern. Es sind weder allgemeine Begriffe, noch Erfahrungen allein, wovon man ausgeht. Nur der feinste Duft der Erfahrungen ist zu brauchen, und diesem müssen die Begriffe der höchsten Abstraction in einer Art von Anschauung begegnen.

Sollte der Vortrag bloß didaktisch sein, so wäre es vielleicht besser gewesen, von den moralischen und ästhetischen Analogien des Geschlechtsunterschiedes auszugehen, und dann allmählig immer höher zu steigen — bis sich zuletzt die weiteste Aussicht über den Zusammenhang des Naturganzen eröffnet hätte.

Am Ausdruck und Periodenbau wüßte ich nichts zu tadeln. Letzterer könnte vielleicht durch mehr Contrast in der Länge und Kürze der Perioden gewinnen. An Wohlklang fehlt es ihm nicht.

So viel für heute. Ich eile wieder zur Musik, wo ich gute Fortschritte gemacht habe.

K.

Jena, 19. Januar 1795.

Soeben habe ich meine Briefe an Cotta abgesendet, und nicht, ohne Rücksicht auf Deine Bemerkungen genommen zu haben. Was Du von einer gewissen Hastigkeit des Fortschritts sagst, möchte wohl gegründet sein; aber diesem, sowie auch der allzugroßen Trockenheit des elften und zwölften Briefes, glaube ich größtentheils abgeholfen zu haben: besonders durch öftere Rückkehr zur Anschauung und Erfahrung. Wieviel Deutlichkeit der Aufsatz in seiner jetzigen Gestalt auch für nicht Kantsche Leser habe, davon machte ich gestern Abend eine sehr interessante Erfahrung. Ich las ihn Goethe und Meyer, die seit acht Tagen hier sind, vor, und beide wurden von Anfang an bis hinaus davon fortgerissen, und zwar in einem Grade, wie kaum ein Werk der Beredsamkeit vermag. Du kennst den kalten Meyer, der sonst sehr auf sein Fach begrenzt zu sein schien; aber hier folgte er dem Faden der Speculation mit einer Attention, einer Treue und einem Interesse, das mich ganz überraschte.

Auch der Mißdeutung von Sein und Erscheinen habe ich, wo es nöthig war, vollkommen abgeholfen; wiewohl dies schon in der Sache selbst hinlänglich bestimmt war. Denn wenn ich sage: der Mensch ist nur, insofern er sich verändert, so kann der strengste Kantsche Rigorist nichts dagegen haben, da der Mensch ja schon kein Noumenon mehr ist.

Dein Urtheil über Humboldts Aufsatz unterschreibe

ich ganz; nur glaube ich überhaupt in allen Deinen Urtheilen über dergleichen Arbeiten zuviel Rücksicht auf den bequemen Leser, oder doch eine zu gute Meinung von dem Geschmacke des jetzigen Publicums zu bemerken, als wohl erlaubt und gegründet sein möchte. Eins von beiden muß sein: entweder muß man einen vollendeten Geschmack haben, und ein solcher Geschmack verzeiht dem Gehalt schon einigen Mangel der Form; oder wer diesen nicht hat, der muß sich einige Anstrengungen gefallen lassen, weil die Form hier immer der Sache nachstehen muß. — Deinem Aufsatze über die Musik sehe ich mit großem Verlangen entgegen. Auch Goethe ist sehr begierig darauf. — Seinen Meister wirst Du jetzt wohl schon haben, denn er ist heraus.

Daß Du die Büste noch nicht hast, rührt davon her, daß der Abguß verunglückt ist. Sie ist aber schon wieder neu abgegossen, und Du wirst sie bald haben. Dannecker will sie Dir gern recht ausgearbeitet senden, und arbeitet noch lange an dem trockenen Abguß, ehe er ihn aus den Händen läßt. — In zehn Tagen werden die Horen hier, und in dreizehn Tagen bei Dir sein. Für Schlegels Aufsatz danke ich recht sehr. Es ist eine recht vortreffliche Acquisition für die Horen. Im dritten Stück lasse ich die erste Hälfte einrücken. — Mein Carl ist vor vier Tagen inoculirt, und ich bin voll unruhiger Erwartung. Die Epidemie ist aber äußerst mild, und er selbst ist im besten Befinden. S.

Jena, 25. Januar 1795.

Hier das erste Stück der Horen. Ich wünsche, daß Dir das Aeußere gefalle. Es sollte mehr solid als elegant sein; und diese Wirkung thut es auch, wie mir däucht. Dein Urtheil über die zwei letzten Aufsätze fürchte ich mehr, als daß ich mich darauf freue. Die Epistel wird Dir gefallen.

Auf Deinen Aufsatz glaube ich nun für das dritte Stück sicher rechnen zu können. Du hast, wenn es nöthig ist, noch volle vierzehn Tage Zeit dazu, vom Datum dieses Brief an gerechnet. Im dritten Stück werde ich frei sein, um alsdann im vierten vier bis fünf Bogen auf einmal, mit Goethes Elegien, zu geben. Goethe nennt dieses vierte Stück den Centaur, weil seine Elegien einen seltsamen Contrast mit meiner Philosophie machen werden. Zum Absatz der Horen läßt sich alles gut an. Ich erhalte eine Nachricht über die andere, daß in sehr kleinen Städten zwölf und mehrere Exemplare bestellt sind. Auch schreibt mir Cotta äußerst zufrieden, und schließt aus den bereits gemachten Bestellungen, daß der Absatz glänzend sein werde. So hätte ich mich in meinem Calcul doch nicht ganz verrechnet. — Mein Carl bekommt richtig die Blattern; heute am neunten Tage hat das Fieber sich gezeigt. Noch ist es sehr mäßig, und das bisherige Befinden läßt mich den gewünschten Ausgang hoffen.

S.

Dresden, 28. Januar 1795.

Hier ist das Versprochene. Ich bin sehr auf Dein Urtheil begierig. Im Stoffe wirst Du vielleicht weniger zu tadeln finden. Manches bedarf einer weiteren Ausführung, besonders was den Schluß betrifft. Diese behalte ich mir vor. Mit dem Vortrage bin ich in einigen Stellen nicht zufrieden — doch mag ich nicht länger daran künsteln. Im Ganzen scheint mir's doch, daß ich im Styl mehr Leichtigkeit gewinne. Materialien habe ich während dieser Arbeit gesammelt, die ich jetzt nicht brauchen konnte, aber vielleicht bald verarbeiten werde: z. B. einiges über den Tanz.

K.

Jena, 5. Februar 1795.

Nur ein Paar Worte für heute, um Dir zu sagen, daß Dein Aufsatz mir große Freude gemacht hat. Er enthält herrliche Ideen, die so fruchtbar als neu sind, und mich doppelt freuen, da sie dem, was ich über die Kunst überhaupt bei mir festgesetzt habe, so unerwartet begegnen.

Ich bin eben daran, Dir einige Ideen mitzutheilen, die dieser Aufsatz in mir rege machte, und zugleich einige Bedenken, die ich dagegen habe, vorzutragen. Sie betreffen den mittleren Theil des Aufsatzes, der mehrere Dunkelheit für mich und auch für Humboldt hat, und

denen vielleicht noch könnte abgeholfen werden. Zeit und Frist kann ich Dir geben, denn zu dem zweiten Stücke wäre es ohnehin zu spät; und wenn ich ihn erst in achtzehn Tagen von hier absende, kann ich ihn noch in das dritte bringen. Nächsten Posttag erhältst Du ihn mit meinen Bemerkungen.

Er ist sehr gut geschrieben, in einem so männlichen, ruhigen und gehaltenen Ton; nur, wie gesagt, fehlt es der Mitte an einiger Klarheit, deren Mangel nicht bloß am Ausdrucke, sondern auch an Auslassung nothwendiger Sätze liegen mag. Ich möchte gern, daß Dein erster Aufsatz in den Horen gleich den Meister ankündigte; und dieser Aufsatz hat alle Erfordernisse dazu, sobald Du ihn von jenen Dunkelheiten befreien willst. Es würde gar nichts schaden, wenn Du hier und da mehr in's Detail gehen und einige Anschauungen unterlegen könntest. Auch däucht mir und Humboldt, daß Du über gewisse allgemeine Begriffe leichter hinweggehen könntest: da doch weder der Ort noch die Gelegenheit erlaubt, soviel zur Deduction derselben zu sagen, daß sie dem weniger kundigen Leser genug einleuchten — doch davon in meinem Nächsten.

Mit meinem Carl ist es recht nach Wunsch gegangen. Er bekam ziemlich viel Blattern, aber mit wenig Fieber und ohne alle üble Zufälle; obgleich in der Fieberzeit ein Spitzzahn sich einstellte. Ich kam ungern an die Inoculation, besonders der Zahnperiode wegen; aber Stark ließ mir keine Ruhe, und nun danke ich ihm sehr

dafür. Schon seit acht Tagen ist der Kleine wieder voll Leben und Munterkeit, als wenn nichts begegnet wäre. Auch mit Humboldts Kind ist alles gut gegangen.

Noch etwas von den Horen. Herder giebt auch einen Beitrag zu dem dritten Stücke, und Engel hat schon einen geschickt, im Geschmack der Aufsätze, die im Philosophen für die Welt vorkommen. Beide werden nebst Schlegel und Goethe im dritten Stück Dir Gesellschaft leisten. Ich bleibe aus diesem Stücke weg. Inliegender Brief von Herder kann Schlegel gezeigt werden; laß ihn aber wieder zurückgehen, wenn Schlegel ihn gelesen hat. Cotta ist mit dem Absatze der Horen sehr zufrieden. Seit dem 25sten Januar schrieb er mir, daß bald tausend Exemplare bestellt seien. Ueber das erste Stück, das jetzt in Deinen Händen sein wird, hast Du mir noch nichts geschrieben.

S.

Dresden, 10. Februar 1795.

Wohl Dir, daß Dein Kleiner außer Gefahr ist! Ich hätte nicht den Muth gehabt, in der Zahnperiode zu inoculiren. Wir freuen uns alle herzlich, daß Du nun außer Sorgen bist. Deinem Lottchen sage recht viel Herzliches von uns. Auch Humboldt versichere unsere Theilnahme. Daß Dir mein Aufsatz gefällt, wird mir Lust machen, Dir bald wieder etwas zu schicken. Sehr gern will ich nachhelfen, wo Du mich auf Lücken und

Dunkelheiten aufmerksam machst. Ich gestehe, daß ich mich vor der Feile fürchtete, und Dir ihn daher gleich schickte, wie die letzte Zeile geschrieben war. Wenn ich ihn jetzt wieder zu sehen bekomme, werde ich vielleicht selbst noch manches zu ändern finden.

Die Horen habe ich erhalten, und finde den Eintritt in die Welt sehr anständig. In Goethes Epistel ist ein eigener Humor. Cotta möchte übrigens nicht zufrieden sein, wenn ihn die Subscribenten aus Furcht vor den Prügeln nicht bezahlten. Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter erkennt man wohl für ein Goethesches Product, und freut sich über einzelne Stellen; aber den Meister — den ich nun endlich seit ein Paar Tagen bekommen habe, darf man nicht danebenstellen. Der letzte Aufsatz hat eine gewisse Trockenheit, besonders im Anfange; aber er enthält sehr gute und fruchtbare Ideen. Es ist ein gewisser männlicher Ernst im Vortrage, der mich auf Fichte rathen läßt.

Wilhelm Meister hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es giebt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung. An Kraft können sich mehrere Stellen mit dem Werther messen; und welcher Reichthum von Charakteren, wie viel Anmuthiges und Gedachtes in diesem Werke, was man im Werther nicht findet. Auf Ostern erscheint wohl der zweite Theil?

Daß die Horen Glück machen würden, war zu er=

warten. Nun scheint bald die Sache in völligem Gange zu sein, und es wird an interessanten Beiträgen nicht fehlen. Von Engel hätte ich nicht sobald etwas erwartet. Herdern scheint mir eine Dosis Hölle mit den Kantschen Sünden wieder ausgesöhnt zu haben. Schlegel hat kürzlich aus Amsterdam geschrieben. Er bleibt dort, weil das Handelshaus, bei dem er Hofmeister ist — obgleich von der Oranischen Partei — nichts von den Franzosen fürchtet.

K.

Dresden, 16. Februar 1795.

Nach Deinem letzten Briefe vom fünften wolltest Du mir meinen Aufsatz nebst Deinen Bemerkungen mit nächster Post schicken. Heute am sechzehnten habe ich noch nichts, und was ich von dem schlimmen Wege, dem großen Wasser und den verlorengegangenen Briefen höre, fängt an mich besorgt zu machen. Wie, wenn unsere schönen Sachen zwischen hier und Jena in irgend einer Pfütze lägen?

Ich habe ein Lied aus Goethes Meister für zwei Zithern componirt; ein Instrument, das hier jetzt Mode ist, und sich sehr gut zum Gesange ausnimmt. Sei so gut es Goethe gelegentlich zu schicken, und danke ihm dabei recht herzlich in meinem Namen für dieses Product, das mir einen Genuß von seltener Art gegeben hat. Ich lege zwei Exemplare für das Clavier bei,

wovon eins für Deine Frau und eins ebenfalls für Goethe bestimmt ist.

Zugleich erhältst Du Herders Brief wieder. Schlegel glaubt, die günstige Aufnahme des Dante werde seinem Bruder um so mehr Freude machen, da die erste Probe in Bürgers Journal wenig Aufmerksamkeit erregt hat. — Nun muß bald wieder ein Stück Horen erscheinen. Ich warte darauf, wie, wenn das Geld fehlt, auf den ersten des Monats, da die Besoldung erhoben wird.

K.

Jena, 23. Februar 1795.

Vor dem Grabe in der Pfütze laß Dir nicht bange sein. Dein Werk liegt wohlbehalten bei mir im Hafen; und hätte ich mich an die Gefahren erinnert, denen Pakete an Dich dieser Tage ausgesetzt waren, so würde ich Dich durch ein Paar Zeilen darüber beruhigt haben. Ich fand bisher keinen freien Augenblick, Dir meine Ideen darüber mitzutheilen, weil ich grade bei einer schwierigen Materie in meinen Briefen gewesen, von der ich mich nicht gern trennen wollte, bis sie überwunden wäre. Da der Aufsatz doch unmöglich mehr in das dritte Stück hätte kommen können, und zu dem vierten noch Zeit ist, so ließ ich ihn um so eher ein Paar Tage warten. Gegenwärtig ist er in Herders Händen, und sobald ich ihn zurückhabe, erhältst Du ihn mit meinen Anmerkungen.

Deine Musik habe ich gestern an Goethe abgeschickt,

nebst Deinem Auftrag. Wir haben kein brauchbares Clavier, und auch keine geschickte Hand im Hause, sonst würde ich sie schon haben spielen hören. Meine Frau, die eine Mandoline hat, soll sie spielen lernen.

Laß uns ja darauf denken, wie wir diesen Sommer in pleno zusammenkommen wollen. Ich für mein Theil bin nirgends zu brauchen, als in meinem eigenen Hause; daher hoffe ich, daß Ihr Euch entschließen werdet, bis hierher zu kommen. Wir können Euch, Humboldt und ich, ganz gut logiren; denn ich logire von Ostern an bei Grießbach, in einem der besten Häuser der Stadt — und auch Humboldt kann, wenn es bei uns für Euch alle zu enge wäre, etwas abgeben. Du hättest hier auch noch Fichte, Goethe und Meyer. Die Frauen wollten wir wenigstens durch die schönen Gegenden schadlos zu halten suchen, wenn sie sich bei unseren gelehrten Gesprächen ennuyirten. Wir brächten in Weimar einige Tage bei Goethe und Herder vergnügt hin. Der erste hat allerlei Interessantes zu zeigen, und Ihr würdet ihn sehr thätig finden, Euch etwas Angenehmes zu erweisen. Kurz, überlegt es miteinander ernstlich.

Die neuen Horen werden nächsten Montag gewiß an Dich geschickt werden können. Zu dem dritten Stücke hat Herder einen Aufsatz geschickt, der in seiner Manier gar nicht ohne Interesse ist. Er handelt vom e i g e n e n S c h i c k s a l. Du kannst Dir wohl einbilden, daß von den unbestimmten Begriffen der Menschen über Glück und Unglück, Fatum u. dgl. darin die Rede ist.

Bitte doch Schlegel, daß er mir die noch fehlenden Blätter zum Dante, wovon Du einmal schriebst, bald schicken möchte. Seinem Bruder werde ich bald selbst schreiben, und ihn bitten, uns noch viele Beiträge zu schicken.

H. hat mir kürzlich geschrieben, und sich sehr angelegentlich nach Euch erkundigt. Er scheint ziemlich zufrieden mit seinem häuslichen Loos. Vor einiger Zeit fragte er bei mir an, ob er sich nicht in Jena niederlassen könne, weil es in der Schweiz für ihn zu theuer leben sei. Er hat sich aber diesen Einfall wieder ausreden lassen, und bleibt jetzt vor der Hand noch in Neufchatel. Er möchte gern Kant studiren, um — ihn in Frankreich bekannt zu machen. Einen Aufsatz von demselben über Theorie und Praxis (in der berliner Monatsschrift) hat er, wie er schreibt, wirklich übersetzt.

S.

---

2. März 1795.

Noch immer konnte ich nicht dazu kommen, Dir Deinen Aufsatz zu schicken. Diese Woche plagte mich das Zahnweh, das mich unthätig machte. — Hier Herders Urtheil über Deine Abhandlung: ein gnädiges Cabinetsschreiben von Seiner Herderschen Eminenz. — Goethe dankt Dir herzlich für Deine Theilnahme am Meister. Deine Musik, schreibt er, werde er nächstens auf dem Theater hören. S.

---

10. März.

Hier Hast Du ein Paar Worte über Deinen Aufsatz. Gern hätte ich mich weitläufiger eingelassen, aber es war unmöglich, ohne tief in's Detail zu gehen, welches mir in einer Materie von dieser fremden Natur nicht leicht gewesen wäre. Sieh' nun, ob Du unter meinen Bemerkungen etwas findest, was Du brauchen kannst. Vor allem empfehle ich Dir meine letzte Anmerkung, und dann auch dieses: daß Du von Seite dreißig bis vierzig mehr Klarheit und Anschaulichkeit in Deinen Vortrag bringen mögest.

Den Rest von Schlegel sende mir mit rückgehender Post, sonst kann ich ihn nicht mehr brauchen. Vergiß es ja nicht. Je früher Du mir Deinen Aufsatz zurückschicken kannst, desto mehr wirst Du mich begücken; denn das Manuscript zum vierten Horenstück muß in wenigen Wochen abgehen.

S.

Dresden, 15. März 1795.

Ich habe drei Briefe von Dir vor mir, wovon die beiden letzten mit dem zweiten Stücke der Horen und mit meinem Aufsatze angekommen sind. — Herders Aeußerung über meinen Aufsatz hast Du wahrscheinlicherweise beim Einpacken der Horen vergessen. Ich fand sie nicht. — Von Deinen und Humboldts Bemerkungen werde ich nach

Möglichkeit Gebrauch machen. Nur wird es mich einige Zeit kosten, wenn ich Eure Forderungen von Evidenz befriedigen soll.

Ich glaube wohl, daß sich manches Interessante über Musik sagen läßt, was nicht in diesem Aufsatze steht; aber vieles habe ich absichtlich nicht berührt. — Unter dem, was Du den Stoff der Musik nennst, kann ich mir nichts anderes denken, als Rhythmus, Melodie und Harmonie. Die Macht der Musik beruht meines Erachtens weder auf dem körperlichen (sinnlichen), noch auf dem geistigen (intellectuellen) Theile allein, sondern auf beiden zugleich; weil sie auf den Menschen, als ein sinnlich-vernünftiges Wesen wirkt. Diese Wirkung gründet sich aber auf physiologische und anthropologische Principien, über die ich zur Zeit noch sehr wenig zu sagen weiß.

Daß zum Stoffe der Musik eine ästhetische Form hinzukommen muß, bedarf wohl kaum eines Beweises. Sonst wäre sie ja gar nicht als Kunst anzusehen, und könnte nichts darstellen. — Die kunstmäßige Behandlung eines jeden Theils des musikalischen Stoffs (des Rhythmus, der Melodie und Harmonie) fordert eine ausführliche Theorie, die, wenn sie einigermaßen befriedigend sein sollte, für einen Journalaufsatz zu weitläufig und für die Horen zu trocken werden würde. Ich vermied also vorsätzlich, was zur Theorie der Darstellung gehört, und beschäftigte mich bloß mit dem darzustellenden Objecte. Was ich besonders einschärfen wollte,

war der Satz: daß nicht die Leidenschaft, sondern der Charakter das Object der musikalischen Darstellung sein müsse. Ich wünschte die gangbaren Begriffe über den Zweck der Tonkunst zu berichtigen. An Vorschriften über die Mittel schien es mir weniger zu fehlen.

Es käme also darauf an, ob ich ausgeführt hätte, daß es der Musik vortheilhaft und möglich sei, den Charakter zum Objecte zu wählen?

Der Schluß, den Du zu kurz findest, sollte bloß Winke enthalten, aus denen die Möglichkeit der Charakterdarstellung nach den vorher angegebenen Forderungen sich abnehmen ließe. Vorschriften über die Charakterdarstellung würden mich viel zuweit führen, wenn ich nichts Seichtes liefern wollte.

Von Schlegels Bruder ist nicht möglich jetzt etwas zu bekommen. Er ist in Amsterdam geblieben, und seine Familie hat jetzt gar keine Nachrichten von ihm; wie denn überhaupt jetzt fast alle Communication mit diesen Gegenden abgeschnitten ist. Der Bruder hat nicht mehr, als er Dir schon geschickt hat. — Vom ersten Stück der Horen habe ich, wie vom zweiten, nur ein Exemplar erhalten.

Fichtes Grundlage der Wissenschaftslehre enthält viel Vortreffliches, wie ich schon beim ersten Lesen gefunden habe. Ich wünsche mir nur Zeit, dieses Buch zu studiren.

K.

Jena, 20. März 1795.

Schon seit mehreren Wochen habe ich kein Lebenszeichen von Dir erhalten, welches mich beinahe unruhig macht; besonders da ich Dich bat, mir den Rest von Schlegel baldmöglichst zu sneden. Jetzt ist es damit zu spät, und er muß entweder ganz wegbleiben, oder, wenn es der Mühe werth ist, in dem fünften Stücke nachgeliefert werden.

Bitte doch Deinen Schlegel, seinem Bruder zu schreiben, daß er uns alle seine Arbeiten zukommen lassen möge. Ich kann ihm fünf Louisd'or für den Bogen geben, die er nicht überall erhält. Auch um Gedichte lasse ich ihn bitten. — Deinen Aufsatz hoffe ich in Kurzem wiederzuerhalten, daß ich ihn zum Druck absenden kann. Bei mir liegt eine Abschrift davon, die ich nothwendig muß abgehen lassen, wenn ich Dein Original nicht binnen sechzehn Tagen zurückerhalte.

Das zweite Stück ist nun in Deinen Händen. Wie bist Du damit zufrieden? — Ich weiß eine neue Arbeit für Dich, wovon ich Dir das nächstemal schreiben will. Eben geht die Post.

S.

Jena, 5. April 1795.

Du hast ziemlich lange nicht von Dir hören lassen, und auch von mir lange nichts mehr gehört. Mich beschäftigt

schon seit drei Wochen ein historischer Aufsatz für die Horen aus der niederländischen Geschichte, davon die erste Lieferung jetzt fertig ist. Dieser raubte mir alle Zeit zu anderen vernünftigen Sachen; aber die Mannigfaltigkeit, die in den Horen herrschen soll, erforderte einmal eine solche Arbeit; Deinen Aufsatz erwarte ich nun mit jedem Posttag; ich bin ungeduldig Deine Autorschaft in den Horen eröffnet zu sehen.

Hier das dritte Stück, wo Du Herder und Engel kannst paradiren sehen. Ein Exemplar dieses Stücks ist für Schlegel. Voß hat sich selbst zum Mitarbeiter angetragen, und einige Gedichte, mit Musik von Reichardt, geschickt. — Vom Coadjutor ist ein unendlich elender Aufsatz eingelaufen, den ich recht verlegen bin wieder los zu sein.

Vorgestern kam mein Bild von Dorchen an, welches uns allen eine herzliche Freude gemacht hat. Sage Dorchen recht viel Schönes von mir; meine Frau will selbst schreiben. Goethe und Meyer, welche eben hier sind, haben sich auch recht darüber gefreut. — Du schreibst nicht, ob Du meine Büste erhalten hast. Eigentlich solltest Du sie längst haben, und ich will nicht hoffen, daß ein Unglück damit begegnet ist.

Ueber Dein Hierherkommen wünschte ich mehr Tröstliches zu hören, als Dein letzter Brief enthält. — Ich habe in dieser Zeit eine förmliche Vocation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbessernden Gehalt. Ich habe sie aber, weil ich

keine bestimmte Pflichten übernehmen kann, ausgeschlagen. Aber auch ohne dieses würde ich Jena und meine hiesige freie Existenz mit keinem anderen Ort in der Welt vertauschen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Gesundheit mir die Schriftstellerei untersagte. Dies ist mir bewilligt worden, und nun habe ich meine Existenz auf gewisse Weise assecurirt. Meine tausend Thaler aus Dänemark für das vergangene Jahr habe ich noch immer nicht erhalten, obgleich mir der Prinz erst kürzlich geschrieben hat.

Hier spricht man sehr decidirt, daß zwischen Preußen, Hannover, Cassel und den Franzosen der Friede geschlossen sei. Mit Hannover nämlich bloß als deutscher Reichsstand. Die Nachricht ist von einer sonst guten Quelle. Möchte sie wahr sein, so wäre bald eine Nachfolge vom ganzen Deutschland zu hoffen.

S.

Jena, 10. April 1795.

Es freut mich, daß die Büste glücklich angekommen ist, und Dir gefällt. Du wirst den Professor Dannecker recht erfreuen, wenn Du ihm einige Worte darüber schreibst.

Deinem Aufsatz sehe ich mit Verlangen entgegen. Uebereilen darfst Du Dich aber nicht; denn glücklicherweise habe ich das Manuscript für den Anfang des

Stücks in Händen; wenn ich also Deinen Aufsatz nur vor dem 21sten April habe, so ist es noch Zeit damit.

Das Stück, worin er erscheint, wird sehr reichhaltig. Es wird acht verschiedene Aufsätze enthalten. — Kant hat mir einen recht freundschaftlichen Brief geschrieben; bittet aber in Ansehung der Horen um Aufschub. Ueber meine ästhetischen Briefe, die er sehr rühmt, will er mir mehr schreiben, wenn er sie erst studirt hat. Mich freut indessen nur, daß wir den Alten doch in unserer Societät haben.

Goethe ist schon seit vierzehn Tagen hier, und erscheint jeden Abend pünktlich, wo dann allerlei durchgesprochen wird. Er ist jetzt mit einem Trauerspiele im alt-griechischen Geschmack beschäftigt: der Inhalt ist die Befreiung des Prometheus. — Der zweite Theil des Meisters erscheint gewiß auf der Messe. — Hast Du ein Gedicht von Wieland: Die Wasserkufe, in einem der letzten Stücke des Mercur gelesen? Es ist recht artig.

Was denkst Du zu einer Charakteristik des Goetheschen Genies aus allen seinen Schriften? Wäre dies nicht eine interessante Arbeit für Dich? Denn jetzt mußt Du doch ernstlich auf einen neuen Aufsatz denken. — In drei Tagen beziehe ich ein neues Logis, worauf ich mich sehr freue, weil ich dort eine viel angenehmere Existenz haben werde.

S.

Dresden, 27. April 1795.

Endlich kann ich Dir meinen Aufsatz in seiner neuen Gestalt schicken. Er hat mich weit mehr Zeit gekostet, als ich mir vorstellte, und gleichwohl bin ich noch immer nicht damit zufrieden. Der Fehler liegt im ersten Zuschnitte, und das Ganze hat daher etwas Unbefriedigendes. Ich habe bei dieser Gelegenheit Erfahrungen gemacht, die mir in der Folge nützlich sein sollen. Ein Stoff von zu großem Umfange paßt überhaupt nicht für einen Journalaufsatz. Um viel zu umfassen, geräth man in's Allgemeine und dadurch in's Abstracte und Trockene. Will man nicht von Erfahrungen, sondern von allgemeinen Principien ausgehen, so muß man sich entweder an irgend ein metaphysisches System anschließen, oder ein eigenes Lehrgebäude von Grund aus aufführen.

Ueber meine nächste Arbeit bin ich noch nicht bestimmt. Eine Charakteristik Goethes, die Du mir vorschlägst, könnte freilich etwas sehr Interessantes werden. Aber noch habe ich keine rechte Lust dazu. Ihm bloß zu huldigen, wäre armselig, und von dem Richterstuhl der Kritik auf ihn herabzusehen, fast zu anmaßend. Auch würde ich nicht verborgen bleiben können; und dies könnte mich gegen ihn in Verlegenheit setzen.

Es freut mich, daß Du auch einmal wieder etwas Historisches lieferst. Auch kleine Erzählungen im Geschmack des Geistersehers würden sehr für die Horen passen. — Daß Du den Tübinger Ruf ausgeschlagen

hast, ist sehr vernünftig. Der Mensch lebt nicht vom Gelde allein, und wenn Du noch so viel in Tübingen einzunehmen hättest, würdest Du Dich doch dort einsam fühlen. Vom Herzog ist es recht brav, daß er Dich für die Zukunft sicherstellt.

Von unserer Zusammenkunft im Sommer kann ich Dir noch keine bessere Nachricht geben. Die zwei Vacanzen im Collegio werden allem Ansehen nach erst gegen den Herbst wieder besetzt sein, und ich kann daher in diesem Jahre nicht wieder Urlaub nehmen, da ich ihn im vorigen genommen habe. Wäre es Dir nicht vielleicht möglich, in der Michaelismesse nach Leipzig zu kommen? Um diese Zeit könnte ich vierzehn Tage von hier abwesend sein.

Auf Goethes Befreiung des Prometheus bin ich äußerst begierig. Die Nachricht war mir desto überraschender, da es mir nicht schien, als ob er jetzt noch ein solches Werk unternehmen würde. — Herders „eigenes Schicksal" hat meine Erwartung nicht befriedigt. Der Ton hat etwas Sauertöpfisches, Anmaßendes und Predigendes; auch die ganze Form eine gewisse Steifheit, die man an seinen Arbeiten nicht gewohnt ist. Einzelne gute Ideen findet man wohl.

Engel, däucht mich, hat zuviel Pracht der Einkleidung an einen unbedeutenden Stoff verschwendet. Diction und Periodenbau haben eine gewisse Eleganz, die in vorigen Zeiten mehr als jetzt geschätzt wurde. Jetzt möchte man auch einen Kern, der für eine solche Schale

paßte. — Der letzte Aufsatz im dritten Stück — vermuthlich von Humboldt — enthält viel Schönes. — Besonders habe ich sehr feine und geistvolle Bemerkungen in der Charakteristik der Göttinnen gefunden.

Schlegel wird Dir gern mehr Arbeiten schicken. Wenn Du an ihn schreiben willst, so schicke mir den Brief, damit ihn sein Bruder weiter befördern kann. Den ersten Aufsatz für die Mitarbeiter wird er auch noch nicht haben; und daher könntest Du ihm wenigstens von der Bedingung Nachricht geben, wie lange er seine Aufsätze nicht besonders herausgeben darf.

Matthisson habe ich kürzlich hier kennen gelernt. Er ist für die Gesellschaft recht angenehm, natürlich und ohne Anmaßung. Auch weiß er manche unterhaltende Anekdote. Aber etwas, das sich durch Geist auszeichnete, habe ich nicht von ihm gehört. Seine Briefe habe ich noch nicht gesehen. — Ist es denn wahr, daß Fichte von Jena weggeht? Hier erzählt man, er hätte sich wegen der Orden bei den Studenten sehr verhaßt gemacht. Es wäre ein großer Verlust für Jena, und er würde auf einer andern Universität seine literarische Existenz gewiß nicht verbessern.

Durch den Frieden bekommen wir wieder einen Mitarbeiter an Funk. Nur fürchte ich, daß er der Geschichte untreu wird. Deine ästhetischen Briefe haben ihn, wie er schreibt, gewaltig für Philosophie begeistert, und er hat sich sogleich von Thielemann alles geben lassen, was dieser von Kantschen, Fichteschen und Rein-

holdschen Schriften mit in seiner Feldequipage gehabt hat. Kant müßte es doch Spaß machen, wenn er wüßte, daß er auch am Rhein unter den Husaren verehrt und studirt würde. Und zwar von zwei Officieren, die sich in ihrem Fache sehr auszeichnen.

K.

Jena, 1. Mai 1795.

Mit Ungeduld habe ich schon drei Posttage auf Nachricht von Dir gewartet, und kann mir das Ausbleiben nicht erklären. Auch kann ich Dir Deines Aufsatzes wegen keine längere Frist geben, und muß solchen schlechterdings Montag als den 4. Mai von hier absenden. — Ich befand mich seit einigen Wochen gar nicht recht wohl, weil ein heftiger Katarrh mir stark zusetzte. Jetzt fange ich wieder an mich zu erholen, und mich in meiner neuen schönen Wohnung der angenehmen Jahreszeit zu erfreuen. Auch meine Frau war nicht gesund; nur der Kleine hat sich wohlbefunden. — Goethe ist noch immer hier, und wir bringen viele vergnügte Stunden miteinander zu. Wärst Du doch auch in unserem Kreise! — Cotta, der vor einigen Tagen hier durchkam, hat von den Horen große Hoffnungen. Er ist nicht weit von achtzehnhundert Exemplaren und äußerst zufrieden.

Mache nur, daß Du fleißig Antheil an dem Journal nehmen kannst. Du erhältst für den Bogen sechs Louisd'or, und der enge Druck wird im nächsten Jahre aufhören.

Die Fortsetzung meiner Briefe folgt im sechsten Stück, nebst Goethes Elegien. Fichte wird diesen Sommer nicht hier sein. Er hat sich in die akademische Ordensgeschichte gemischt, worüber die Studenten so ergrimmt worden sind, daß sie ihm alles Herzeleid anthaten. Nun hat er den übeln Weg ergriffen, sich zurückzuziehen und dem wilden Gesindel das Feld zu räumen.

Humboldt reist diesen Sommer auf drei Monate nach Berlin. Wie bist Du mit seinem Aufsatz über männliche und weibliche Form zufrieden?

S.

Jena, 4. Mai 1795.

Zu meiner großen Freude erhielt ich gestern Deinen Aufsatz, und heute sende ich ihn ab. Kaum habe ich ihn flüchtig durchlaufen können, weil ich ihn zur Fürsorge noch einmal copiren lassen muß. Wenn ich ihn abgedruckt lese, will ich Dir darüber mein Urtheil sagen.

Was Du über Arbeiten dieser Art überhaupt schreibst, finde ich nur allzugegründet. Man ist in die Nothwendigkeit gesetzt, bei jeder einzelnen Ausführung in dieser Gattung erst eine Elementarphilosophie vorauszuschicken, weil man sich auf nichts allgemein Geltendes berufen kann; und diese Generalia machen alsdann die Sache für ein Journal viel zu trocken. Aber eben darauf gründe ich meinen schriftstellerischen Plan für die Horen. — Absichtlich sende ich in meinen Briefen meine Elementar-

philosophie voraus, um nachher bei einzelnen Ausführungen darauf zurückweisen zu können. Auf diese Art hoffe ich in der Folge mehrere Jahre keinen wichtigen Satz aus den zwei und drei ersten Lieferungen unerörtert zu lassen; denn habe ich nur erst das Allgemeine vorangehen lassen, so nehme ich einzelne Materien vor, auf welche ich dann jene Hauptsätze anwende.

Schlegel werde ich nächstens schreiben. Du wirst dieser Tage sechzehn Carolin für ihn von Cotta erhalten, oder erhalten haben; die Anweisung habe ich schon gegeben. Ich bezahle ihm für jeden Bogen fünf Louisd'or. — Funks Zurückkunft freut mich sehr. Auch mißfällt mir sein Abfall von der Geschichte nicht; er hat doch zu wenig historische Kenntnisse im Ganzen, um es in der Geschichte zu etwas Vorzüglichem bringen zu können. Philosophische Beschäftigungen haben so viele gelehrte Zurüstungen nicht nöthig, machen den Geist gesunder, und geben unendlich mehr Genuß.

Ich wünschte nun herzlich, Dich mit einer neuen Arbeit für die Horen beschäftigt zu sehen. Ist Dir noch nichts eingefallen? Denke doch nach, und schreib' es mir. Eine kritische Darstellung irgend eines merkwürdigen Dichters oder dergl. wäre offenbar ein Thema für Dich; nur weiß ich noch nicht, welchen Mann ich Dir in Vorschlag bringen soll. Deine Gründe, warum Du Goethe nicht erwählen magst, kann ich nicht mißbilligen.

Matthissons Briefe sind ein herzlich mittelmäßiges Product. Du mußt ihn in einer Deiner toleranten Stun-

den gesprochen haben; denn sonst zweifle ich, daß Du hättest Geschmack an ihm finden können. — Hier ein Brief von H., den ich heute erhalten habe. Vielleicht erfährst Du doch gern, wie es jetzt in ihm und bei ihm aussieht. Schicke mir aber den Brief zurück, und dann vergiß nicht mir zu schreiben, ob das Geld für Schlegel ausbezahlt worden.

S.

Dresden, 8. Mai 1795.

Es ist mir lieb, daß mein Aufsatz noch zur rechten Zeit angekommen ist. Mich verlangt sehr Dein Urtheil zu hören. Wenn Goethe noch bei Dir ist, so schreibe mir doch auch, was er davon sagt. Die Belagerung von Antwerpen ist ein schöner Stoff, den Du, wie mich däucht, in einer sehr guten Manier behandelt hast. Ueberhaupt sind Belagerungen auch für den Nichtmilitair interessanter als Schlachten. Der Kampf von Kraft gegen Kraft und die Ueberwindung der Hindernisse läßt sich anschaulicher machen. Solche historische Aufsätze werden gewiß jedem Leser der Horen willkommen sein.

Aber was meint denn Goethe eigentlich mit seinen Unterhaltungen? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessirte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es noch immer

decrescendo geht? — Von allen Seiten höre ich Klagen über diese Aufsätze, und wenn ich mich ihrer annehme, so werde ich der Parteilichkeit beschuldigt. Funk und Thielemann besonders machen mir Vorwürfe darüber; von letzterem erhielt ich vor ein Paar Tagen einen Brief, wo er über Deine ästhetischen Briefe mit der größten Begeisterung schreibt. — Humboldts Aufsatz hat wieder recht feine Bemerkungen, aber das Ganze macht keine befriedigende Wirkung.

Ich habe jetzt noch einigen Stoff zu einer Vertheidigung der Harmonie gegen Rousseau, den ich für's erste bearbeiten will. Dann möchte es wohl an die Philosophie gehen, wo ich aber freilich erst säen muß, ehe ich für die Horen ernten kann. In der Folge hätte ich Lust zu einer Charakteristik alter und neuer Philosophen. Sobald ich mit Kant und Fichte auf's Reine bin, geht's an den Plato.

K.

Dresden, 22. Mai 1795.

Mit großem Genusse habe ich den zweiten Theil vom Wilhelm Meister gelesen. Welcher Reichthum von Charakteren und Situationen, und wie lebendig die Darstellung, wie viel Gehalt in einzelnen Bemerkungen, die nur als Nebensache eingestreut sind! und welcher anmuthige Ton, welch' ein lachendes Colorit in dem Ganzen! Warum versucht Goethe nicht einmal seine ganze

Kraft in einem Lustspiele? Wir sind noch so arm an dieser Gattung.

Mir ist ein Stoff bei dem zweiten Theile des Meisters eingefallen, den ich mir für die Horen zu bearbeiten getraue — eine Charakteristik von Shakespeares Lustspielen; denn über die Trauerspiele ist viel vorhanden, aber den Lustspielen läßt man nicht Gerechtigkeit widerfahren. Was meinst Du dazu?

Wer ist denn der Dichter, den Herder in der Terpsichore übersetzt hat? Er hat viel Originalität und sehr glückliche Ideen.

K.

Jena, 2. Juni 1795.

Seit vierzehn Tagen habe ich mich wieder in großer Noth befunden. Die Fortsetzung meiner Briefe für die Horen drängte mich, und das üble Wetter wollte mir gar keine Ruhe gönnen. — Jetzt geht es mit beiden besser. Der größte Theil meines Geschäfts ist gethan, und ich fange auch an, mich leidlicher zu befinden. Auch meine Frau hat sich diese Zeit her an den Masern, die aber doch nicht ordentlich ausbrachen, krank befunden, und ist noch nicht ganz wohl. Humboldt sah ich deswegen schon seit zwölf Tagen nicht, weil die Masern eine Sperre zwischen uns machten. Der Kleine ist noch allein ganz gesund. Sonst erwarte heute nicht viel Tröstliches von mir. Ich wollte Dir bloß schreiben, daß ich noch lebe, und warum Du

nichts von mir hörtest. — Herder hat mir die Terpsichore auch geschickt, und mich sehr damit überrascht. Ich lege Dir einen Brief von ihm bei, worin er eine Idee von mir, daß Du ihn recensiren möchtest, sehr lebhaft ergreift. Mir wäre es doch lieb, wenn ein Verhältniß zwischen Euch käme. Die Terpsichore verdient gewiß eine Beurtheilung besserer Art. Schreib' mir doch bald, ob Du Dich zu dieser Sache geneigt fühlst.

Deine Ergießungen über Meister habe ich Goethe, der wieder hier ist, vorgelesen, und ihm Freude damit gemacht. Auf die Komödie will er aber nicht entriren; denn er meint, daß wir kein gesellschaftliches Leben hätten.

Er hat bei der Revision seines Manuscripts für die Fortsetzung des Wilhelm Meister eine interessante Materie über den Unterschied zwischen Roman und Drama unter die Feder bekommen, worin mir die Hauptidee sehr gefällt. Der Roman, sagt er, fordert Gesinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und That. — Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Mensch muß dem Zufall eine Form zu geben suchen. Im Drama muß das Schicksal herrschen, und dem Menschen widerstreben u. s. f. Die Ausführung dieser Ideen, wovon er mit mir ausführlicher gesprochen, giebt ihnen sehr viel Wahres. — Die Louise von Voß ist vortrefflich und hat mir ungemein viel Freude gemacht.

Hast Du Wolfs Prolegomena zum Homer gelesen, worin die Einheit der Homerischen Werke mit den stärksten Gründen bestritten sein soll?

Dein Aufsatz in den Horen ist schon abgedruckt in meinen Händen. In einigen Tagen bringt mir die fahrende Post die zu verschickenden Exemplare.

S.

Jena, 12. Juni 1795.

Mein letztes Paket wirst Du erhalten haben. Ich sehe Deiner Antwort, die Terpsichore betreffend, mit Verlangen entgegen, und wünsche sehr, daß Du die Arbeit übernehmen möchtest. Auch für die Horen wäre ein solcher Aufsatz vortrefflich zu gebrauchen, und ich werde mich kaum entschließen können, ihn der Literaturzeitung zu überlassen. Es ist überhaupt hohe Zeit, daß Du wieder etwas für die Horen übernimmst. Du mußt schlechterdings jährlich zehn Bogen daran schreiben und dreihundert Thaler verdienen.

Beiliegenden Brief sei so gut auf das Schleunigste an Schlegel in Amsterdam zu befördern. Er betrifft meine Einladung an ihn zum Musenalmanach, wozu jetzt die höchste Zeit ist. Laß mich wissen, ob vielleicht sein Bruder einen Aufsatz fertig oder unter der Feder hat, der für die Horen brauchbar wäre. — Auch bitte ich Dich, mir zu schreiben, wo Funk sich jetzt erfragen läßt, und wann er etwa zurückkommt. Schreibst Du ihm, so grüße ihn recht freundlich von mir und muntere ihn auf, etwas für die Horen zu arbeiten.

S.

Dresden, 15. Juni 1795.

Fast habe ich gefürchtet, daß die schnelle Abwechselung des Wetters auf Deine Gesundheit einen schädlichen Einfluß haben würde. Jetzt wirst Du Gelegenheit haben, Dich wieder zu erholen, und Dein Weibchen ebenfalls. Es ist ein großes Glück für Euch, daß der Kleine sich so brav hält. Jetzt wird er Dir schon manchmal Vergnügen machen. Auch hier sind die Masern herumgegangen, aber meine Kinder noch freigeblieben.

Daß Herder mich zum Recensenten der Terpsichore wünscht, und seine Aeußerungen über meinen Aufsatz finde ich recht hübsch, und sein Urtheil kann mir nicht gleichgültig sein. An Lust zu dieser Recension fehlt es mir nicht; aber nur jetzt gleich kann ich nicht dazu kommen. Ich bin noch nie im Collegio so mit Arbeit überhäuft gewesen. Die zwei vacanten Stellen sind noch nicht besetzt. Zwei andere auf dem gelehrten latere in dem Senate, zu dem ich gehöre, sind krank geworden, und ein dritter in eben diesem Senate ist in's Bad gereist. Also war ich und noch einer eine Woche lang die einzigen Referenten, bis uns der andere Senat einen borgte.

Goethes Ideen über Schauspiel und Roman sind interessant, und ich bin auf ihre ausführliche Entwickelung begierig. Der Zufall, wenn ich ihn recht verstehe, ist bloß ein Mannigfaltiges von Begebenheiten, das sich aus keiner gemeinschaftlichen Ursache erklären läßt;

im Schicksal hingegen ist Einheit und gleichsam Persönlichkeit.

Der Schluß Deiner Belagerung von Antwerpen ist sehr anziehend, und es ist verdrießlich, daß Du schon fertig bist. Der Stoff verliert dadurch, daß die Belagerung am Ende gelingt. Eine Festung sieht man immer als den hilflosen und unterdrückten Theil an. Dem Belagerer wird der Sieg nicht so hoch angerechnet, als den Belagerten der gelungene Widerstand. Der Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters ist von einem guten Kopfe, der seine historische Belesenheit gut zu gebrauchen weiß. Ich kenne Woltmann nicht genug, ob er so etwas leisten kann. Der Styl hat noch etwas Jugendliches, hier und da eine gewisse Koketterie. Manchmal wäre ich auch bald auf Humboldt gefallen. In dem, was der Verfasser über das Lustspiel sagt, bin ich nicht ganz seiner Meinung.

Auch würde ich den geringen Einfluß der schwäbischen Dichter in Deutschland mehr den Unruhen des darauf folgenden sogenannten interregni als dem Mangel an Zusammenhang unter den deutschen Provinzen zuschreiben. In dem Aufsatz über literarischen Sansculotte sind gute Bemerkungen und ein anständiger Ton. — Das Spiel ist hier fast zu ernsthaft behandelt. An geistvollen Ideen fehlt es nicht; aber die Form hat eine abschreckende Trockenheit. — So etwas wie die Kunstschulen ist mir noch nicht von D. vorgekommen: es ist der völlige Styl der Zehngebote. Wer hat den glück-

lichen Einfall gehabt, seinen Namen am Ende anzubringen? Hier war er äußerst nöthig.

Vossens erstes Gedicht gefällt mir besser, als das zweite. Im letzteren herrscht zuviel übler Humor. Beide haben gewisse Härten im Versbau, die mich bei Voß wundern. Schlegel hat Dir die Fortsetzung des Dante geschickt, wie er schreibt. Es scheint, daß er an den Horen thätigen Antheil nehmen wird.

In diesen Tagen wird Dich der Regierungsassessor von Senft aufsuchen; ein junger Mann, der sich durch Kopf, Kenntnisse und Charakter auszeichnet, und oft in unserem Hause ist. Sein Aeußeres hat eine Schüchternheit, die Dich nicht abschrecken darf. Er kann Dir viel von uns erzählen.

K.

Dresden, 21. Juni 1795.

Mir ist's natürlicherweise viel lieber, wenn ich einen Aufsatz für die Horen über die Terpsichore liefern kann. Du weißt, daß ich das Recensiren überhaupt nicht liebe. Hier würde mich's ohnehin in Verlegenheit setzen, wenn ich hier und da etwas erinnern wollte, da Herder nun einmal weiß, daß ich der Verfasser der Recension bin. Statt dessen getraue ich mir unter dem Titel: Ueber lyrische Dichtkunst, in einem Nachtrag zu Herders Terpsichore, vielleicht manches Brauchbare zu sagen. Herders Bemerkungen sind geistvoll, aber nach seiner Gewohnheit

hier und da nicht bestimmt genug. Es fehlt mir nicht an Materialien über Stoff und Form der lyrischen Poesie. Ich werde mich an Herders Ideen anschließen, und die Gedichte als Beispiele brauchen. Die Arbeit interessirt mich, und soll es meine erste sein; vielleicht kann ich mir in der Actenarbeit etwas Luft machen.

Der Brief an Schlegel ist besorgt. Sein Bruder findet sich durch Deine Anfrage sehr geschmeichelt. Wirklich getraue ich mir zu behaupten, daß Du seine Arbeiten recht gut wirst brauchen können. Brauchbare Materialien hat er in ziemlicher Menge, und sein Vortrag bessert sich immer mehr; auch nimmt er jede Warnung darüber mit Dank an — und wo ich etwas bemerke, das sich abändern läßt, so werde ich es ihm offenherzig sagen, weil er es ausdrücklich von mir verlangt hat. Junge Männer von dieser Art werden immer sehr taugliche Mitarbeiter für die Horen sein; Autoren, die sich schon eine gewisse Celebrität erworben, haben größtentheils schon ihre angewiesenen Beschäftigungen, und auf häufige Beiträge von ihnen wird man nicht rechnen können. Daß Schulz noch nichts geliefert hat, wundert mich indessen. Er scheint ziemlich geschwind zu arbeiten, und könnte viel Lesbares liefern. Besonders sind seine Reisebemerkungen zum Theil sehr interessant.

Wichtige Producte der Dichtkunst sollten, däucht mich, in den Horen ausführlich erwähnt werden. Dies gäbe einen interessanten Artikel, und hätte den Nutzen, daß manches vorzügliche Werk unter dem Schwall des unbedeutenden

Geschreibsels nicht übersehen würde. Solche Aufsätze könnten sich immer durch Inhalt und Gestalt von den Recensionen der Literaturzeitung gar sehr unterscheiden.

S.

Jena, 4. Juli 1795.

Nur zwei Worte, um diese Sendung der Horen zu begleiten. Ich habe heute eine schreckliche Expedition von Briefen.

Goethe ist in Carlsbad und Humboldt auf drei Monate nach Berlin. Ich bin also ziemlich verlassen hier. Dafür will ich desto fleißiger sein. Ich lebe jetzt ganz cavalierement; denn ich mache — Gedichte für meinen Musenalmanach. Närrisch genug komme ich mir damit vor.

Dein Aufsatz macht überall viel Sensation, und wer von dem fünften Stück der Horen spricht, der erwähnt ihn zuerst. Du kannst also mit Deinem Debut in den Horen wohl zufrieden sein. — Ein Aufsatz von Dir über lyrische Poesie soll mich sehr freuen. Die Materie ist sehr für Dich. Laß ihn nur ja nicht liegen.

Vor einiger Zeit las ich im deutschen Mercur einen Aufsatz von Deinem Schlegel über die Grenzen des Schönen. Welche Verworrenheit des Begriffs und welche Härte der Darstellung herrschte darin! So etwas mußt Du ihm nicht schenken, wenn Du ihm die Wahrheit sagen darfst. Er hat Kenntnisse, und denkt über seinen Gegenstand. Aber er bringt es nicht bis zur

Klarheit, und eben deswegen auch nicht zur Leichtigkeit in der Diction. Ich fürchte doch, er hat zum Schriftsteller kein Talent.

Ist Langbein nicht in Dresden, und könntest Du mir nicht etwa einige Kleinigkeiten für meinen Almanach von ihm verschaffen?

S.

Dresden, 16. Juli 1795.

Ich habe meinen Brief ein Paar Posttage aufgeschoben, um Dir etwas über Deinen Antheil am sechsten Stücke der Horen schreiben zu können. Aber jetzt, da ich vor den Acten ein wenig Ruhe habe, zerstreut mich Geßlers Hiersein, der sich nur ein Paar Wochen bei uns aufhalten wird. Für einen Brief habe ich fast zuviel Stoff über Deine ästhetischen Aufsätze, und ich hätte fast Lust, ihn unter einzelnen Rubriken für die Horen künftig zu bearbeiten. Die neuesten Briefe haben für mich sehr viel Befriedigendes. Die Resultate scheinen mir äußerst wichtig zu sein; nur die Art der Deduction will mir nicht ganz gefallen. Doch darüber künftig mehr.

Goethes Elegien haben mir vielen Genuß gegeben. Einige waren mir ganz neu, andere erkannte ich wieder, die er uns vorgesagt hatte. Auch glaube ich wenigstens eine von ihm gehört zu haben, die ich hier nicht fand.

Für Deinen Musenalmanach habe ich geworben, wie die Beilage besagt. Schreibe mir doch, was ich auf

Langbeins Fragen antworten soll. Sehr neugierig bin ich auf Deine neuern Gedichte. Könntest Du mir nicht einige wenigstens im Manuscript schicken? — Die gute Aufnahme meines Aufsatzes vermehrt meine Lust zur Schriftstellerei. Nur Zeit, und Du sollst Manuscript genug von mir bekommen. Ich habe jetzt Stoff zu drei bis vier Aufsätzen, ehe ich wieder zu den Grenzen des Zweifels zurückzukehren brauche. — Schlegels Aufsatz im Mercur hat mir auch am wenigsten von seinen neueren Arbeiten gefallen. In der berliner Monatsschrift sind bessere Sachen von ihm. Zuletzt hat er etwas über Diotima geschickt, was viel Gutes enthält. Laß ihn nur reif werden; jetzt überwältigt ihn der Stoff, da ihm die Form noch nicht geläufig ist. Ich hoffe, daß Du mit ihm zufrieden werden sollst. — Du hast mir die Verfasser vom fünften Stück noch nicht geschrieben. Was erscheint denn im siebenten? — Ehe ich zur Terpsichore komme, muß ich noch etwas über den Tanz liefern, wozu ich am meisten Vorrath habe.

K.

Jena, 20. Juli 1795.

Um nicht wieder zu vergessen, Dir die Verfasser des fünften Stücks der Horen zu nennen, will ich gleich damit anfangen: 1) Ueber den Nationalcharakter der Franzosen, von Woltmann. 2) Ueber das Spiel in der engsten Bedeutung, von M. Weißhuhn, der vor acht Wo-

chen hier gestorben ist. 3) Der rhodische Genius, von Alexander von Humboldt. 4) Literarische Sansculottismen von Goethe. 5) Gedichte von Voß.

Im siebenten Stücke erscheint die Fortsetzung von Schlegels Dante, ein Aufsatz von Dr. Erhardt aus Nürnberg über die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung (zugleich Kritik der Platonischen Republik), einige Briefe von F. Jacobi, philosophische Gegenstände betreffend, auch einige Gedichte von Voß, Pfeffel und Woltmann. Dieses Stück wird in zwölf Tagen in Deinen Händen sein. Es that mir leid, daß Du über meine Briefe im sechsten Stücke nicht ausführlicher sein konntest. Wenn Dich diese Veranlassung aber zu einem neuen Aufsatze für die Horen bringt, so will ich sehr damit zufrieden sein. Dein Aufsatz im fünften Stücke interessirt jedermann, und die Horen befinden sich sehr gut dabei.

Könntest Du mehrere kleine Aufsätze von sechs bis zehn Blatt ausarbeiten, so würde dies für uns um so zweckmäßiger sein. Auch Du selbst würdest Dich leichter dazu gestimmt finden, und im Athem bleiben. Ueber die Tanzkunst, über Terpsichore u. dgl. scheinen sich sehr gut zu solchen kleinen Ganzen zu qualificiren. Wenn Du übrigens machen kannst, daß ich für jedes der drei letzten Stücke dieses Jahres (deren Gehalt für den Vortheil des Journals besonders viel entscheiden wird, weil man sich in dieser Zeit zur Subscription entschließt) etwas erhalte, so würdest Du mir damit große Freude machen.

Langbein kannst Du versichern, daß mir sein Anerbieten große Freude macht. Von den ersten Tagen des August an wird der Druck des Almanachs angefangen, den die neue Hofbuchhandlung in Neu-Strelitz verlegt, und Unger in Berlin druckt. Wenn nun also Herr Langbein etwa in zwölf Tagen etwas schickt für die ersten Bogen, und ungefähr gegen den 14. August wieder etwas für die letzten Bogen, so ist es gut. Nach dem 14. August möchte es aber zu spät sein, denn der Almanach soll mit den ersten Tagen Septembers abgedruckt sein.

Von Goethes Elegien sind die derbsten weggelassen worden, um die Decenz nicht zu sehr zu beleidigen. —

Mein Beitrag zum Almanach wird sich schwerlich über drei Gedichte erstrecken; denn die acht Wochen, die ich dazu bestimmte, sind bald vorüber, und ich bin noch am dritten Gedicht. Seit vierzehn Tagen haben meine Krämpfe mich so geplagt, daß ich fast gar keine Feder ansetzen konnte.

S.

Jena, 3. August 1795.

Dein Stillschweigen läßt mich vermuthen, daß Du sehr fleißig bist, und mich nächster Tage mit einem großen Paket Manuscript überraschen wirst. Es soll eine herzliche Aufnahme finden.

Bald kann ich Dir einen Echantillon meiner neuen Poesien vorlegen. Leider hinderte mich meine mehr als

je unterbrochene Gesundheit, die gute Stimmung, in der ich wirklich öfters zum Poetisiren war, gehörig zu benutzen.

Indeß ist doch etwas geschehen, was mir für's Künftige Vertrauen giebt. Ich habe mich zwar, da meine Zeit für diese Arbeit zu strenge bestimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, sondern bin am Ufer der Philosophie herumgefahren; doch ist dadurch wenigstens der Uebergang zu einer freiern Erfindung gemacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach bleibe ich den Rest dieses Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter im poetischen Felde.

S.

Jena, 17. August 1795.

Dein langes Stillschweigen schon seit einem Monate fängt an, mich zu beunruhigen, da ich es mir aus keiner natürlichen Ursache zu erklären weiß. Zwei Briefe von mir an Dich sind noch unbeantwortet, ich erwarte schon seit vierzehn Tagen Langbeins Gedichte, und hoffte auch von Dir selbst Manuscript zu erhalten; von allem nichts, und ich muß nun beinahe fürchten, daß Du krank seiest. Schreibe, oder laß in dem letzten Falle mir doch gleich schreiben, was Du machst. Sobald ich Nachricht von Dir habe, kann ich Dir auch etwas zu lesen schicken.

Ich selbst habe mich diesen Sommer nie recht wohl befunden, und ob ich gleich Lust und Kräfte zum Arbeiten hatte, so erlaubten mir doch meine Krämpfe kaum, das

Haus zu verlassen. Zum Glück wohne ich jetzt angenehm und frei, und kann also das Ausgehen eher missen.

Goethe ist seit acht Tagen wieder zurück, und dies bringt wieder einige Veränderung in meine Einsamkeit. — Lebewohl für heute; mit Ungeduld warte ich auf ein Lebenszeichen von Dir, und werde alsdann auch mehr zu schreiben haben.

Mein Musenalmanach ist, was das Manuscript betrifft, in wenig Tagen ganz fertig; und ich denke, daß er unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll. Von Goethe allein sind über hundertundfunfzig zusammengehörende Epigramme darin, von Herder auch über zwanzig Stücke, und von mir etwa funfzehn kleine und große Gedichte. Die Goetheschen Epigramme kann ich Dir vorher noch senden, sowie meine eigenen Gedichte, weil von beiden Abschriften genommen werden. Auch in dem neunten Stücke der Horen erscheinen zwei größere Gedichte von mir; Du kannst daraus auf meine poetische Fruchtbarkeit in diesen letzten sieben Wochen den Schluß machen.

S.

Dresden, 18. August 1795.

Wenn ich Dir gleich noch nichts schicken kann, so bin ich doch auch für die Horen nicht müßig gewesen. Der Stoff zu einem Aufsatze über lyrische Dichtkunst hat sich beträchtlich gemehrt, und ich hoffe zum neun-

ten Stücke damit fertig zu werden. — Von Langbein habe ich noch nichts erhalten, ob ich gleich Deine Antwort sogleich an ihn habe gelangen lassen. — Auf Deine neuesten Gedichte bin ich äußerst begierig. Laß mich ja bald eine Probe sehen. Es ist recht schade, daß Du nicht ungestört arbeiten kannst.

Deine letzten ästhetischen Briefe werden mir beim mehrmaligen Lesen immer lieber. Einzelne Stellen hatten mich auch beim ersten Lesen ergriffen. Aber das Ganze will studirt sein, wenn ihm Gerechtigkeit widerfahren soll. — Die Herausgeber der Literaturzeitung scheinen zu meinem Recensenteneifer ein ziemliches Zutrauen zu haben. Diesmal haben sie mir doch einige hübsche Sachen geschickt. Indessen mag's bei der ganzen Anstalt nicht recht ordentlich zugehen. So stand auf meiner Liste: Matthissons Briefe, und ich hatte mich schon darüber gemacht, als ich eine Recension in einem Blatte der Literaturzeitung fand, das vor dem Briefe an mich muß redigirt gewesen sein. Vergebens möchte ich nun nicht gern eine Recension machen. Was mich mit dieser Arbeit aussöhnt, ist, daß sie Gelegenheit giebt, einzelne Ideen, die in einen größeren Aufsatz nicht passen, in's Publicum zu bringen. Zugleich will ich sie benutzen, um mir mehr Leichtigkeit anzugewöhnen.

K.

Jena, 27. August 1795.

Hier einstweilen die eine Hälfte meiner Gedichte; Du kannst sie bei Dir liegen lassen, bis Du auch den Rest erhalten. Die Krämpfe quälen mich heute wieder so anhaltend, daß ich Dir nicht mehr schreiben kann. An Langbein werde ich Montag schreiben. Auf Deinen Beitrag bin ich sehr begierig. Schreib' mir, ob ich ihn zwischen vierzehn Tagen wohl erhalten kann.

S.

Hier das achte Stück der Horen. Gern hätte ich Dir den Rest meiner Gedichte mitgeschickt; aber mein Abschreiber hat für den Almanach und das neunte Horenstück alle Hände voll zu thun. Etwas will ich aber doch wo möglich noch beilegen.

Die Macht des Gesanges hat Reichardt componirt; aber an dem Tanz, den ich sehr gern componirt gewünscht hätte, verzagte er. Er meint, daß derselbe nur im Großen und mit ganzer Partitur könne ausgeführt werden. Wie wär's, wenn Du Dich daran versuchen wolltest? Nicht für den Almanach, aber zum Genuß unter Freunden. Jetzt erwarten Dich noch, die Kleinigkeiten nicht gerechnet, zwei Hauptgedichte von mir, wovon das Eine besonders mein poetisches Hauptwerk ist, das ich je gemacht. Die nächste Post wird Dir sie

bringen. Auch erscheint es im neunten Stücke der Horen, weil es mir für den Almanach zu ernsthaft und zu bedeutend war. Du glaubtest neulich, daß wir verlegen wären, Herrn Voß mit seinem Almanach die Spitze zu bieten. Aber ich hoffe, Du sollst eine andere Idee von unserem Almanach bekommen, wenn Du ihn erst ganz in Händen hast. Im zweiten Bande von Voßens Gedichten ist auch nicht Eins, das von Bedeutung wäre, und ich darf hoffen, daß die eine Hälfte unseres Almanachs vortrefflich, und die andere wenigstens gut ist.

Lebe wohl. Ich habe heute eine fürchterliche Briefexpedition.

S.

Dresden, 2. September 1795.

Wie mach' ich Dir's nur begreiflich, welche Freude mir Deine Gedichte gemacht haben? So lange habe ich diesen Genuß entbehren müssen! Und gleichwohl haben Deine Werke dieser Art für mich einen eigenthümlichen Reiz, den ich sonst nirgends finde. Es ist mir immer, als ob ich hier nur zu Hause wäre. Mag immer das Subjective dabei zum Grunde liegen.

Mein Liebling ist: Natur und Schule. Gedanke, Vortrag, Anordnung — alles giebt mir den höchsten Grad von Befriedigung. Der Versbau hat eine Pracht und einen Wohlklang, dergleichen ich noch nie in einer Elegie gefunden habe. Nur selten ist Goethe etwas

Aehnliches gelungen. — Die Ideale haben treffliche Stellen, nur den Schluß wünschte ich kräftiger. — Von der Macht des Gesanges ist die letzte Strophe köstlich. Im Ganzen vermisse ich Einheit. Das Bild in der dritten Strophe hat etwas Störendes. Im Anfange erkannte ich die Stelle wieder, die Du in den Künstlern voransetzen wolltest. Das verschleierte Bild zu Heliopolis hat treffliche Darstellung; aber der Stoff hat für mich etwas Dunkles und Unbefriedigendes. — Pegasus ist ein angenehmes Product. Nur würde ich es anders schließen: etwa mit dem Hungertode des Pegasus — die Erscheinung Apolls am Ende will mir nicht recht gefallen.

Von den kleinern Gedichten sind der spielende Knabe und das Kind in der Wiege mir die liebsten, nächst der Antike an den Wanderer. — Ungeduldig erwarte ich die zweite Lieferung.

Ich zweifle, daß es mir möglich sein wird, Dir schon in vierzehn Tagen Manuscript zu schicken. An Lust zu dieser Arbeit fehlt es mir gewiß nicht, aber es stehen noch gewaltige Actenberge in der Stube, die ich erst wegräumen muß.

Minna und Dorchen danken Dir herzlich für den Genuß, den Du ihnen gegeben hast. Was besonders auf sie wirkte, war: die Ideale, die Macht des Gesanges, das Kind in der Wiege, das Unwandelbare, die Antike.

K.

Jena, 8. September 1795.

Es freut mich sehr, daß Du mit der ersten Lieferung meiner Gedichte so zufrieden bist. Der Vorzug, den Du unter den gesandten Natur und Schule giebst, stimmt ganz mit meinem eigenen Urtheile überein. — Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen; denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern: des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert; denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Erwartungen, und mit diesem Gefühl wollte ich meinen Leser entlassen.

Darüber wundere ich mich, wie Dich die dritte Strophe aus der Macht des Gesanges stört, die gewiß die beste darin ist, und die eigenthümliche Macht der großen Dichtkunst treu ausdrückt. Ihr Ton ist derselbe der vier ersten Strophen, wo alles auf das Furchtbare hinausläuft. Eher könnte man die letzte Strophe für die vorhergegangenen vier andern zu schmelzend finden. Die Einheit des Liedes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich-wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her.

Pegasus wird da geschlossen werden, wo Apoll ihn besteigt. Apoll ist darin eine unentbehrliche Figur, und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber das ist eine gegründete Kritik, daß die Moral des Stückes in dem Munde Apolls wegbleiben sollte. — Das heutige Gedicht begleite ich nicht gern mit einem anderen. Es muß Dich allein beschäftigen, und es wird es auch, wie

ich vermuthe. — Den Tanz hast Du doch erhalten? — Auf den Freitag sende ich den letzten Transport an Dich ab, worin etwas vorkommt, was mir ein freundliches Gesicht von den Frauen verdienen wird. Sag' ihnen recht viel Grüße, und daß ihr Interesse an den Poesien mich sehr freut.

S.

Dresden, 9. September 1795.

Hier hast Du eine Composition des Tanzes. Anfänglich verzweifelte ich an der Möglichkeit. Indeß nutzte ich die ersten Momente, da die Wirkung des Gedichts noch durch nichts gestört war, und ließ mich nachher nicht durch Schwierigkeiten abschrecken. Sorg' nur, daß beim Vortrage das Tempo allmählig langsamer wird, doch so, daß der letzte langsamste Satz immer noch Bewegung genug behält. Dieser darf durchaus nicht schleppend werden. Durch ein volles Orchester würden freilich manche Stellen gewinnen. Was ich am meisten wünschte, wären Posaunen im letzten Satze für die langsamen Stellen des Basses. Auch vorher könnte man durch andere Blaseinstrumente die Wirkung verstärken, etwa durch Clarinetten oder Bassethörner bei der Stelle: Es ist des Wohllauts — zähmt — durch Fagott bei den Worten: Ewig zerstört — entgegen ihm stimmt — durch Flöten mit Bratschen bei: Kleinen drängend — Gewühl.

Wirklich hat mir diese Arbeit einiges Zutrauen zu

mir gegeben. Wenigstens kenne ich unter meinen musikalischen Producten keins, das mir lieber wäre. — Bei einigen Tactarten machte der Pentameter eine eigene Schwierigkeit. Man ist gewohnt, die Glieder des musikalischen Ganzen, besonders bei Tanzmusik von gleicher Länge zu haben. Da giebt es nun immer Lücken gegen die Melodie des Hexameters, die man bald durch Dehnungen, bald durch Einschiebsel ausfüllen muß. Unter den neueren Gedichten hat mich außer dem Tanz das an einen Weltverbesserer am meisten erfreut. Auch die Ilias ist mir lieb, und Herders Apollo. Ueberhaupt wird der Almanach stattlich erscheinen. Bei der ersten Zeile des Tanzes scheint mir der Daktyl: sie durch ein, etwas hart. Sieh, wie sie, mochte ich auch nicht scandiren, weil es einen Uebelklang macht. Bei verwirrt durcheinander ist der Daktyl nicht auffallend, weil die Sylbe wirrt eine entschiedene Länge hat, auch nicht so weich ist, als: sei. Heute hoffe ich auf die großen Gedichte, auf die ich schon zwei Posttage vergebens gewartet habe. — Lebe wohl. Herzliche Grüße von Minna und Dorchen. Sie freuen sich mit mir über den schönen Erfolg Deiner dichterischen Arbeiten. Sorge nur für Deine Gesundheit.

K.

Jena, 11. September 1795.

Hier wieder eine Handvoll Poesien. Ich bin neugierig zu hören, wie die Würde der Frauen gefällt. Die nächste Post bringt Dir den Rest.

Aller Wahrscheinlichkeit nach kommt der Almanach nicht mehr zu Stande, und zwar durch die Schuld des Verlegers. Schon vor sechs Wochen habe ich den ersten Transport des Manuscripts abgegeben, und noch in diesem Augenblick ist nicht einmal das Papier dazu bestellt, auch noch keine Abrede mit dem Buchdrucker genommen. Diese unerhörte Nachläßigkeit ist um so befremdender, da mich der Verleger schon längst für die Redaction aus freien Stücken bezahlt hat. Aber ich gebe ihm diese Woche sein Geld zurück und cassire den Almanach, dessen größter Theil mir für die Horen höchst willkommen ist. Der Verleger ist neu, und wollte noch dazu mit dem Almanach in der Welt debütiren. Wahrscheinlich hat er kein Geld; denn er bezahlte hier, wo er gegen tausend Gulden schuldig ist, außer mir niemand, und antwortet auf keinen Brief. — Nächstes Jahr wird Cotta den Almanach desto besser executiren.

S.

Dresden, 14. September 1795.

Du hast wohlgethan, mir das Reich der Schatten allein zu schicken. Es hat auf ein Paar Tage lang mich

fast ausschließend beschäftigt. In dieser Gattung — der philosophischen Ode — halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philosophischen Objects scheint mir der Geist dieser Dichtungsart zu sein. Was hier unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden Subjects im Moment der höchsten Begeisterung. Durch Uebergewicht des Objectiven nähert sich diese Gattung dem Lehrgedichte; aber dies ist hier weit weniger der Fall, als bei den Künstlern. Pracht der Phantasie, der Sprache, des Versbaues ist nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters. Er dichtet für sich selbst — das Publicum behorcht ihn nur.

Um aber ein Werk dieser Art zu genießen, muß man den philosophischen Stoff selbst schon durchdacht haben; denn Belehrung darf man nicht erst vom Dichter erwarten, sonst geht die schönste Wirkung verloren. Dies schränkt das Publicum eines solchen Gedichts auf eine kleinere Zahl ein. In dem gegenwärtigen Falle vermindert sich diese Zahl dadurch noch mehr, daß der Stoff ein eigenes und neues System ist, das Du in den ästhetischen Briefen entwickelt hast. Ueber diesen Stoff habe ich Dir nun sehr viel zu sagen, und ich hoffte in meine Ideen jetzt gleich so viel Ordnung zu bringen, daß ich es schon in diesem Briefe thun könnte. Aber es fordert mehr Zeit, wie ich finde. In Deinem System verkenne ich gewiß den Geist nicht, und ahne neue und

wichtige Aufschlüsse über die interessantesten Gegenstände; aber ich vermisse noch hier und da Bestimmtheit und Evidenz. Um Dir hiervon Rechenschaft zu geben, muß ich schlechterdings zuerst die Hauptsätze Deines Systems in einer Reihe, wie sie in der Schlußkette aufeinanderfolgen, aufstellen, und Dir dann bemerklich machen, wo ich mehr Deutlichkeit und Bestimmung — Ausfüllung einer Lücke — bündigern Beweis wünschte. Der Anfang zu diesem Geschäft ist gemacht; aber ich finde, daß es nicht so leicht ist. — Die Würde der Frauen kann ihre Wirkung nicht verfehlen. Du würdest Dich gefreut haben, wie sie auch bei den Meinigen wirkte. Auch die Versarten sind glücklich gewählt, besonders wenn man bei der Declamation die Wortfüße heraushebt. Diese contrastiren sehr angenehm gegen das Metrum. Sie sind dem Inhalt angemessen, während das Metrum gleichsam das Gegengewicht ihrer Wirkung macht. Die ruhigen Trochäen mildern den Ernst — und die hüpfenden Daktylen geben der Ruhe eine sanfte Bewegung. — Auch in Deiner Freude machen die Trochäen oft eine ähnliche Wirkung. — Auch die übrigen Gedichte waren mir sehr lieb, besonders die deutsche Treue und der Egoist.

Es wäre doch schade, wenn der Almanach nicht herauskäme, ob Du gleich das meiste für die Horen wirst brauchen können. Aber neben dem vielen Guten hätte auch manches weniger Bedeutende im Almanach passiren können, und es wäre doch der Mühe werth, einmal zu zeigen, wie ein deutscher Musenalmanach eigentlich sein sollte

Warum hast Du Dich nur mit einem solchen Lump von Verleger eingelassen? Wäre es nicht noch Zeit, das Manuscript einem anderen zu geben? Ist denn mit Bertuch nichts zu machen?

K.

Jena, 18. September 1795.

Für Deine Musik tausend Dank. Sie ist überaus angenehm, und stimmt trefflich zu den Gedanken. Den eigentlichen Genuß davon werde ich aber erst dann haben, wenn ich jemanden finde, der sehr gut singt. Bald kommt Goethe hierher, und da will ich ihn damit tractiren. — Der Almanach kommt nun doch zu Stande. Der Verleger hat sich völlig gerechtfertigt. Ihm ist ein infamer Betrug gespielt worden.

Morgen erwarte ich mit sehr vieler Begierde Dein Urtheil von den Schatten und der Würde der Frauen. Mein neuestes Gedicht, bald so groß als jene beiden zusammen, bringt Dir die nächste Post.

Schreibe mir, ob ich Dir Dein Honorar für den Aufsatz in den Horen senden soll. Eigentlich wird nur von einer Jubilatemesse zur anderen bezahlt; aber da ich zufällig eine Summe für Cotta eincassire, so kann ich Dir's senden. Es beträgt siebenundvierzig Thaler. Wär's denn nicht möglich, auch nur einen halben Bogen über die Tanzkunst zu schicken, wie Du einmal wolltest?

Adieu. Die Feder fällt mir aus der Hand, so viel habe ich heute zu expediren gehabt.

S.

Jena, 21. September 1795.

Hier das letzte Paket. Möge es gute Aufnahme finden. Die Elegie*) machte mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat, und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet.

Es freut mich, daß die Schatten Dich befriedigt haben. Darin bin ich aber nicht Deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der nothwendige Schlüssel dazu ist. Es harmonirt natürlicherweise ganz damit; aber im übrigen ruht es auf den currenten Begriffen, nur nicht auf den Sulzerschen, davon es freilich, und zu seinem Glücke, der Antipode ist. Der Begriff des unintereſſirten Intereſſe am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjecte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze. Ich möchte aber einmal Deine Zweifel gegen mein System genau wissen; denn ich kann mir noch keinen Begriff davon machen, was an meinem System

*) Der Spaziergang.

noch unbestimmt oder willkürlich sein könnte. Hast Du Zeit, so durchlaufe es in einem Briefe an mich von dem — sehr wichtigen — achtzehnten Briefe an bis zum zweiundzwanzigsten oder dreiundzwanzigsten: so können wir miteinander darüber in's Reine kommen.

Ich arbeite jetzt an einem Aufsatz über das Naive, der mir viel Freude macht. Diese Materie hat mich zu verschiedenen Betrachtungen über die Dichter alter und neuer Zeit veranlaßt, auch eine neue Eintheilung derselben mir an die Hand gegeben, die fruchtbar zu werden scheint. Sobald die erste Lieferung, die eigentlich nur Einleitung ist, fertig geworden, sende ich sie Dir noch vor dem Abdruck zu. Zwischenein werde ich aber noch fortfahren zu dichten, da es doch einmal so frisch von statten geht. Nach allem, was Du jetzt von mir gelesen, stelle mir nur die Nativität, an was ich mich in der Poesie nun vorzüglich hängen soll; denn Deine philosophische Ode, wie Du sie nennst, halte ich für keine Grenze, bloß für eine Branche meines Faches. Vergleiche die neuen Arbeiten mit den alten, und urtheile, ob sie mehr oder weniger wahrhaft dichterisch sind.

Von Dir selbst erwarte ich in etlichen Wochen doch auch etwas zu lesen. — Deinen Tanz habe ich nach Berlin gesendet, wenn es etwa noch Zeit wäre ihn zu stechen. Es machte mir viel Freude, und Du könntest in anonymer Stille über Deinen musikalischen Beruf urtheilen hören.

S.

Jena, 25. September 1795.

Ich vergaß neulich Dich zu bitten, mir die Elegie nebst den übrigen Gedichten zurückzusenden. Thue das mit erster Post. Hier sind noch einige Kleinigkeiten für den Almanach, weil ich ihm etwas genommen hatte. Ich wollte mich noch in einem anderen griechischen Sylbenmaße versuchen. Vielleicht qualificirt sich diese Kleinigkeit zur musikalischen Composition. Die Stanzen an die Leser sollen den Almanach, den mein Gedicht: die Macht des Gesanges eröffnet, beschließen, und den Leser auf eine freundliche Art verabschieden.

Für die Horen hat Engel einen großen Aufsatz (Lorenz Stark — ein Charaktergemälde) gesandt. Dieser, nebst einem ziemlich großen Mährchen von Goethe, einer Abhandlung Herders über Ossian und meiner Elegie, wird das zehnte Horenstück ausmachen. Für das eilfte rechne ich auf Dich, und wo möglich in zwei Aufsätzen: über Tanzkunst und über lyrische Poesie. Wenn beide zusammen auch nur zehn bis zwölf Blatt enthalten, so bin ich zufrieden.

Lebe wohl. Herzliche Grüße an die Frauen. Mich freut sehr, daß meine Frauenwürde bei ihnen Glück gemacht.

S.

Dresden, 27. September 1795.

Nach dem, was ich schon von Dir erhalten hatte, war meine Erwartung auf die letzte Lieferung äußerst gespannt. Auch weißt Du, daß ich überhaupt von Dir nicht so leicht zu befriedigen bin. Gleichwohl hat mir keins Deiner neueren Producte einen größeren Genuß gegeben, als die Elegie. Unter den kleineren Stücken ist Columbus mein Liebling.

Du verlangst mein Glaubensbekenntniß über Dein Dichtertalent. Deine neueren Arbeiten haben mir viel Stoff zu Bemerkungen über Dein Eigenthümliches gegeben; aber noch bin ich nicht damit auf's Reine. Indessen, was ich darüber gedacht habe, will ich Dir geben, sowie es ist.

In Deinen früheren Arbeiten zeigte sich ungebildete Kraft — ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erschütternder Wirkung — kurz, nach dem, was man als das Charakteristische dem Schönen entgegensetzt. In beiden scheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen — das Wesentliche des Kunsttalents — zum Grunde zu liegen; nur ist er bei dem Charakteristischen auf die einzelnen Theile — bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es giebt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beschaffenheit der Theile unabhängig ist; und in diesem scheint mir das Wesen der Schönheit zu liegen. Es besteht in unbeschränkter Einheit, verbunden mit unbeschränkter Freiheit.

Diese Verbindung nennen wir Harmonie. Sie ist vollkommen, wenn die Uebereinstimmung auch in den kleinsten Theilen vorhanden ist; aber als ein freiwilliges Resultat ihrer Freiheit, ohne daß diese in irgend einem Theile beschränkt wurde. An dieser Harmonie, däucht mich, erkennen wir den Geist der Antike.

Was ich an Dir vorzüglich schätze, ist, daß Du Dich immer mehr diesem Ziele näherst, ohne den Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieses Unternehmens, und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geschmacks zu befriedigen sucht. Aber wenn es möglich ist, die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den Du einschlägst.

In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues hast Du sehr viel gewonnen. Du liebtest sonst mehr die gereimten Versarten, jetzt hast Du Dich auch mit dem glücklichsten Erfolg in der elegischen Versart versucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichthum und Geschmeidigkeit, ohne an Correctheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tons wird immer herrschender in Deinen Werken, so sehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen versucht werden mußt.

Nur in der inneren Harmonie der Gedanken ist es, glaube ich, wo Du noch Fortschritte machen könntest. Thätigkeit scheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störst Du zuweilen das Spiel Deiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung Deines

Forschungsgeistes. Hättest Du mehr Hang zu geistiger Wollust, so würdest Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft schwelgen. Jetzt wirst Du nicht selten, durch den Trieb nach abstracten Untersuchungen, von dem Besondern zum Allgemeinen fortgerissen.

Dies ist der Grund, warum Du mich in der philosophischen Ode besonders befriedigst. Hier ist das Abstracte an seiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantasie immer thätig ist, und die Resultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, so entsteht ein Schwanken zwischen der philosophischen und dichterischen Begeisterung, das für den Betrachter höchst interessant ist.

Aber ich bin weit entfernt, Dich auf dieses Fach einzuschränken. — Auch in anderen Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnst, ruhiger zu empfangen, was Dir die Phantasie in reichem Maße darbietet.

Soviel für heute. Nächstens vielleicht etwas über Deine ästhetischen Briefe. — Ich bin nicht müßig und habe mich über die Tanzkunst gemacht, weil Du dies zu wünschen scheinst. Vielleicht kann ich Dir bald etwas schicken. Du glaubst nicht, wie wenig Zeit mir jetzt zu diesen Arbeiten übrig bleibt.

Mich freut's, daß der Almanach noch zu Stande kommt. Wider den Druck meiner Musik habe ich gar nichts. Weißt Du vielleicht in der Folge jemand, der ein Dutzend Lieder von mir brauchen kann, so liegen sie parat.

Cottasches Geld soll mir recht wohl behagen, wenn Du mir's schicken kannst. Künftiges Jahr, denke ich, soll mir es besser von Hand gehen. Wenn mich nur nicht die Form so sehr aufhielte, an Stoff fehlt es mir nicht.

K.

Hier neun Louisd'or für vierundzwanzig Seiten. Eine Seite behältst Du mit zwei Thalern weniger drei Groschen noch bei Cotta gut. Mache, daß ich Dir nächste Ostermesse zehnmal mehr auszahlen kann.

Daß Du mit meiner Elegie zufrieden bist, freut mich herzlich. Mir schien sie auch das dichterischste meiner Producte. Noch hat außer Dir kein Mensch sie gelesen, und Dein Urtheil ist mir als die erste äußere Stimme darüber um so willkommener.

In dem, was Du über mich und meine dichterische Anlage überhaupt sagst, scheint mir sehr viel Wahres zu liegen. Auch will ich sehen, ob ich es mir zunutzemachen kann. Der ganze Gang meines Geistes und Herzens von frühen Zeiten an nahm die Richtung, von der Du sagst, und ich werde Mühe haben, das Empfangen und Bilden wieder in das rechte Verhältniß zu setzen. — Ob ich mich jetzt, da ich so ziemlich hoffen darf, es werde mir an Zeit nicht fehlen, an eine Tragödie machen soll?

Humboldt bleibt noch den ganzen Winter in Berlin.

Ich werde hier also sehr verlassen sein. — Der junge Herr v. Stein wird Dich nächstens in Dresden besuchen. Der Herzog schickt ihn auf etliche Jahre nach Breslau, um dort die Staatsökonomie zu studiren, und sich zum weimarschen Kammerpräsidenten heranzubilden. — Er ist Kammerassessor in Weimar. Ihr werdet einen jungen Mann von Kenntniß und einen sehr trefflichen Menschen in ihm finden.

S.

Dresden, 29. September 1795.

Ich möchte mit Dir zanken, weil Du mir nicht eher davon geschrieben hast, daß ich Dir die Gedichte zurückschicken sollte. Gestern erhielt ich Deinen Brief Abends spät, und heute Mittag geht die Post, mit der ich Dir sie zurücksenden soll. Ich habe nur noch die Elegie können abschreiben lassen. Das Reich der Schatten und die Würde der Frauen erwarte ich im nächsten Stück der Horen. Die Ideale weiß Dora größtentheils auswendig. Wenn der Almanach nicht vor der Mitte des October herauskommt, so mußt Du mir die Gedichte noch einmal abschreiben lassen. Graf Geßler möchte ich gern damit tractiren, den ich in diesen Tagen erwarte, und der wirklich Sinn dafür hat. Gegen Ende October aber geht er nach Italien. Nach seiner Zurückkunft wird er öfter in unserer Gegend sein. Er hat seine Güter in Oberschlesien verkauft, und sich bei Landshut an der lausitzer Grenze

ansäßig gemacht. — Die Stanzen machen eine äußerst gefällige Wirkung. Der Ton ist vortrefflich gehalten. Nur bin ich überzeugt, daß Du Deinen Werken unrecht thust. Den Abend habe ich noch abgeschrieben, und will versuchen, ob er sich componiren läßt. Freilich ist er größtentheils von der Gattung, die, wie mich dünkt, nicht gesungen, sondern declamirt werden soll; wo der Dichter ungestört genossen werden muß, wo die Darstellung in einer Reihe von Bildern liegt, wofür der Musiker keine Zeichen hat. Die letzte Strophe ist musikalisch, auch die erste, jedoch weniger. — Die Verse sind meisterhaft; Du mußt doch 'gestehen, daß dieses Metrum einen besonderen Reiz hat, den man in den schönsten gereimten Gedichten nicht findet. Es tönt wie eine Melodie aus einer andern Welt. Diese Melodie nicht zu zerstören, ist noch eine besondere Schwierigkeit für den Musiker.

Das zehnte Stück der Horen wird ziemlich reich werden. Hoffentlich kann ich Dir etwas für das elfte schicken. Ueber das achte habe ich Dir wohl noch nicht geschrieben. In Jacobis Briefen hat mir manches recht wohlgefallen. Man muß sich nur erst an seine besondere Denkart gewöhnen. Klarheit und Bestimmtheit ist einmal nicht seine Sache; aber an Geist fehlt es ihm nicht. Schlegels Commentar zum Ugolino scheint mir recht gut gearbeitet. Von wem sind denn die beiden letzten Aufsätze? Gegen No. 3 ließe sich wohl manches einwenden.

K.

Jena, 5. October 1795.

Hier die Horen nebst dem Manuscript von Würde der Frauen, welche im Almanach erscheinen werden. Gegenwärtiges Horenstück wirst Du mannigfaltig genug finden, und die zwei nächsten werden es nicht weniger sein. — Zu Deinen Musikstücken will ich mich nach einem Verleger umsehen.

In Natur und Schule habe ich der Reinheit des Sylbenmaßes wegen einige nothwendige Veränderungen vornehmen müssen, durch die es, wie ich hoffe, gewonnen hat. — Es freut mich, daß Du mit meinem Versuche in dem griechischen Sylbenmaße zufrieden warst. Wenn ich meinen Vorsatz mit dem Trauerspiele ausführe, wozu es jetzt das Anscheinen hat, so habe ich Gelegenheit, in den Chören, die dazu kommen, die Macht dieser Sylbenmaße zu versuchen. Kannst Du mir vielleicht einige gute Schriften über diesen Gegenstand zuweisen? — Ich denke in dieser Tragödie: Die Ritter von Malta, einen Gebrauch von dem Chor zu machen, der die Idee des Trauerspiels erweitern kann.

S.

Jena, 19. October 1795.

Ich bin in diesen schönen Herbsttagen ordentlich wieder aufgelebt, und habe mich eine Zeitlang ganz erträglich befunden. Heute fuhr ich spazieren, nachdem ich wohl

drei Monate nicht in's Freie gekommen war. Meine Krämpfe regten sich immer stärker, wenn ich ausgehen wollte.

Wenn ich aber physisch wohl bin, so bin ich gewöhnlich moralisch desto müßiger. Ich habe außer meiner Abhandlung über das Naive, die jedoch mehr Skizze als ordentliche Ausführung ist, nichts gearbeitet. Diese Abhandlung wird im eilften Stücke der Horen erscheinen, sowie eine andere ganz kleine über die Gefahr ästhetischer Sitten, eine Fortsetzung des im neunten Stücke angefangenen Aufsatzes über die nothwendigen Grenzen des Schönen. — Du willst von jenem Stücke die Verfasser wissen. Schwarzburz ist von einem Frauenzimmer, der Professorin Mereau von hier, die schon verschiedene artige Sachen hat drucken lassen. — Apollo ist von Goethe übersetzt. Der Beitrag zur neuen Kunstgeschichte von Meyer.

Zu dem Trauerspiele bin ich ernstlich entschlossen, werde aber vor vier bis sechs Wochen noch mit anderen Arbeiten für die Horen beschäftigt sein, ehe ich auf den Plan denken kann. Meine Ideen mit den Chören werde ich Dir, sobald ich Muße habe, vorlegen.

Schlegel schreibt mir von einem Aufsatze seines Bruders: Diotima, in der berliner Monatsschrift, den er für seine beste Arbeit hält. Hältst Du ihn auch dafür, so schicke mir ihn doch, wenn Du ihn hast, auf einige Posttage zu. Der andere Schlegel hat mir gestern einen andern Beitrag zu den Horen: Poesie und Sylbenmaß betreffend, geschickt, den ich aber noch nicht gelesen;

doch habe ich ein gutes Vorurtheil für alles, was er schreibt, weil er sich selbst streng ist, und die Materien lange mit sich herumzutragen scheint.

Vielleicht ist der Herr von Stein bei Euch, wenn dieser Brief ankommt. Grüße ihn schön von uns allen.

Die Musik zum Tanz hat nicht mehr gestochen werden können, aber sie soll schon gedruckt worden sein. Ich werde sie bald erhalten. In fünf Wochen, aber nicht früher, wird der Musenalmanach zu haben sein.

S.

Jena, 2. November 1795.

Hier das zehnte Stück der Horen. Ich habe schon über vierzehn Tage nichts mehr von Dir vernommen. Wie steht es denn?

Auf Deinen Aufsatz bin ich sehr begierig. Hoffentlich ist es dieser, der Dich jetzt beschäftigt. — Lorenz Stark ist von Engel, die Gedichte, außer der Elegie, von Herder. Hast Du die zwei Musenalmanache gelesen? Sie sind miserabel. — Der unserige erscheint in drei Wochen. Er wird sehr schön gedruckt. Bereits sind acht Bogen in meinen Händen.

Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliciren: — in den halleschen Annalen, in Dyks Bibliothek, und nun auch von Nicolai

in Berlin, im zehnten Theil seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht.

Wolf in Halle hat in dem Intelligenzblatt der Literaturzeitung auf Herder, seines Homers wegen, einen derben Ausfall gethan. Du mußt ihn lesen. Herder wird ihn unbeantwortet lassen; und freilich läßt sich mit Wolf über Homer nicht gut zanken.

S.

Dresden, 6. November 1795.

Daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe, ist eine Folge des bösen Gewissens. Ich wollte nicht mit leeren Händen vor Dir erscheinen; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wieder noch nichts fertig. Müßig bin ich gewiß nicht, und meine besten Stunden sind für die Horen bestimmt. Aber ehe ich mir's versehe, sammelt sich ein Actenstoß nach dem anderen um mich herum, davon mancher nicht auf Abfertigung warten kann.

Das zehnte Stück gehört wieder zu den reichhaltigsten. Ich möchte die Zeitschrift sehen, die in einem Jahre drei solche Stücke aufzuweisen hätte, als dies, das vorige und das sechste. Goethes Mährchen gehört, däucht mich, zu den vorzüglichsten Producten von dieser Gattung. Mit aller Leichtigkeit der Erzählung und dem Reichthum der Phantasie, wodurch sich die Hamiltonschen Mährchen auszeichnen, verbindet es einen Sinn, der auch den Geist nicht unbefriedigt läßt.

Herders Aufsatz ist mir besonders lieb. — Der Inhalt trifft mit manchen meiner eigenen Ideen zusammen, und der Ton des Vortrags ist dem Stoffe äußerst angemessen. — Auch Engels Erzählung hat viel Gutes in der Darstellung, wenn auch nicht in der Neuheit und Originalität des Stoffes. Kurz, Deine Elegie erscheint in stattlicher Gesellschaft. Und wen diese nicht befriedigt, der gehört gar nicht zum Publicum der Horen.

Daß die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt sein würden, war zu erwarten. Die Recension in der Literaturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hier und da wohl eine widrige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun, als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, däucht mich, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indessen etwas enthalten sein, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand auftrügst, Dir alle öffentliche Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren, ohne selbst mit einer solchen Lectüre Deine Zeit zu verderben.

Von den Musenalmanachen habe ich noch nichts gesehen, aber den dritten Theil des Meister. Er hat weniger Mannigfaltigkeit und Leben, als der zweite, aber gewiß nicht weniger Kunst. Die Herrnhuterin war eine verzweifelt schwere Aufgabe. Fast überwog doch bei mir das Un=

angenehme des Stoffs die treffliche Darstellung, bis mir bei dem Oheim wieder wohl ward. Wieviel Theile hat man denn noch zu erwarten?

Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte; aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohlthut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der Architektur. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verrathen, empfänglich, ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit einer gewissen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntschaft nicht urtheilen kann. Du kennst ihn länger, und mußt wissen, ob man in irgend einem Fache etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dies vielleicht gar nicht die Absicht bei seiner Erziehung?

Sollte er nur zum Menschen gebildet werden? Waren überhaupt seine Triebe nie heftig? Oder wußte man sie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet. Bei meinem Jungen würde sich ein solches Ziel schwerlich erreichen lassen. Er ist äußerst reizbar und heftig, aber nicht hartnäckig.

Fichtes Grundlage habe ich nun ganz gelesen, und bin höchlich davon erbaut. Dies ist der Mann, den ich mir lange für die Philosophie gewünscht habe. Zur

Gründung und Erweiterung der Wissenschaft wird es schwerlich einen bessern Weg geben. Vielleicht ließe sich gegen die Art des Vortrags etwas einwenden. Doch getraue ich mir noch nicht darüber zu urtheilen. Ueberhaupt sehne ich mich nach ein Paar ruhigen Wochen, um sein System im Zusammenhange zu studiren.

K.

Der Almanach bleibt sehr lange aus. Schicke ihn ja gleich.

Jena, 16. November 1795.

Ich habe Deinen letzten Brief Goethe, der eine Zeitlang hier war, gewiesen, und ihn sehr damit erfreut. Denn außer Deinem Urtheil über das Mährchen und den Meister interessirte ihn auch, was Du von Stein und seiner Erziehung sagtest. Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen, und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist. Freilich würden solche Menschen die Welt nur erhalten können, wo sie ist, aber sie nicht weiter bringen.

Daß Dir zu Deinem Aufsatze die Muße fehlt, thut mir sehr leid. Gern hätte ich ihn noch dieses Jahr in den Horen aufgeführt. Du hast mir nicht geschrieben,

wovon er eigentlich handelt, und ob Du noch die Idee mit der Tanzkunst ausführst.

Der Musenalmanach wird hoffentlich in acht Tagen ausgegeben werden können. Sobald ich ein Exemplar erhalte, erhältst Du es.

S.

Dresden, 15. December 1795.

Fast muß ich fürchten, daß Du wieder nicht wohl bist: so lange währt's diesmal, ehe die Horen eintreffen. Auch den Almanach erwartete ich schon seit mehr als acht Tagen mit jeder Post.

Ich werde nunmehr ein Paar Wochen Muße haben. Morgen ist die letzte Sitzung, und ich habe keine Reste. Mein erstes ist der Aufsatz über den Tanz. Eben da ich mich damit beschäftige, habe ich neuerlich wieder Gelegenheit gehabt, etwas Gutes in dieser Art zu sehen. Die Vigano war vierzehn Tage hier und tanzte viermal. Sie hat in Wien viel Aufsehen gemacht, geht jetzt zum Carneval nach Berlin, und dann nach St. Petersburg. Schade, daß sie so lange in Wien gewesen ist! An Talent fehlt es ihr gewiß nicht, aber wohl an Geschmack. Indessen ist es immer interessant sie zu sehen.

Noch habe ich vor Kurzem hier einen Improvisatore zum erstenmale gehört. Filistri, der preußische Operndichter soll aber besser in dieser Art sein. Eigentlich ist der Gedanke eines solchen Kunstgenusses höchst

gothisch. Selbst das Verdienst der überwundenen Schwierigkeit vermindert sich bei der Leichtigkeit zu reimen im Italienischen. Glückliche Einfälle, die der Sache noch einen Werth geben können, waren bei dem, den ich hörte, sehr selten. Größtentheils half er sich durch Gemeinplätze.

Ifflands Schauspiele werden immer platter. Kaum daß in jedem ein einziger Charakter sich heraushebt. Dabei hat er eine Fruchtbarkeit, daß er fast alles neben sich verdrängt. — Funk ist hier und wird Dich bald besuchen. Denke doch auf eine Beschäftigung für ihn, wobei er nicht so viele Bücher braucht. Er geht nicht wieder zur Reichsarmee. Aber Thielemann muß zum drittenmale fort.

K.

1795.

Es ist ist eine Ewigkeit, daß ich kein Zeichen des Lebens von Dir empfangen habe, und ich fange an zu glauben, daß Du mich rein vergessen hast. Ich habe mich diese Zeit über nicht immer zum besten befunden; die schlechte Witterung hat mich schwer gedrückt. Gearbeitet habe ich aber doch, und bin sehr fleißig gewesen. Ich hoffe, Du und alle die Deinigen sind wohl.

Hier das elfte Stück der Horen. Das zweite Exemplar kann ich Dir erst in vierzehn Tagen senden, da mir Cotta ein Dutzend zu wenig eingepackt hat. Die Ver-

fasser in diesem Stücke wirst Du ohne meine Beihilfe errathen.

Den Almanach habe ich immer noch nicht; sobald er kommt, warte ich damit auf.

S.

Dresden, 18. December 1795.

Mein letzter Brief war eben fort, als ich den Deinigen mit den Horen erhielt. Daß Du die jetzige Witterung empfinden würdest, war zu erwarten. Indessen ist es ein großer Beweis Deiner besseren Gesundheit, wenn Du nicht eigentliche Rückfälle bekommen hast. Hier gehen viel Krankheiten herum. Auch Geßler hat den fatalen Zufall wieder am Auge gehabt, der ihn für sein Gesicht bange macht.

Die Horen haben ihre Sache wieder recht gut gemacht. Dein Aufsatz über das Naive hat mich besonders gefreut. Sehr oft fand ich auch meine eigenen Gefühle darin erklärt, besonders bei der Wirkung der naiven Dichter. Weniger einverstanden bin ich mit Deinen Ideen über die Gefahr ästhetischer Sitten, ungeachtet ich gegen viele einzelne Stellen in diesem Aufsatze nichts zu erinnern habe. Ich muß mir immer Gewalt anthun, um den Stoff, den mir Deine Aufsätze geben, nicht gleich zu verarbeiten.

Es giebt so manches, was ich über diesen Gegenstand sagen möchte; und gleichwohl mag ich jetzt eine

angefangene Arbeit nicht unterbrechen, um nur endlich einmal etwas fertig zu machen. Genug, es kann mir für die Horen nie an Materialien fehlen. Schon an Deinen Aufsätzen im ersten Jahrgange habe ich auf lange Zeit zu thun.

In Schlegels Briefen hat mir der Ton im ersten vorzüglich gefallen. Nachher befriedigte er mich weniger. Er wird trockener, ohne doch tief genug einzudringen. — Das Fest der Grazien scheint mir von Herder zu sein. Einzelne schöne Ideen, aber das Ganze steif und, wie mich däucht, verfehlt. Das Fest ist rührend und interessant, nur sind es eben noch die Grazien, die ich darin vermisse. Ueber die beiden Gedichte: die Theilung der Welt und die Thaten der Philosophen, bin ich noch nicht mit mir einig, wem ich sie zuschreiben soll. Der Schluß des ersten läßt mich auf Dich rathen, aber nach dem Anfange wäre ich eher auf Goethe gefallen. Bei dem zweiten fiel ich zuerst auf Langbein, dann auf Goethe. Die übrigen Gedichte können von Dir sein, außer der heilige Wahnsinn; dieser ist gewiß von Herder. Auch können die Horen und Theophanie von ihm sein.

Was hältst Du von Kants neuester Schrift: Zum ewigen Frieden? Mich hat sie weniger befriedigt. Kant scheint hier nicht in seinem Fache zu sein. Aus einseitigen Beobachtungen folgert er Sätze, die eine strenge Prüfung nicht aushalten. Der Vortrag ist hier und da sehr geistvoll, auch sogar launig; aber an anderen Stellen wieder sehr vernachlässigt. Ich habe mir nicht ver-

sagen können, einiges, was mir darüber einfiel, gleich aufzuschreiben. Wenn Dich diese Untersuchungen interessiren, will ich Dir's schicken. Für den Druck ist es gar nicht bestimmt.

K.

Jena, 21. December 1795.

Es macht mir Spaß, Deiner Sagacität zuweilen in den Horen etwas aufzugeben; und Dein Tact leitet Dich selten falsch. Die Grazien, die Horen, der heilige Wahnsinn, sind von Herder; alles übrige, Schlegels Briefe abgerechnet, von mir; auch die zwei Schnurren. Der Aufsatz über ästhetische Sitten ist schon ein alter, und, ganz wie er da ist, vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht. Der andere, über das Naive, leitet eine sehr wichtige Materie über naive und sentimentalische Poesie ein, welche in den zwei folgenden Stücken weitläufig abgehandelt wird. Was ich darin über den poetischen Geist und seine zwei einzig möglichen Aeußerungen sage, wirst Du Deiner Aufmerksamkeit werth finden; es öffnet, wie ich hoffe, einen neuen und vielversprechenden Weg in die Theorie der Dichtkunst, und kann in Rücksicht auf die poetische Kritik nicht ohne Folgen bleiben. Doch Du magst selbst urtheilen. Vielleicht kann ich Dir die erste Hälfte noch ehe sie abgedruckt ist in Manuscript noch schikken. Ich werde durch diese Abhandlungen wenig Freunde bekommen; denn entweder habe ich unrecht, oder man

muß seine Urtheile über manche Dinge total reformiren. Das letztere will den Leuten schwer ein, besonders denen, die selbst eine Partei sind, aber es möchte auf der anderen Seite wieder nicht so leicht sein, meine Gründe zu widerlegen. Ueber die deutschen Poeten habe ich meine Meinung zwar mit der Achtung, die ihnen gebührt, aber ohne Tadel ganz herausgesagt; ist man ja auch sehr aufrichtig gegen mich gewesen.

Kants kleine Schrift habe ich noch nicht gelesen; (Deine Bemerkungen darüber sende mir ja) mein Buchbinder hat sie noch. Ich lese jetzt überhaupt sehr wenig, und leider, muß ich hinzusetzen, hätte ich es bei meinem Mangel an Umgang und Zufluß aus dem lebendigen Gespräch jetzt am nöthigsten. Aber Du kannst Dir nicht einbilden, in welcher rastlosen Anspannung des Geistes ich leben muß: theils um den Plänen, die ich umfaßt habe, gewachsen zu bleiben, theils um das monatliche Bedürfniß der Horen zu befriedigen, worin die Mitarbeiter mich auf das Erbärmlichste plantirt haben. Es ist ein unerwartetes Glück vom Himmel, daß ich dieser Spannung physischerweise gewachsen bin, und überhaupt, bei aller Fortdauer und öfterer Erschwerung meiner alten Uebel, von der Heiterkeit meines Gemüths und der Kraft meines Entschlusses nichts verloren habe; obgleich alle äußeren Ermunterungen fehlen, die mir die Lust erhalten könnten. Hätte ich meine gesunden Tage nur zur Hälfte so genutzt, als ich meine kranken benutze, so möchte ich etwas weiter gekommen sein.

Wenn Funk noch in Dresden ist, so empfiehl ihm ja, mich bald zu besuchen. Ich habe schon sehr auf seine Mitwirkung bei den Horen gerechnet, und freue mich nicht wenig darüber, daß er von dem nächsten Feldzuge dispensirt bleibt. Bücher, soviel er etwa nöthig haben möchte, hoffe ich ihm schon verschaffen zu können. Wenn er bei historischen Arbeiten bleibt, die immer mehr Masse geben, als andere, und mir für die Horen die willkommensten sind: so kann er ohne Mühe des Jahres funfzehn bis zwanzig Bogen liefern, und so einhundert Louis-d'or und darüber verdienen.

Dich will ich nicht drängen; denn hoffentlich mahnst Du Dich selbst, und für die zwei ersten Monate ist wenigstens kein dringendes Bedürfniß. Aber Deiner eigenen Befriedigung und Ermunterung wegen wünschte ich doch, Du bildetest Dir ein, daß etwas schlechterdings fertig sein müßte. — Der Almanach ist mir schon seit vielen Wochen immer auf den nächsten Posttag versprochen, und nun erwarte ich ihn im Ernst in diesem Jahre nicht mehr; denn ich bin dem elendsten Tropf von Buchhändler in die Hände gefallen. Indessen schicke ich Dir hier die Aushängebogen; sende sie mir sobald Du kannst wieder.

S.

1 7 9 6.

Dresden, 1. Januar 1796.

Viel Glück zum neuen Jahre für Dich und die Horen. Im Ganzen kannst Du mit dem vergangenen Jahre zufrieden sein. Freilich hast Du selbst sehr fleißig sein müssen; aber Deine Gesundheit hat doch nicht dabei gelitten, und manches Gute ist dadurch hervorgebracht worden. Für das neue Jahr wünsche ich Dir mehr Erholung und fleißigere Mitarbeiter. An mir selbst will ich diesen Wunsch möglichst zu realisiren suchen. Die ersten Tage im Jahre sind z. B. ganz für die Horen bestimmt.

Es ist recht schön, daß Du mir die Aushängebogen des Almanachs geschickt hast. Er kam gerade den Weihnachtsvorabend, und war mir ein willkommenes Geschenk. Mit Vergnügen fand ich auch von Dir noch einige kleine Gedichte, die ich noch nicht gelesen hatte. Die ganze Sammlung ist in der That einzig in ihrer Art. Selbst unter den Beiträgen vom zweiten Range habe ich recht hübsche Sachen gefunden: z. B. von Meyer, Hölderlin,

Woltmann. Letzterer versificirt besonders sehr gut, wenn auch die Ideen nicht immer neu sind. Schlegels Gedicht hat viel Schönheiten; nur ist das zweite Stück zu dunkel. Herder hat meine Erwartungen im Ganzen am wenigsten befriedigt. Einige kleine Epigramme sind reizend, aber in den meisten übrigen scheint mir eine gewisse Steifheit und Trockenheit zu herrschen. Man sieht das Streben nach antiker Manier; aber es fehlt ein gewisses frisches Colorit. Goethes Producte sind ungleich. Der Besuch ist allerliebst. Die Nähe der Geliebten ist sehr für die Musik berechnet. Die Epigramme machen ein Ganzes für sich, und sind mir ein sehr interessantes Product. Ich sehe sie als ein Tagebuch während einer italienischen Reise an. Aus diesem Gesichtspunkte sind sie mir sehr charakteristisch, und manche darunter, die einzeln nicht bedeutend sein würden, gehören sodann zur Vollendung des Seelengemäldes. Vielleicht hätten einige doch aus dieser Sammlung wegbleiben sollen, die auch im nördlichen Deutschland entstanden sein könnten. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß das Publicum dieser Epigramme zahlreich sein wird. Schon hier habe ich beim Vorlesen nur wenig Personen gefunden, die sie ganz zu genießen wußten.

Auf Deinen Aufsatz über sentimentalische Poesie bin ich äußerst begierig, und habe vergebens auf Mittheilung des Manuscripts gehofft.

Funk wirst Du vielleicht schon gesehen haben. Ich habe ihn auch zu historischen Aufsätzen aus der ita=

lienischen Geschichte aufgefordert, mit der er ziemlich bekannt ist. Wenn Du ihm Bücher von der jenaschen Bibliothek schaffst, so wird er gewiß bald etwas liefern.

Kannst Du denn nicht von Woltmann mehr historische Aufsätze bekommen? Sein erster hat mir recht wohl gefallen. Auch Wilhelm Schlegel ist in der Geschichte zu brauchen.

K.

Ich lege die Anmerkungen zum Kant bei. Schicke sie aber wieder.

Jena, 7. Januar 1796.

Hier das zwölfte Stück, dem ich eine gute Aufnahme wünsche. Deinen Brief erhielt ich gerade, als Goethe bei uns war, und gab ihm solchen zu lesen, weil Du über seine Beiträge zum Musenalmanach so urtheiltest, als er es vertragen kann. Er war auch sehr wohl mit Deiner Kritik zufrieden.

Herders Poesien sind zwar gar nicht unbedingt zu loben, aber Du urtheilst doch offenbar zu hart davon; besonders da Du gegen einige andere, wie Woltmann, Schlegel u. a. so tolerant bist. — Deine Bemerkungen über Kants Schrift mußt Du mir noch einige Zeit lassen, da ich die Schrift selbst noch nicht gelesen. — Mit Deinem Aufsatze hältst Du doch hoffentlich einmal Wort? Ich wünschte ihn für das dritte Stück dieses Jahrganges,

und müßte ihn also binnen vier Wochen haben. — Wenn Du Friedrich Schlegel siehst, so grüß' ihn von mir und sag' ihm, daß ich ihm mit nächstem antworten würde. — Ueber naive und sentimentalische Poesie enthält das erste Stück des neuen Jahres noch drei Bogen, und damit ist meine philosophische und kritische Schriftstellerei für die Horen auf eine ziemlich lange Zeit geschlossen. Welche poetische Arbeit ich zunächst vornehmen werde, kann ich noch nicht sagen. Zu einem Schauspiel aber kann ich nicht eher kommen, als bis ich sechs ganz freie Monate für mich voraussehe; welches in diesem Jahre, auch schon des neuen Musenalmanachs wegen, nicht wohl zu hoffen ist.

S.

Eben ist Funk angekommen. Ich freue mich sehr auf ihn.

Jena, 18. Januar 1796.

Hier endlich ein Exemplar des Musenalmanachs für Dich, und eins an Langbein, welches Du sogleich abgeben zu lassen gebeten wirst. Ich habe Dir ein unbeschnittenes gewählt, damit Du es in Deine Livree binden lassen kannst. Bis vorgestern hat der Verleger mich aufgehalten, und wie ich höre fehlt es auch in Leipzig noch sehr an Exemplaren. Wie man mir von mehreren Orten her sagt, findet der Almanach vielen Beifall, und

einen großen Absatz. Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.

Da ich auf lange Zeit von der Theorie Abschied genommen, und meinen Antheil an den Horen auf das Minimum zu reduciren entschlossen bin, so lebe ich jetzt und die nächsten Monate in einer angenehmen Freiheit, die nicht ganz leer an productiver Thätigkeit ist. Ich bin zwar noch in keinem obligaten poetischen Geschäft, aber ich werde mich allmählig hineinarbeiten. Meine Gesundheit ist bei diesem schönen Winter sehr leidlich, und meine Stimmung sehr heiter. Goethe war vierzehn Tage hier, und da ist allerlei abgehandelt worden.

Funks Anwesenheit, der vier Tage hier blieb und fast immer mit uns lebte, war mir sehr wohlthuend. Ich habe ihn weit weniger gespannt gefunden, als sonst, obgleich Goethe, der sonst nicht geeigenschaftet ist, die Leute à leur aise zu setzen, zugleich mit ihm da war. Er hat hier viele Bücher in der Bibliothek für seinen Zweck vorgefunden, und wird für die Horen so thätig sein, als nur möglich ist. Die Gegenstände sind aus der italienischen Geschichte, in welcher er schon sehr bewandert ist, und die sich auch mehr als eine andere zu solchen Bearbeitungen qualificirt.

Funk gab mir auch die schöne Aussicht, Euch diesen Sommer vielleicht auf eine Zeitlang hier zu sehen. Ein

Logis, wo Ihr für Euch allein frei und geräumig wohnen könntet, wollte ich Euch schon schaffen, sobald ich es nur etwa einen Monat vorher wüßte. Träfe sich's grade auf den Junius oder Julius, so würdet Ihr Humboldts Wohnung beziehen können, der erst auf den August zurückkommt. Sie ist hübsch, geräumig, nicht weit von der unserigen entlegen, und bequem meublirt. Aber auch außer dieser wird Rath werden können, da mehrere Personen im Sommer in den Gärten wohnen. — Herzlich sollte es mich freuen, Dich wieder auf einige Tage zu genießen.

Humboldt schrieb mir kürzlich, daß er die Vigano in Berlin gesehen, und von ihrer Kunst ganz hingerissen worden sei. Ich lege Dir seinen Brief bei, den Du besser verstehen kannst, als ich, da ich sie nicht gesehen. Könntest Du ihrer nicht in Deinem Aufsatz über den Tanz besonders erwähnen?

Es ist ein artiger Zufall, daß dieser Aufsatz gerade in eine Zeit trifft, wo eine berühmte Tänzerin auf Reisen ist, und an mehreren großen Orten von sich reden macht. Suche daher, ihn noch früh genug zu liefern, daß das neuerweckte Interesse für diese Kunst noch dazu benutzt werden kann.

Funk erzählte mir auch viel von Deinen Kindern, und von Deinem Jungen besonders, der so brav werden soll. Mich erfreut es herzlich, daß Dir dieses Glück zu Theil wird. Auch mein Carl ist wohl, und entwickelt sich, daß es eine Freude ist. Goethe ist ganz von ihm

eingenommen, und mir, der ich nur in dem engsten Lebenskreise existire, ist das Kind so zum Bedürfniß geworden, daß mir in manchen Momenten bange wird, dem Glück eine solche Macht über mich eingeräumt zu haben.

S.

Dresden, 20. Januar 1796.

Dein Aufsatz über sentimentalische Dichter hat mir viel Freude gemacht. Ich habe viel neue und fruchtbare Ideen darin gefunden, und der Ton des Ganzen ist schön gehalten. Deine Freimüthigkeit wird Dir vielleicht Feinde machen; aber die Art, wie Du Dein Urtheil äußerst, ist so anständig und schonend, daß Du das unbefangene Publicum gewiß größtentheils auf Deiner Seite hast. Gegen manches Urtheil würde ich vielleicht etwas einwenden. Ardinghello z. B. möchte ich gegen Dich in Schutz nehmen. Was ich bei einer anderen Gelegenheit mehr von Dir erörtert wünschte, ist der Unterschied zwischen den plastischen und musikalischen Dichtern. Unter den Gedichten ist mir: die alten und neuen Dichter das liebste. Archenholzs Aufsatz ist in einem guten Tone geschrieben, aber freilich, wie alle seine Arbeiten flach.

Herder möchte ich eben gern in einer solchen Sammlung vor Woltmann und anderen mehr hervorragen sehen. Seinen Geist erkenne ich wohl, aber an Kunstfertigkeit scheint's ihm manchmal zu fehlen. Weniger habe

ich dies in der Terpsichore gefunden, wo er oft recht glücklich versificirt hat. Im Musenalmanach war mir auch manchmal der Gedanke bei ihm nicht poetisch genug.

K.

Dresden, 28. Januar 1796.

Allerdings ist es mein Plan, Dich diesen Sommer zu besuchen, und ich freue mich darauf, wie Kinder auf den heiligen Christ. Die beste Zeit für mich wäre im Mai, so daß ich in der Meßzahlwoche von hier wegreiste und ohne Leipzig zu berühren über Borna und Altenburg nach Jena ginge, vierzehn Tage bei Dir bliebe, und Leipzig im Rückwege besuchte. Hierzu gehört nun vor allen Dingen ein Logis, wo wir mit zwei Kindern, der Kinderfrau und dem Bedienten das Nöthige finden. Die Humboldtsche Wohnung würde vielleicht grade für uns passen. In dem Hause, wo Du selbst wohnst, ist wohl keine Gelegenheit unterzukommen?

Wir müssen uns einmal wiedersehen. Es ist schon lange Bedürfniß für mich gewesen, nur sah ich immer keine Möglichkeit. Jetzt lasse ich mir meine Actenarbeit weit eher gefallen, da ich diese Aussicht habe, und hüte mich vor Resten.

Das Aeußere des Almanachs ist recht anständig. Unter Reichardts Composition ist mir die zur „Macht des Gesanges," die liebste. Weniger gefällt mir die von der „Würde der Frauen," besonders der zweite Theil

davon. Es fehlt ihm nicht an Geist und poetischem Gefühl; aber er kennt die Mittel seiner Kunst nicht genug, soviel er auch darüber geschwatzt hat. Seine Arbeiten haben für den Musiker eine Armuth und Trockenheit, die er selbst gern für Classicität verkaufen möchte, die aber wirklich die Folge eines musikalischen Unvermögens ist.

Du spannst meine Erwartung sehr auf das Product, das Du mit Goethe gemeinschaftlich zur Welt bringen willst. Daß Ihr beide Euch so gut zusammenversteht, macht mir viel Freude, und ich erwarte von dieser genialen Heirath noch manche treffliche Früchte.

Humboldts Brief über die Vigano hat mich interessirt, ungeachtet seine Ideen mir nicht ganz deutlich sind. Meine Absicht ist allerdings, der Vigano in meinem Aufsatze zu erwähnen. — Was ich Geist der Tanzkunst nenne, finde ich bei ihr in einem hohen Grade; aber an Kunstfertigkeit und Geschmack wird sie von mancher übertroffen.

Daß Dir Dein Kleiner soviel Freude macht, begreife ich sehr gut; auch mir wird mein Carl immer interessanter. Vielleicht ist es väterliche Täuschung; aber ich glaube manchen guten Zug an ihm zu bemerken. Jetzt gehe ich bloß darauf aus, nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wächst, pflanze ich jetzt nicht. Dies ist ein Punkt, über den wir noch manches sprechen werden, wenn wir zusammenkommen. Ich freue mich auch auf Deinen Kleinen.

K.

Jena, 1. Februar 1796.

Eben erhalte ich Deinen Brief, der mir meine Hoffnung, Euch diesen Sommer zu sehen, zur Gewißheit macht. Wie wollen wir uns freuen und letzen!

So sind wir noch nie beisammengewesen, als Hausväter, und glücklich in dem zartesten Verhältnisse. Gebe mir der Himmel nur so lange Ihr hier seid eine erträgliche Gesundheit, gern wollte ich einige Monate voraus dafür leiden.

Für ein Logis soll gesorgt werden. Wäre etwa das Humboldtsche nicht zu bekommen, weil er einen eigensinnigen Esel zum Hausherrn hat, so wünschte ich von Dir genauer zu wissen, was an Zimmern, Meubles und Betten zu Eurer völligen Bequemlichkeit erfordert wird. Laß mich das gleich in einem Deiner nächsten Briefe wissen. In meinem Hause würde ich vielleicht Platz machen können, weil mir Grießbachs einige Piecen abgeben würden; aber es wird daraus die Servitut, daß wir diese Familie auf den Hals bekommen, und dadurch unerträglich gestört werden würden.

Das Kind, welches Goethe und ich miteinander erzeugen, wird etwas ungezogen, und ein sehr wilder Bastard sein. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Producte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Hetero-

geneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sei, muß das Einzelne ein Minimum sein. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter sechshundert solcher Monodistichen werden; aber der Plan ist, auf tausend zu steigen. Ueber zweihundert sind jetzt schon fertig, obgleich der Gedanke kaum über einen Monat alt ist. Sind wir mit einer raisonnabeln Anzahl fertig, so wird der Vorrath mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um dem anderen mehr anzunähern. Wir haben beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals auseinanderzusetzen (welches auch bei der Muthwilligkeit der Satyre nicht wohl anzurathen wäre), und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz abdrucken. Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß die ganze Sache vor der Hand unter uns beiden bleibt, und Du wirst also gegen niemand davon sprechen.

S.

Dresden, 7. Februar 1796.

Auf den Dienstag in der Zahlwoche — den 26sten April — denken wir in Jena einzutreffen. In zwei Tagen ist diese Reise für uns schwerlich zu enden, wenn wir nicht zu dem schlimmen Wege von Gera nach Jena in der Nacht kommen wollen. Wir werden also wohl den ersten Tag in Grimma oder Borna bleiben, den zweiten in Ronneburg, wo das Gut der Herzogin von Züllichau in der Nähe liegt, die wir vielleicht auf einen halben Tag besuchen, um am dritten Tage bei guter Zeit in Jena zu sein.

Einige Bequemlichkeiten hätte es allerdings, wenn wir mit Dir in einem Hause sein könnten; aber wenn dies uns auf eine andere Art stört, so mag es lieber bleiben. Uebrigens stehe ich früher auf als Du, und kann früh alles besorgen, ehe Du zu sprechen bist, um nachher beständig bei Dir zu sein. Nur wäre es gut, wenn wir in der Nähe wohnten, damit man, wenn etwas vorfiele, geschwind nach den Kindern sehen könnte.

Ich bin neugierig, wie sich mein Junge gegen Deinen betragen wird. Er ist etwa zwei Jahre älter, und das giebt ihm ein erschreckliches Uebergewicht. In solchen Fällen ist er sehr gefällig und nachgebend, spielt auch wohl den Mentor. Er spricht auch schon viel von der jenaschen Reise, und fragte neulich sehr ernsthaft, ob wir auch die Hühner — die er sehr lieb hat — mitnehmen würden.

Wäre es nicht möglich, daß Du mir etwas von den bewußten Epigrammen schicken könntest? Es sollte sie niemand zu sehen bekommen. Ich bin äußerst begierig darauf. Die Arbeit hat das Angenehme, daß man einzelne flüchtige Einfälle nutzen kann. Die Form scheint mir sehr glücklich gewählt. Fast möchte ich auf eine Wette eingehen, daß ich doch bei den meisten Monodistichen den Urheber errathen wollte. Schicke sie mir also ohne Bezeichnung. — Du schreibst nicht, was Du sonst unter der Hand hast. Wie steht's mit den Rittern von Malta?

K.

Du wünschest von meinen poetischen Arbeiten etwas zu lesen; aber ich habe Dir leider von dieser Art nichts zu zeigen. Außer einigen hundert Monodistichen zu unserem gemeinschaftlichen Werke habe ich seitdem nichts producirt; meine Krämpfe, Besuche, Mangel an Stimmung haben mich immer noch an kein ordentliches Geschäft denken lassen. Erst in etlichen Wochen kann ich dazu kommen, den Plan zu einem kleinen romantischen Gedichte in Stanzen, welches ich für den diesjährigen Almanach bestimme, vorzunehmen. Da ich in dieser Art noch nichts gearbeitet und sehr strenge Forderungen an mich machen werde, so will ich froh sein, wenn ich bis auf den August auch nur dieses Gedicht zu Stande bringe.

Alsdann werde ich sehen, meine Ritter von Malta einmal zur Ausführung zu bringen; denn es läßt sich an, daß ich für die Horen dieses Jahr nicht viel werde zu arbeiten haben. Goethe ist auf einer Spur, sehr viel und viel Gutes dafür zu thun.

Von unseren Monodistichen kann ich Dir nichts communiciren. Ich darf nicht aus der Schule schwatzen; auch qualificirt sich noch nichts zur Ausstellung.

Für Logis, Betten und Meubles für Euch ist schon gesorgt. Humboldts geben ihre Wohnung mit größtem Vergnügen her, und da werdet Ihr alle Bequemlichkeiten finden.

S.

Dresden, 23. Februar 1796.

Der Schluß Deines Aufsatzes über sentimentalische Dichter hat mir viel Freude gemacht. Besonders war das, was Du über den Unterschied der Idealisten und Realisten äußerst, sehr nach meinem Sinne. Vielleicht ließe sich noch manches über diesen Gegenstand sagen, wenn man ihn besonders behandelte. — Herder habe ich in der Iduna gleich erkannt. Was er eigentlich damit will, ist mir nicht ganz klar geworden. Indessen sind schon die einzelnen Bemerkungen über nordische Mythologie interessant. — In der Uebersetzung des Properz hat mir vieles wohl gefallen. Sind es denn die famosen Uebersetzungen, die uns Knebel bei der Frau von Stein

vorlesen wollte, wo wir ihm fast alle entwischten? — Schlegel sagt manches Gute über den Rhythmus, besonders wo er auf das Unbefriedigende im Moritz aufmerksam macht; aber tief genug ist er noch nicht eingedrungen. Sein körperliches Bedürfniß erklärt nicht viel. Ganz anders erscheint die Lehre des Rhythmus, wenn man von dem Punkte ausgeht, daß die Zeit — das Successive — ein Werkzeug der Darstellung sein soll. Dann bemerkt man die Unterschiede unter den mancherlei Verhältnissen der Theile eines Zeitraums, der bedeutenden Abwechselungen der ausgefüllten und der leeren Zeit. Die ausgefüllte Zeit ist das Symbol der inneren Lebenskraft — das Ich — die leere Zeit das Symbol des äußeren Widerstandes — das Nichtich. Hier habe ich manches Fruchtbare für Tanz, Musik, Poesie und Numerus der Prosa gefunden, und dadurch bin ich zum Theil noch nicht viel weiter in meinem Aufsatze, den Du zuerst erhalten sollst. Du mußt Geduld mit mir haben. Wenn man nur einzelne Stunden an Dingen dieser Art arbeiten kann, so wird freilich nicht viel fertig.

Noch lebt die Hoffnung für unsere Reise. Dora wird mit der Herzogin nach dem Carlsbade gehen; aber dies hindert sie nicht erst nach Jena zu kommen. Bleib' nur hübsch gesund.

K.

Jena, 8. März 1796.

Hier das neue Stück der Horen, welches Du ein wenig mager finden wirst. Dafür wird es vom vierten Stücke an reicher und besser hergehen. Goethe hat interessante Beiträge dazu unter der Feder, und auch Schlegel hat schöne Sachen geschickt. Ich werde, so Gott will, vor dem October dieses Jahres nichts dafür zu thun brauchen, und während dieser Zeit in der Poesie leben und weben. Bis jetzt habe ich mich aber wegen Unpäßlichkeit und Zerstreuung von außen noch immer nicht hineinfinden können, und ich fürchte, ich halte mich in dieser Unschlüssigkeit hin, bis Du kommst.

Vielleicht hat Dir Schlegel schon gesagt, daß sein Bruder in drei Wochen nach Dresden kommen wird, wo er einen Monat zu bleiben gedenkt, und dann nach Jena kommt. Er wird also gerade mit Euch hier eintreffen. Daß Voß etwa im Mai herkommen wird, habe ich Dir, wie ich denke, schon geschrieben.

Jetzt sind es nur noch sechs Wochen bis zu Eurer Ankunft. Gebe der Himmel, daß Ihr alle recht wohl bleibt, und daß nichts unsere Freude störe.

Lebe recht wohl. Ich habe heute einen schrecklichen Posttag, daß ich mich kaum besinne.

S.

Jena, 21. März 1796.

Ich reise übermorgen auf vierzehn Tage nach Weimar, woraus Du siehst, daß ich mir etwas zutraue. Es ist aber freilich ein Wagestück, denn außer zweimal Spazierenfahren in diesen schönen Tagen, bin ich seit dem Herbst nicht vor die Hausthür gekommen. Goethe, bei dem ich logiren werde, will es mir aber so bequem machen, wie ich's bei mir habe; und da ich in Weimar nicht auszugehen brauche, so macht bloß die Hin- und Herreise eine Veränderung in meinem gewöhnlichen Leben. Er reist alsdann wieder mit mir hierher, wo er solange bleiben wird, bis Ihr kommt, um seinen Meister zu vollenden.

Iffland kommt auf den Charfreitag nach Weimar, um einige Wochen dort zu spielen. Es ist schade, daß Ihr nicht einen Monat früher Euch auf die Reise machen könnt, um noch davon zu profitiren. Dies ist es übrigens nicht, was mich selbst nach Weimar zieht, denn ich werde ihn schwerlich spielen sehen, da ich in dieser Jahreszeit nicht bei Nacht aus dem Hause kann.

Kannst Du mir nicht sagen, ob Funk etwa Lust hat, während Eures Hierseins hierherzukommen?

In meinen Arbeiten, wo ich seit Neujahr zu keiner Entscheidung kommen konnte, bin ich nun endlich ernstlich bestimmt, und zwar für den Wallenstein. Seit etlichen Tagen habe ich meine Papiere vor, weil ich doch schon manches, den Plan betreffend, darüber notirt, und ich

gehe mit großer Freude und ziemlich vielem Muthe an diese neue Art von Leben. Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen; aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. Soviel weiß ich, ich bin auf gutem Wege, und erreiche ich auch das lange nicht, was ich von mir fordere, so erreiche ich doch mehr, als ich in diesem Fache sonst geleistet habe. Eine große Freude wird mir's sein, mit Dir darüber zu reden; denn wenn Du kommst, hoffe ich in dem Plan schon wichtige Fortschritte gemacht zu haben.

Der Musenalmanach wird dieses Jahr nicht erscheinen; aber unsere Epigramme werden wir, wenn das Tausend voll wird, gemeinschaftlich in einem eigenen Band herausgeben. Davon mündlich ein Mehreres.

S.

Dresden, 22. März 1796.

Ich habe schon meinen Urlaub für den Monat Mai genommen, und die Woche vorher gehört zu unseren Meßferien. Bei uns ist jetzt alles gesund; bleibt es so, so geht es auf den Sonntag über vier Wochen fort. Schone Dich nur recht unterdessen, daß wir Dich womöglich ungestört genießen können. Daß Du nicht ängstlich für die Horen zu sorgen brauchst, freut mich sehr. Funk wird nun wohl auch fleißig sein; wenigstens sehe ich aus seinem letzten Briefe, daß er mit Ernst an die ita-

lienische Geschichte geht. Schlegel ist auch für manche Fächer zu brauchen, besonders für's Historische, wie er beim Ugolino gezeigt hat. Wenn wir alle in Jena beisammensein werden, wird uns vielleicht manches Gute für die Horen einfallen. Voß kennen zu lernen, ist mir interessant. Einige Härten mag er übrigens im Charakter haben. Seine Art mit Heyne zu polemisiren gefällt mir nicht, obwohl Heyne größtentheils unrecht haben mag.

Das neue Stück der Horen enthält doch manches Gute. Engels Erzählung ist hübsch behandelt, wenn sie auch ein wenig lang ausgesponnen ist. Er scheint zu den Schriftstellern zu gehören, die sich gern lesen; wie mancher im Gespräch sich gern reden hört. Der Frau von Stael hast Du wohl durch die Uebersetzung zu viel Ehre erweisen lassen. Einzelne gute Bemerkungen findet man wohl; aber im Ganzen herrscht eine gewisse Schwäche mit großer Prätension verbunden. Wahrscheinlich ist das Fleisch bloß wegen der Sauce vorhanden, auf die ich sehr neugierig bin. Sollte vielleicht Goethe die Anmerkungen machen wollen?

Schlegels Aufsatz ist etwas trockener im Vortrage, als die ersten Briefe, und befriedigt noch nicht in Ansehung des Stoffs; ob es wohl nicht an fruchtbaren Ideen fehlt. Der Tourville scheint das Product eines guten Kopfs, dem es nur noch an Uebung im Style mangelt. Dieser ist manchmal vernachläßigt, manchmal zu sehr geschmückt. Indessen liest man diesen Aufsatz

mit Vergnügen; und der Verfasser sollte mehr von dieser Art für die Horen liefern.

K.

Weimar, 10. April 1796.

Wenn Du Deine Reise um fünf oder sechs Tage früher antreten kannst, so kommst Du gerade noch recht zu der letzten Vorstellung von Iffland, und zwar zur Vorstellung des Egmont, den ich für das Theater bearbeitet habe, und der gewissermaßen Goethes und mein gemeinschaftliches Werk ist. Ich mußte verschiedene neue Scenen darin machen, und mit den alten mir manche Freiheit herausnehmen. Es würde Euch also in jedem Betracht eine rechte Curiosität sein. Zugleich fändet Ihr es an diesem Tage in Weimar recht lebendig; wir blieben noch einen Tag mit Goethe zusammen, reisten dann nach Jena, wo er uns in wenig Tagen nachkäme. Ueberlegt doch ja meinen Vorschlag, und ist er irgend ausführbar, so führt ihn aus. Wenn Ihr Donnerstag Nachmittag, den 21. April hier in Weimar seid, so kommt Ihr noch grade recht, die zweite Vorstellung Egmonts zu sehen. Die erste ist den Tag vorher. Egmont kann, wenn Iffland fort ist, nicht wieder gegeben werden, und das Stück muß dann solange liegen bleiben, bis man einen neuen Schauspieler hat, der seine Rolle spielen kann.

Sei so gut und grüße beide Schlegel, die jetzt ver-

muthlich beisammensein werden, von mir. Sage dem Dichter Schlegel auch vom Egmont; vielleicht kann er um diese Zeit auch hier sein. Den 16ten wird Iffland den Franz Moor in den Räubern spielen.

Ich habe mich in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden, und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin, als in die Komödie, und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beschwerlichkeit die Gesellschaft besuchen, die hier im Hause sich versammelt, schlafe wieder die Nächte, und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhause, das keine Logen hat, hat Goethe mir eine besonders machen lassen, wo ich ungestört sein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigstens den Vortheil habe, mich vor niemand zwingen zu dürfen. Gearbeitet habe ich unter diesen Umständen freilich nichts für meinen eigenen Heerd; aber der Egmont hat mich doch interessirt, und ist mir für meinen Wallenstein keine unnützliche Vorbereitung gewesen.

Lebe wohl und grüße die Frauen herzlich von uns beiden. Entschließt Euch ja, meine Proposition anzunehmen, und gieb Du mir sogleich davon Nachricht.

S.

Weimar, 11. April 1796.

Ich höre eben, daß die zweite Repräsentation des Egmont zwei Tage später, etwa den 23sten einfallen wird, weil Iffland noch zwei Tage länger hierzubleiben Mittel gefunden hat. Ihr braucht also bloß vier Tage früher einzutreffen, um das Stück noch mitzunehmen. Könntet Ihr aber schon den 21sten hier sein, so wäre es freilich um so besser. Ich schreibe Dir dieses unverzüglich. Meinen Brief von gestern wirst Du vermuthlich mit dem heutigen erhalten. Adieu.

S.

Dresden 12. April 1796.

Noch hat sich nichts ereignet, das unsere Reise hindern könnte, und sie bleibt, wenn nicht inzwischen etwas vorfällt, auf künftigen Sonntag über acht Tage, als den 24sten, festgesetzt. Wir bringen auch Graf Geßler mit. Er war schon vor etlichen Wochen nach Italien abgereist; aber auf den ersten Stationen fühlte er, daß seine Gesundheit die Reise noch nicht ertragen konnte, kehrte um, und ließ seinen Gesellschafter voraus nach Regensburg reisen, wo er ihn nunmehr abholen wird, wenn er mit uns in Jena gewesen ist.

Schlegel ist hier, und gefällt mir recht wohl. Er hat mehr Politur als der jüngere Bruder, ohne Flachheit; für das Vortreffliche in der Kunst hat er ächten

Enthusiasmus, und im Umgange viel Leichtigkeit und guten Humor. — Seine Uebersetzungen aus dem Shakespeare, wovon Du schon etwas hast, machen ihm gewiß Ehre.

Unter den neuen Meßproducten habe ich zur Zeit nur Fichtes Grundlage des Naturrechts. Aber wenn jede Messe nur ein einziges solches Product brächte, könnte man schon zufrieden sein. Ohne Kant würden wir vielleicht keinen Fichte haben; aber Fichte verdanken wir eine Ernte von Kants Aussaat, die wir sonst schwerlich zu erwarten gehabt hätten. Was Abstraction ist, habe ich fast nirgends in einem philosophischen Producte in solcher Vollkommenheit gefunden. Dies allein ist es auch, was seine Schriften so schwer zu lesen macht. Sonst hat sein Styl vor dem Kantschen große Vorzüge: er vermeidet unnöthige Kunstwörter; seine Perioden sind kurz, und nicht durch eingeschobene Sätze verdunkelt. Sein Ausdruck strebt auf Kosten des Wohlklangs nach der höchsten Deutlichkeit und Bestimmtheit. Für diesen Zweck hat er den Muth, dasselbe Wort, was für ihn unentbehrlich ist, unzähligemal zu wiederholen; und wem es um die Sache zu thun ist, wird ihm dies ebenso wenig verargen, als es dem Mathematiker verargt wird, wenn man die Zeichen +, —, = zwanzigmal auf einer Seite findet. Aber in der Abstraction muß man ihm folgen können, muß die Einbildungskraft wie er beherrschen, daß sie nichts Concretes in den reinen Begriff mische. Dies kostet Anstrengung.

Dagegen aber hat sich die Phantasie, däucht mich, an ihm gerächt — so wie an Kant — wo er ihrer bedurft hätte. Wo er für die Praxis Vorschläge thut, hat er sich die möglichen Fälle oft einseitig gedacht. Besonders gilt dies, wie mir scheint, von seinen Ephoren. In dem metaphysischen Theile kann ich schon jetzt fast alles unterschreiben, und ich ahne, daß mir, wenn ich ihn genauer prüfe, nichts übrig bleiben wird, als Fichtes Commentator zu machen; ungeachtet ich mich seit mehreren Jahren mit diesem Gegenstande beschäftige.

K.

Dresden, 15. April 1796.

Iffland hätte ich sehr gern spielen gesehen, und besonders in diesem Egmont; aber es ist ganz unmöglich. Ich müßte schon den Montag in künftiger Woche von hier abreisen, und auf die ganze künftige Woche ist noch sehr gerechnet. Ich habe noch ein Paar Vorträge zu machen, die sich nicht bis nach meiner Zurückkunft aufschieben lassen, und im Hauswesen ist noch manches zu besorgen, was zu den Reiseanstalten bei einer ganzen Familie gehört: z. B. eine Wäsche, die gerade auf den Montag angesetzt ist. Iffland sehe ich wohl noch einmal sonst, und das neue Manuscript von Egmont werde ich doch bei Dir lesen können. Ueberhaupt ist es mir leicht geworden, diesen Genuß aufzugeben, da mir Dein letzter Brief sonst so viel Freude gemacht hat. Außer dem, was

Du von Deiner Gesundheit und Deinem Humor schreibst, freut mich besonders Dein Verhältniß mit Goethe immer mehr. Seine mannigfaltigen Attentionen für Dich, und das Zutrauen, mit dem er Dich über eins seiner Lieblingsproducte schalten und walten läßt, beweisen für seine herzliche Anhänglichkeit. Eure Verbindung muß für Euch beide eine Quelle von vielem Genuß sein, und für die Kunst habe ich große Erwartungen davon; deren Erfüllung fast bloß von Deiner Gesundheit abhängt. Ich sehe eine Möglichkeit, wie Ihr zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden! Aber auch ohne diesen Fall müssen sich in Euren Werken die köstlichsten Folgen von dieser gegenseitigen Annäherung immer mehr zeigen. Eure Verschiedenheit konnte fast nicht besser ausgesucht werden, um Eurem Verhältniß die größtmögliche Würze zu geben.

Daß Goethe nach Jena kommt, ist herrlich. Auf alle Fälle hätten wir ihn auch in Weimar aufgesucht. Von Jena aus dachten wir mit Dir, nach Deiner Bequemlichkeit, dahin zu reisen. Gehst Du nicht wieder hin, so bleibt's.

An den Dichter Schlegel werde ich Deinen Auftrag ausrichten. — Uebrigens bleibt's wegen unserer Abreise noch beim Sonntage — Abends in Grimma — Montag Abends in Löbichau, auf dem Gute der Herzogin, bei Altenburg — Dienstag Abends in Gera — Mittwoch Nachmittag in Jena.

K.

Leipzig, 18. Mai 1796.

Ein Paar schöne Wochen sind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch seinen Werth. Ich bin mit den glänzendsten Hoffnungen von Dir abgereist. So wie ich Dich gefunden habe, kann ich die Ausführung aller der Pläne, von denen wir gesprochen haben, mit der größten Wahrscheinlichkeit von Dir erwarten. Auch mich fühle ich gestärkt und begeistert zu neuer Thätigkeit, und die Entwürfe zu künftigem gemeinschaftlichem Lebensgenuß bleiben mir immer im Gesicht. Daß ich auch Goethe nähergekommen bin, weiß ich gewiß zu schätzen, und Du kannst ihm Bürge dafür sein. Sage ihm ja recht viel Herzliches von uns allen. Sein neuestes Gedicht können wir nicht aufhören zu lesen und zu hören. Wird Hero und Leander jetzt fertig, so bitte ihn doch um eine Abschrift für uns. Auf die größte Discretion kann er rechnen. Von der Besorgung seiner Aufträge werde ich ihm selbst schreiben.

K.

Jena, 23. Mai 1796.

Laß Dir noch herzlich für das frohe Leben danken, das wir zusammen geführt. Wie ein Traum ist mir's vorübergegangen; aber die Folgen sind glücklich und bleibend für mich. Ich habe nun Gelegenheit gehabt, uns beide nicht nur, sondern alles, was zu uns gehört als

Ganzes zusammengestellt zu sehen, und die ruhige Harmonie, die es macht, giebt mir für künftige Pläne den besten Muth und die fröhlichsten Hoffnungen. Es ist meiner Frau und mir recht innig wohl mit Euch gewesen, und das ist genug, mich zu bestimmen, wie ich die Zukunft, insofern sie in meiner Gewalt ist, anzuwenden habe.

Mit meiner Gesundheit hat es sich seit Eurer Abreise nicht verschlimmert, vielmehr bin ich gestern an dem schönen Tage spazieren gegangen, und habe mich wohl darauf befunden. Meine Frau ist zwar nicht krank, aber die Schwangerschaft setzt ihr doch sehr zu. Wenn nur alles gut vorübergeht. Ich bin seit einiger Zeit in meiner Familie sehr unglücklich, und es kostete mir oft, Euch diesen Eindruck zu verbergen. Meine jüngste Schwester, ein Mädchen voll Hoffnung, von Talent, und die auch hübsch war, ist vor acht Wochen im einundzwanzigsten Jahre ihres Lebens gestorben; meine zweite Schwester liegt auf den Tod, mein Vater ist bettlägerig an der Gicht, und meine Mutter — die schwächste in meiner ganzen Familie, die vor sieben, acht Jahren die heftigste langwierigste Krankheit nur durch eine wunderbare Krise überlebte — trug in diesen letzten Monaten die ganze Last des häuslichen Unglücks allein. Meine Eltern wohnen zwei Stunden von Stuttgart, und niemand als die Aerzte wollte sich in dieser Zeit dahin wagen; weil man sich vor Ansteckung fürchtet, da das kaiserliche Hauptspital

auf der Solitude ist. Endlich habe ich meine Schwester,*) die in Meiningen verheirathet ist, in den Stand gesetzt, hinzureisen und die Unserigen zu pflegen. Wäre das nicht gegangen, denn sie ist selbst nicht ganz gesund gewesen, so war es schon beschlossen, daß ich in der Mitte des Mai nach Schwaben reiste, um meine Familie von der Solitude wegzuschaffen, und Anstalten zu ihrer Pflege zu treffen. Meine Schwester von Meiningen schreibt mir nun, daß meine Mutter sich noch ganz gut halte, daß zur Besserung meiner zweiten Schwester noch Hoffnung sei, und daß es mit meinem Vater keine Gefahr habe.

Goethe habe ich während Eurer Abwesenheit nicht sehr oft gesehen. Er war einmal in Weimar, und da er wieder hier ist, macht er viele Excursionen auf das Land. Hero und Leander hat er noch nicht angefangen; aber noch etwas anderes von lustigem Inhalt las er neulich vor, das ich Euch schicken will, sobald ich's abgeschrieben erhalte. Vom Meister habe ich das siebente Buch im Manuscript gelesen, und begreife nun, wie er im achten fertig werden kann und muß.

Der Roman ist, was das innere Wesen und den eigentlichen Geist betrifft, schon mit diesem siebenten Buche aufgelöst, welches wieder vortrefflich ist. Ich schreibe Dir nichts davon, um Euch die Ueberraschung nicht zu verderben.

---

*) Schillers älteste Schwester, die erst am 31. August d. J. wenige Tage vor ihrem neunzigsten Geburtstage verstorbene Hofräthin Reinwald.

Goethe grüßt Euch freundlich, so wie wir alle. Hier der Vossius; wenn Du kannst, schicke mir ihn in einigen Wochen wieder; die anderen Bücher denke ich nächstens abzuschicken, der Verschlag ist noch nicht fertig.

S.

Lei zig, 29. Mai 1796.

Es ist doch traurig, daß die Sorge für die Deinigen Dich gerade in den Tagen unseres Beisammenseins beunruhigen mußte. Indessen habe ich nichts an Dir gemerkt, und es ist Dir sehr gelungen, Dich zu verbergen. Hoffentlich hast Du jetzt bessere Nachrichten. Ich kann es kaum erwarten nach Dresden zu kommen, um zu arbeiten. Das schlaffe Klima drückt mich hier nieder. Es ist gar eine betrübte Menschenrace, die hier den Ton angiebt, und man kann ihr weniger ausweichen, als in Dresden. Für die Horen und den Vossius danke ich. Cellini hat mir viel Freude gemacht; aber in Schlegels Aufsatz bemerke ich oft ein mißlungenes Streben nach Witz und Laune.

K.

Jena, 6. Juni 1796.

Zu der Ankunft in Dresden wünschen wir Euch herzlich Glück. Hoffentlich habt Ihr die Reise auch so wohl geendigt, als sie Euch bisher bekommen ist. Meine

Frau wird einige Zeilen beilegen. Die Krämpfe setzen ihr doch hart zu, und ich beunruhige mich oft wegen ihres Zustandes. Wie herzlich froh will ich sein, wenn alles gut vorbeigegangen ist.

Ich kann Dir heute nicht viel schreiben, lieber Körner, denn ich habe die Nacht nicht geschlafen, und der Kopf ist mir sehr wüst. Goethe ist noch hier, und der Roman rückt zu seinem Ende. Auch giebt es wieder viel neue Xenien, fromme und gottlose.

Ich habe auch sonst ein kleines Gedicht angefangen, das nicht schlecht werden soll. Mein nächster Brief wird es Euch wohl bringen. — Von Humboldt wirst Du einen Brief vorgefunden haben, worin er seine Reise nach dem Carlsbade, und also auch nach Dresden abschreibt. Ich fürchte, er kommt dieses Jahr auch nicht mehr hierher, und in dem nächsten hilft er mir hier nichts. — Von Schwaben aus habe ich Briefe, daß meine zweite Schwester außer Gefahr sei.

Carl ist wohlauf und grüßt den anderen Carl und die Emma. — Lebt herzlich wohl, Ihr Lieben. — Die Bücher kommen nächstens.

S.

Du erhältst hier bloß ein Exemplar der Horen auf Druckpapier, das Du mir mit Gelegenheit zurückschicken kannst. Die ordentlichen zwei auf Postpapier folgen in drei Wochen. — Cotta hat sich versehen.

Dresden, 13. Juni 1796.

Die Klage der Ceres ist köstlich. Dies Product beweist mir vorzüglich, daß es Dir gewiß nicht an eigentlichem Dichtertalent fehlt. Das Ganze ist poetisch gedacht. Du ließest die Phantasie ruhig wirken, und wachtest nur in der Ausführung über die Einheit des Tons. Sprache und Versbau sind äußerst vollendet, und passen zum Inhalt vortrefflich. Eine einzige Stelle S. 4: „Ach das Auge — fällt es nicht" hat beim ersten Lesen eine gewisse Dunkelheit, der vielleicht durch eine kleine Abänderung abgeholfen werden kann. Was mich besonders freut, ist die Hoheit im Ausdruck der Sehnsucht ohne Nachtheil der Weiblichkeit.

Der Druck gefällt mir nicht. Die Lettern sind stumpf und nicht gut gesetzt. Es wäre schade, wenn der Almanach nicht besser gedruckt würde. — Die zweite Lieferung des Cellini habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Die Pulververschwörung ist etwas trocken ausgefallen. — Die Charitinnen sind wohl von Voß? — Unter den anderen Gedichten ist mir die Sehnsucht nach Frieden am liebsten.

Friedrich Schlegel wir nun bald auch nach Jena kommen. Sein Bruder rühmt sehr, wie wohl es ihm dort geht, und wie sehr Du Dich für ihn interessirst. Vielleicht könntest Du beide Schlegel brauchen, um Dir bei den Horen einige Geschäfte zu erleichtern.

K.

Jena, 27. Juni 1796.

Nur zwei Worte für jetzt. Ich erhalte soeben das Ende von Wilhelm Meister, habe angefangen darin zu lesen, und nun bin ich ganz voll davon. Die Kiste mit Büchern geht heut nach Leipzig ab.

Ich hoffe Dir nächstens die Xenien zu senden, so wie sie jetzt beschaffen sind: Du wirst mehrere Hunderte, die Du noch nicht kennst und die nicht der schlechteste Theil davon sind, darunter finden.

Meine Frau hat doch seit etlichen Wochen weniger auszustehen gehabt. Carl ist wohl; mit mir ist's wie immer. Grüße Minna recht herzlich von mir. Daß Euch mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump.

S.

Ein kleines Gedichtchen aus dem achten Buche Meisters will ich Dir doch geschwind abschreiben. Es ist himmlisch, es geht nichts darüber. Mignon singt's, die in dem Roman stirbt.

Jena, 3. Juli 1796.

Diese ganze Woche lebte ich im Wilhelm Meister, den ich nun in seinem ganzen Zusammenhange lese und studire. Jemehr ich mich damit familiarisire, desto mehr

befriedigt er mich. Ich bin entschlossen, mir die Beurtheilung desselben zu einem ordentlichen Geschäft zu machen, wenn es mir auch die nächsten drei Monate ganz kosten sollte. Ohnehin weiß ich für mein eigenes Interesse jetzt nichts besseres zu thun. Es kann mich weiter führen, als jedes andere und eigene Product, das ich in dieser Zeit ausführen könnte; es wird meine Empfänglichkeit mit meiner Selbstthätigkeit wieder in Harmonie bringen, und mich auf eine heilsame Art zu den Objecten zurückführen. Ohnehin wäre mir's unmöglich, nach einem solchen Kunstgenusse etwas eigenes zu stümpern. Bietet sich mir eine poetische Stimmung an, so werde ich sie nicht abweisen; indessen ist für den Almanach hinlänglich gesorgt.

Hier neue Horen, welche das Stück des Cellini, das Goethe uns hier gelesen hat, enthalten.

S.

Dresden, 8. Juli 1796.

Zwei Briefe von Dir, ein Goethesches Gedicht, die Horen und die historischen Bücher sind angekommen. Das Gedicht von Goethe ist herrlich; aber Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben. In dieser Gattung kann Goethe Vorzüge vor Dir haben; aber diese Gattung ist nicht die ganze Sphäre der Dichtkunst. Begreiflich ist's indessen wohl, wie man in den ersten Aufwallungen des Enthusiasmus sich selbst verkennt. Bei meinem Aufent-

halte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Eure Talente zu vergleichen, und finde noch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste. Durch dies entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Product ist, aber ob sie geistvoll sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität — und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst, und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethes besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt. — Versuch' es nur Deiner Phantasie mehr Freiheit zu lassen, ohne zu sorgen, was sie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichterischen Plänen gesagt hast, wird gewiß dann am glücklichsten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantasie mit einem oder dem anderen zusammentrifft. Die Gestalt mußt Du finden, ohne sie zu suchen; aber die Darstellung kannst Du Dir dann zum Geschäft machen.

Ich freue mich, daß Du den Meister beurtheilen

willst: Dich wird diese Beschäftigung interessiren, und Dich auf manche fruchtbare Ideen bringen, und dann ist mir's um Goethes willen lieb. Um uns Werke von solchem Umfange zu liefern, bedarf er einer Aufmunterung. Für den deutschen Dichter giebt es keine Hauptstadt; sein Publicum ist zerstreut und besteht aus einzelnen Köpfen, die seinen Werth zu schätzen wissen, aber deren Stimme selten laut wird. Die unsichtbare Kirche bedarf eines Repräsentanten, sonst glaubt der Dichter in einer Wüste zu sein, und zu diesem Repräsentanten schickt sich niemand besser, als Du. In den Horen hat mich der Cellini und die Zauberin besonders interessirt. Schlegel scheint der Sturm weniger zu gelingen als Romeo. — Die Gedichte haben manches Gute. Von wem sind sie denn? — Die Stelle aus dem Plato enthält feine Bemerkungen, die einem Lust machen können, mehr im Plato zu lesen. Wenn man sich nur nicht durch soviel Geschwätz bei ihm durcharbeiten müßte!

Die historischen Bücher habe ich schon angefangen zu brauchen; besonders gefällt mir Strada. Wilhelms Apologie und Viglius Briefe hätte ich freilich noch gern gehabt. Indessen wird sich aus den vorhandenen Materialien schon etwas machen lassen. Wilhelm wird, däucht mich, am interessantesten, wo er in offener Fehde mit Philipp begriffen ist. Vorher ist manches in seinem Betragen, was die Wirkung stört, wenigstens wenn man nicht Data genug hat es zu motiviren.

Ich habe daher Lust, alles bis zu der Zeit, wo Deine Geschichte aufhört, nur kurz zu berühren.

K.

Jena, 11. Juli 1796.

Vor zwei Stunden, diesen Mittag gegen Eins, erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geschwind, und ging unter Starks Hilfe überaus gut und glücklich vorüber. Meine Freude ist doppelt, denn der neue Ankömmling ist ein Junge, der ganz frisch und munter in die Welt guckt. — Ein großer Stein ist mir nun vom Herzen gewälzt; für den weiteren Gang der Wochen wird der Himmel auch sorgen; ich habe jetzt wieder Muth und Hoffnung.

Grüße Minna herzlich von uns beiden, und auch Dorchen, wenn Du ihr schreibst. Die Mondlandschaft wird große Freude machen, wenn sie anlangt. Nächstens mehr, heute habe ich keinen Augenblick Zeit.

S.

Dresden, 22. Juli 1796.

Schon seit ein Paar Posttagen warte ich auf Nachricht von Dir wegen der Wöchnerin und des Kleinen. Hoffentlich geht doch alles gut. Schreib' nur ein Paar Zeilen darüber.

Schlegel ist gestern abgereist, und wird bald in Jena

sein. Er bringt einen Aufsatz über Cäsar und Alexander, der gute Ideen enthält, aber freilich noch in der Form beträchtliche Mängel hat. Ich habe ihn auf einige aufmerksam gemacht, aber die Zeit war zu kurz. Vielleicht kannst Du doch noch etwa einen Gebrauch davon machen. In dem Journale Deutschland steht eine Recension unter seinem Namen von Deinem Almanach. Er hat sie schon längst gemacht, und Michaelis hat sie ihm untergebracht. Sie enthält gute Bemerkungen; aber der Ton ist hier und da zu hart und anmaßend. Jetzt ist ihm bange, daß Du etwas von dieser Recension erfahren, und ihn wegen einiger Stellen mißverstehen möchtest. Ich habe ihn zu beruhigen gesucht. Du kannst fast keinen wärmeren Verehrer haben, als ihn, und wo er aus einem anderen Tone zu sprechen scheint, so ist's bloß Recensentencostüm, oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen.

Mit Sehnsucht warte ich auf die Xenien, wovon Du mir eine Abschrift schicken wolltest.

S.

Jena, 23. Juli 1796.

Mit meiner Frau und dem Kleinen ist es diese vierzehn Tage über gut gegangen. Sie besonders befindet sich über alle Erwartung wohlauf; nur die Milch, welche überhaupt sparsam genug kam, bleibt seit mehreren Tagen aus, so daß sie gegen ihre Wünsche das Stillen

aufgeben muß. Zwar will sie es noch eine Woche probiren; aber es hat keinen Anschein dazu. Der Kleine mag freilich wohl diese kärgliche Nahrung spüren, doch ist es bis jetzt ziemlich gut mit ihm gegangen. Mit mir war es in diesen vierzehn Tagen nicht ganz richtig, und dies ist vorzüglich Ursache, daß ich Dir keine Nachricht gab. Auch habe ich mich über Zerstreuungen und Verwirrungen in der Zeit verrechnet, und wußte nicht, daß ich Dich so lange warten ließ. Ich habe Dir also wohl auch nicht geschrieben, daß meine Frau darauf bestanden hat, die Minna zur Pathin des Kleinen zu erwählen. Sie steht in dem Kirchenbuche, und wird sich also ihrer christlichen Pflichten erinnern.

Goethe war unterdessen auch auf einige Tage hier, um mit mir eine Conferenz über den Meister zu halten. Wenn diese Angelegenheiten abgethan sind, so will ich Dir die Briefe schicken, welche sie zwischen uns beiden veranlaßt haben. Sie werden Dich sicher interessiren.

Die Xenien konnte ich Dir nicht mehr schicken, weil der Buchdrucker mich drängt; auch ist mit dem Ganzen eine Veränderung vorgegangen. Nachdem ich die Redaction davon gemacht, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Xenien nöthig sei, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände einem nicht so leicht zu Gebote stehen, und auch die Vollendung des Meister Goethe und mir eine starke Diversion machte: so

sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Außerdem, daß die obigen Gründe dieses nothwendig machen, so gewinnen wir wenigstens noch dieses dabei: daß die einzelnen Xenien einander weniger Schaden thun, weil sie durch verschiedenartige Producte von fremden Verfassern unterbrochen werden; daß manche, welche zusammengehörten, nun auch wirklich zusammengehängt werden, weil wir an die Monodistichalform nicht mehr gebunden sind; endlich auch noch dieses: daß sie jetzt, wo sie unter eigenen Titeln im Register laufen, dem Almanach einen weit größeren Anschein von Reichthum geben. Unter die polemischen kommen jetzt nur Chiffern, unter die unschuldigen setzen wir unsern Namen.

Die schwäbischen Angelegenheiten und die politischen überhaupt beunruhigen mich doch auch sehr; und es mag fallen wie es will, so wird es uns arme Achiver manch hartes Opfer kosten. Ich würde es sehr stark spüren, wenn Cotta so sehr entkräftet würde, daß er seine Unternehmungen einschränken müßte; ohnehin wird das Bücherwesen einen großen Stoß erhalten, und die politischen Aspecten begünstigen mich auch von Seiten des Coadjutors nicht mehr, der wahrscheinlich um seine Aussichten betrogen ist. Indessen müssen wir erwarten, was der Himmel über uns verhängt.

S.

Dresden, 8. August 1796.

Dein letzter Brief hat uns wegen der Wöchnerin und des Kleinen beruhigt. Da sie schwächlich ist, mag sie das Stillen ja aufgeben. Es ist immer eine schlechte Speculation für das Kind, wenn man es in Gefahr setzt eine Mutter einzubüßen, um ihm eine Amme zu verschaffen.

Schicke mir ja die Briefe über den Meister; ich bin äußerst begierig darauf.

Es ist doch fast schade, daß die Xenien als einzelne Epigramme in einem Almanache erscheinen sollen. Ihr werdet gewiß beide die Lust verlieren, sie als ein Ganzes zu vollenden. Eine Zierde für den Almanach bleiben sie freilich, aber sie wirken nicht mehr en masse. — Die politischen Vorfälle werden hoffentlich unsere Zirkel nicht stören. Wir leben nicht in der politischen Welt, und verlangen nichts als Ruhe; und hierzu ist wenigstens im obersächsischen Kreise der größte Anschein. Hier sagen Leute, die Gelegenheit haben etwas zu erfahren, die Neutralität für den obersächsischen Kreis sei schon bewilligt. Wenigstens ist gewiß, daß die Pferde des Churfürsten von Weißenfels zurück sind, wohin der Churfürst gehen wollte, um der Armee näher zu sein. Für Cotta sehe ich keine Gefahr, da der Friede mit Würtemberg geschlossen ist. Jede literarische Unternehmung hat freilich jetzt einen ungünstigen Zeitpunkt, da die Augen der Menge auf die Zeitungen geheftet sind;

doch wird sich dies nach dem Frieden schon wieder ändern.

Der Coadjutor ist wirklich zu bedauern; er hat so viel aufgeopfert, um ein Ziel zu erreichen, das ihm vielleicht jetzt auf immer aus den Augen gerückt wird. — Das Sicherste ist wohl jetzt sich auf keinen Fürsten, sondern auf seine eigene Industrie zu verlassen. Dir kann es nicht fehlen, sobald Dich Deine Krankheit nicht hindert, und auf diese brauchst Du jetzt nur insofern Rücksicht zu nehmen, daß Du für den Fall einer wöchentlichen oder monatlichen Unthätigkeit etwas zurücklegst. Dies hast Du, däucht mich, schon erreicht.

Von Geßler haben wir Nachricht aus Rom; er hat eine beschwerliche Reise durch Tyrol gehabt, da ihm gerade die zusammengezogenen Bauern und die Transporte der Truppen begegneten. — In Rom ist er noch zu rechter Zeit angekommen, um die wichtigsten Sachen, die nach Frankreich abgeliefert werden sollen, zu sehen. Jetzt ist er nach Neapel gegangen. Unterwegs hat er auch das Schloß in Baiern besehen, von dem ihm Goethe erzählt hatte, und dort eine Metallarbeit von Cellini gefunden.

K.

Jena, 15. August 1796.

Ich kann Dir heute nur ein Paar Worte schreiben. Die Post nach Schwaben ist wieder offen, und ich habe eine starke Expedition dahin. Von meiner Familie in

Schwaben habe ich tröstlichere Nachrichten, als ich erwarten konnte. Von dem Kriege hat sie soviel nicht gelitten, desto mehr aber von dem Zustande meines Vaters, der an einer hartnäckigen und schmerzhaften Krankheit dem Tode langsam entgegenschmachtet. Wie traurig dieser Zustand bei gegenwärtigen Umständen ist, kannst Du denken.

Cotta schreibt mir auch, daß man in Tübingen wenig von den Franzosen belästigt worden sei; überhaupt sei es in den Städten noch ganz gut abgelaufen, einige Dörfer aber geplündert worden. Die buchhändlerischen Geschäfte, und folglich auch die schriftstellerischen, gehen ihren ordentlichen Gang. Horen können aber der Post noch keine anvertraut werden; wie denn überhaupt die schwäbischen Briefe nur durch den Umweg über Frankfurt hierherlaufen.

Mit meiner Frau, die sich Euch herzlich empfiehlt, geht es recht gut. Auch der kleine Ernst, obgleich er schwächlich ist und viel von Krämpfen leidet, hält sich sonst ordentlich, und fängt an, sich gut an die neue Kost zu gewöhnen. Mit mir geht es wenigstens nicht schlechter.

Humboldts haben seit vierzehn Tagen eine große Reise nach dem nördlichen Theile Deutschlands bis auf die Insel Rügen angetreten. Er wollte diese Gegenden jetzt noch mitnehmen, weil er späterhin nicht mehr dahin zu gelangen hoffte; und eine Reise wollte und mußte er machen, um sich von dem Druck und Elend, das er bei seiner Mutter ausgestanden, etwas zu erholen. Diese

lebt immer noch, obgleich ohne Hoffnung des Aufkommens. Er glaubt sie bei seiner Zurückkunft in Berlin am 7ten September noch in den alten Umständen anzutreffen. Den ganz Kleinen haben sie in Berlin zurückgelassen, aber das Mädchen mitgenommen.

Der Almanach geht seinen Gang fort, und fällt sehr reich aus; ja er übertrifft den vorjährigen gewiß. Die Idee mit den Xenien ist nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernsthaften, philosophischen und poetischen sind daraus vereinzelt, und bald in größern bald in kleinern Ganzen vorn angebracht. Die schönsten von diesen kennst Du gar nicht, und wirst Dich sehr darüber freuen. So haben wir außer mehreren kleineren Ganzen siebzig, achtzig, die zusammengehören, in einer Folge vereinigt, und uns beide unterschrieben, ohne anzumerken, von welchem unter beiden die einzelnen sind.

Die satyrischen, welche eine Anzahl von zweihundertunddreißig ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach, wie die Epigramme im vorigen Almanach. Von mir wirst Du auch noch manches andere im Almanach lesen, was Du nicht erwartest.

Herzlich umarmen wir Euch. Schreibe bald wieder.

S.

Dresden, 29. August 1796.

Du hast mir durch die Mittheilung der Goetheschen Briefe viel Freude gemacht. Ich sehe ihn lebendig vor

mir in diesen Briefen. Besonders charakteristisch ist das Geständniß über das halbe Aussagen seiner besten Ideen. Ich finde in diesem Zuge eine gewisse Weiblichkeit, wovon ich überhaupt in Goethes Künstlercharakter einige Spuren zu bemerken glaube. Sehr einverstanden bin ich mit dem, was er über den unbehaglichen Ton in Herders Briefen sagt. — Was ist denn das für eine Parodie, wovon er spricht? — Die weimarsche Bemerkung über die Idylle ist doch gar zu erbärmlich. — Was er über den Meister schreibt, wünschte ich noch einmal mit Deinen Briefen zu lesen, worauf es sich bezieht, wenn ich das Werk selbst habe. Meine Erwartung darauf wird immer mehr gespannt. Es im Manuscript zu lesen, ist wohl keine Möglichkeit?

Mit der getroffenen Einrichtung wegen der Xenien bin ich sehr zufrieden. Auch die Societät dabei ist ein hübscher Einfall, den man nicht aufgeben durfte. — Wann erscheint denn der Almanach? Das Papier in Schwaben wird doch nicht alles zu Patronen requirirt werden?

Es ist traurig, daß Deine Familie in Schwaben jetzt außer den Uebeln des Krieges noch durch häusliche Leiden gedrückt wird. In unseren Gegenden werden wir nun wohl vom Kriege nichts zu besorgen haben.

Geßler hat mir wieder aus Neapel geschrieben. Die Existenz der Fremden ist jetzt in Italien sehr unangenehm. Da alles abreist, ist man mißtrauisch gegen jeden, der hinkommt. Nicht einmal einen Berg darf man zu mi=

neralogischem Behufe ersteigen, ohne Verdacht zu erregen. Geßler hatte noch keinen Paß nach Sicilien, und Senf hat Mühe gehabt, einen in Rom für Neapel zu bekommen. Goethe wird nun wohl seine Reise bis auf bessere Zeiten aufschieben. Dies darf Dich nun nicht abhalten, Deinen Plan für's künftige Jahr auszuführen. Goethe könnte ja auch hier sein, und würde gewiß auch für sein Studium manches noch Unbenutzte hier finden.

— Funk hat mir einen historischen Aufsatz für die Horen geschickt, mit dem er sehr unzufrieden ist. Ich glaube, daß er noch einige Nachhilfen bedarf, die ich ihm auch angegeben habe; aber dann wird es gewiß ein recht brauchbarer Beitrag. — Ich selbst bin nicht müßig gewesen, aber noch mit nichts fertig.

K.

Hier ein kleines Lebenszeichen; ich mußte die Lettern zum Almanach probiren, und habe dieses Gedicht als Schriftprobe abdrucken lassen. Ich hoffe, es soll Euch gefallen. — Lolo grüßt herzlich. Sie ist seit einigen Tagen bei dem Gebrauch der Molken etwas besser. Lebet wohl, Ihr Lieben. Es ist Nachts eilf, ich muß aufhören.

S.

Dresden, 21. September 1796.

Schon war mir wegen Deines langen Stillschweigens bange, als gestern der Brief Deiner Frau uns beruhigte. Daß Du mit dem Almanach zu thun haben magst, will ich wohl glauben. Indessen ist es doch besser, daß Du den Druck dirigiren kannst. Bei den jetzigen Umständen würde die öftere Correspondenz nach Tübingen sehr schwierig sein. Nun muß man doch bald Aushängebogen haben können. Laß mich ja nicht zu lange darauf warten.

Wie steht's denn mit den Horen? Sollte denn Cotta nicht nunmehr bald etwas liefern können? Der Meister wird doch jetzt gedruckt?

Geßler schreibt aus Neapel, daß die Fremden dort eine fatale Existenz haben. Wahrscheinlich kommt er im Frühjahr zurück. Er hat Lust sich in der Nähe von Dresden ein Gut zu kaufen, und ich suche ihm jetzt eins in einer hübschen Gegend aus. Nach meinem Plane können wir künftig da unsere Conferenzen halten. Er hat einige Kunstsachen in Italien gekauft, besonders Abgüsse von berühmten Statuen, die er aufstellen will. Wenn es nach mir geht, soll eine recht artige Villa daraus werden, wo wir gemeinschaftlich oft manchen Genuß haben wollen. Für einen zweckmäßigen Büchervorrath werde ich schon sorgen.

Geßler hat wirklich viel Empfänglichkeit und guten

Willen. Seine Lage wird daher ihm und uns noch manche Annehmlichkeiten verschaffen.

K.

Jena, 29. September 1796.

Nur zwei Worte, lieber Körner, zur Begleitung des Almanachs. Schon seit neun Tagen leide ich neben meinen Krämpfen an einem Zahngeschwür, welches mir das Leben ordentlich verleidet. Auch der kleine Ernst ist seit etlichen Tagen sehr von Krämpfen mitgenommen worden; heute zeigt sich ein Ausschlag, worauf er sich ein klein wenig besser befindet. Der Himmel füge es zum Besten. Dieses Jahr ist so verwüstend für die Meinigen.

Meiner Schwester ist nun auch mein Vater in's Grab gefolgt; freilich nach einem so langwierigen, traurigen Krankenlager, daß wir längst alle Hoffnung aufgaben, und der Tod eine Wohlthat war. Aber Du begreifst wohl, daß sich das Herz unter solchen Erfahrungen nicht erheitern kann.

Lotte und Carl sind gottlob wohl. Mein Schwager und Schwägerin sind schon seit etlichen Monaten hier, auch Goethe. Humboldt meint in drei Wochen hier sein zu können.

S.

Dresden, 5. October 1796.

Es ist doch traurig, daß gerade bei der Vollendung des Almanachs soviel sich vereinigte, Dir Deine Existenz zu verbittern. Eine Erleichterung hat Dir's vielleicht gegeben, daß Du über den mancherlei Geschäften bei Besorgung des Drucks u. dgl. nicht zu Dir selbst kommen konntest. Aber ich hätte Dir so gern den Genuß gegönnt, den Dir im Zustande der Unbefangenheit eine solche Sammlung gegeben haben würde, wenn sie nun gedruckt vor Dir gelegen hätte. An mir hast Du ein sehr gutes Werk gethan, daß Du mir gleich ein Exemplar geschickt hast; ich fand manchen neuen Schatz darin. Unter den Gedichten von Dir, die ich noch nicht kannte, sind meine Lieblinge: Das Mädchen aus der Fremde und Pompeji. Goethes Schwank: Die Musen in der Mark, hat mir großen Spaß gemacht. Unter den Distichen fand ich manches Neue, manches geändert. Ich habe gesucht mir die Xenien fremd zu machen, und alles Persönliche dabei zu vergessen, und es sind nur wenige unter den polemischen, die ihren Werth nicht behaupteten. Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele giebt, herscht bei weitem in dem größten Theile, und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat; er mag sich nun für literarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für's Komische selten in unseren Tagen, und mancher möchte seine Stumpfheit

gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeisselt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Producte auch von dem nicht interessirten Theile des Publicums anders aufgenommen werden, als sie sollten.

Daß Du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gieb ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben.

K.

Dresden, 11. October 1796.

Meine ersten ruhigen Stunden in den Ferien habe ich für Deinen Almanach bestimmt. Es ist mir Bedürfniß, mich umständlicher mit Dir über das Einzelne zu besprechen.

In Alexis und Dora schätze ich besonders die weise Anordnung des Ganzen. Ein liebender Jüngling wird als Dichter dargestellt; es ist ihm Bedürfniß und Linderung, die Bilder der schönen Vergangenheit zurückzurufen, in ihnen zu schwelgen, sie mit aller Pracht des Rhythmus und der Sprache auszumalen. Er beginnt mit der Schilderung dessen, was ihn umgiebt. Der Ge-

gensatz führt ihn bald auf seine herrschende Idee. Der natürlichste Uebergang leitet ihn dann auf die Geschichte seiner Liebe. Nun folgt die höchste Begeisterung, dann Entwürfe, frohe Aussichten — und nun führt der Gegensatz wieder schwarze Bilder herbei. Er erblickt den Abgrund, wohin ihn die Phantasie führt, läßt plötzlich den Vorhang fallen, erscheint wieder als Dichter und löst die Dissonanz mit der Stimmung auf, in der er das Gedicht anhub. — In der Geschichte selbst sind die einzelnen Züge trefflich gemalt, alle bedeutend und charakteristisch, jeder lebendig dargestellt, aber keiner mehr ausgemalt, als es die Stimmung des Erzählers erlaubt. Immer bleibt der einzelne Stoff der Idee des Ganzen subordinirt.

Dieser Idylle stelle ich gern die Klagen der Ceres gegenüber. Hier ist auch Sehnsucht, aber die Sehnsucht einer Göttin. Eine weibliche Hoheit athmet in dem Ganzen. Auch hier ist es der sprechenden Person Bedürfniß, ihre Gefühle zu äußern, und indem dies mit Würde und Anmuth geschieht, entsteht daraus ein Gedicht. Als Göttin unterliegt sie dem Schmerze nicht; sie kämpft gegen ihn mit holder Weiblichkeit, und besiegt ihn durch eine Schöpfung. Der Rhythmus ist äußerst glücklich gewählt. Die längeren Strophen geben ein Gepräge von ausdauernder Kraft, und diese wird wieder durch die kurzen Zeilen und durch die Trochäen gemildert, die dem Gange einer sanften Schwermuth angemessen sind. Dagegen halte ich das elegische Versmaß sehr passend zur

Darstellung männlicher Leidenschaft. Das unendliche Streben im Hexameter macht mit der gewaltsamen Beschränkung im Pentameter ein gemischtes Bild von dem Zustande einer endlichen Natur im Momente der Begeisterung.

Das Mädchen aus der Fremde ist gerade so ein liebliches Räthsel, wie in der Idylle S. 3 beschrieben wird. Hier bemerke ich gar nichts von Deiner ehemaligen Manier, die Producte der Phantasie für den Verstand zu würzen. Das Bild steht noch in der Gestalt vor uns, wie es empfangen wurde.

Pompeji und Herculanum gehört zu der Gattung der bessern griechischen Epigramme. Ein bestimmtes Object ist gegeben; aber nicht dieses Object selbst, sondern der Wiederschein davon in einer idealisirten Seele soll dargestellt werden. Hier ist es die Liebe des Alterthums in dem Momente, da die unterirdischen Schätze gefunden werden. Eine Schwierigkeit machte in diesem Falle der Umfang des Gegenstandes. Er gab eine Reihe von Bildern, die alle vor der Phantasie lebendig erscheinen mußten, um das Moment der Betrachtung zu vergegenwärtigen; aber bei keinem durfte der Dichter verweilen, um die Einheit des Ganzen nicht aufzuopfern.

Die verschiedene Weise der Moral konnte wohl von Herder sein. Es ist schade um den Schluß, daß der Anfang so abschreckend ist. Ein abenteuerlicher Gedanke, eine Allegorie durch die Casus und Modus der Grammatik durchzuführen. An die Grazien ist gar nicht

dabei gedacht worden. Auch lieb' ich den weichlichen Ton des Ganzen nicht. Hier halte ich die Kunst wirklich für unmoralisch, wo ihre Tendenz Erschlaffung ist.

Der didaktische Theil der Xenien erinnert an die Gnomen der Alten. Einzeln haben sie ihren Werth für den Verstand, und es ist gewiß verdienstlich, die Resultate des ernsten Nachdenkens klar und bestimmt in einer solchen Form darzulegen. Aber zum Gedicht werden sie, däucht mich, nur durch ihre Verknüpfung. Aus einer Reihe solcher Denksprüche geht ein Charakter hervor, und durch den Gedanken erscheint uns der Denker.

Wozu der Aufwand von Mythologie in Conzs Musen, um mit vieler Weitschweifigkeit höchst prosaische Gedanken zu sagen?

Kosegarten giebt oft ein warnendes Beispiel, wie man große Gegenstände nicht kleinlich behandeln soll. In der Harmonie der Sphären spielt er anfänglich mit dem Namen der Sternbilder, ohne daß alle die hochtönenden Phrasen der Phantasie ein einziges Bild geben. Dann kommt eine wirklich schöne Stelle vor: freundliche Erde — Rede dahin. Aber der andächtige und dabei matte Schluß verdirbt wieder die Wirkung des Ganzen. Auch lieb' ich weder „die Aeolsharfe" noch die „Harmonicaglocken" der Schöpfung. — In dem Gedichte „Arcona" ist viel geleistet, um die Scene zu vergegenwärtigen; aber dies ist nur das Mittel zum Zwecke. Was in dieser Scene gedacht wird, ist äußerst alltäglich. Erst eine Ueberzeugung vom Dasein Gottes aus Gründen, die

man ebenso gut in der Stube finden könnte, dann Zweifel über die Vorsehung bei einem Schiffbruche, dann Beruhigung, weil sich der Himmel wieder aufklärt. Dazu kommt der vielversprechende Rhythmus, der die höchste Pracht des Gedankens fordert. Ueberhaupt scheint Kosegarten noch nicht zu wissen, daß der Stoff nur das Fußgestell des Dichters ist, daß, wenn er selbst klein ist, er um desto kleiner erscheint, je größer es ist.

Das Andenken von S. Mereau — ein liebliches bescheidenes Blümchen in dem Kranze, den Du darbietest. Eine einfache Empfindung wird mit Zartheit und Wärme dargestellt, und giebt der Phantasie ein gefälliges Bild, während das Ohr an dem Wohlklange des Versbaus sich weidet.

In den Geschlechtern erkenne ich Dein Talent zur Poesie der Betrachtung. Auch hier erscheint der Betrachtende durch den höheren Gesichtspunkt, von dem er den vielumfassenden Gegenstand überschaut, durch den treffenden Blick auf das Bedeutende in der gegebenen Masse, und durch die Theilnehmung, mit der er bei den interessantesten Theilen des Stoffs verweilt.

Königin Kobold ist eine artige Tändelei. Aber Gedichte dieser Art fordern eigentlich einen Platz in einem größeren Ganzen. Einzeln sind sie mir wenigstens nicht recht genießbar.

In dem Gedichte an Aurora ist die Hauptidee schön und poetisch, wenngleich in der ersten Strophe einige Verse mißlungen sind.

Die drei darauffolgenden Distichen über die Vers-

arten sind mir vorzüglich werth. Besonders lieb' ich die Gattung des ersten und dritten, wo man an der Wahl des Bildes die Seele des Betrachtenden erkennt.

Die Göttergabe ist ein gefälliges Product eines guten Künstlers, wenn es auch hier und da noch gefeilter sein könnte.

Von ähnlicher Gattung scheint mir der Entschluß nicht zu lieben.

In den folgenden Gedichten von Dir, über Weiblichkeit, macht die männliche Behandlung mit der Zartheit des Stoffs einen für mich äußerst reizenden Contrast. Gern verweilt man beim Anblick der Kraft, die, ohne geschwächt zu sein, durch die höchste Empfänglichkeit gebändigt ist.

Der Bund gehört zu der Gattung, in welcher Matthisson glänzt. Sprache und Versbau sind sehr vollendet. Im ganzen herrscht eine Empfindung; aber freilich ist kein großer Ideenvorrath da, über den sie zu herrschen hätte. Der Orest in der zweiten Strophe scheint mir nicht in den Ton des Ganzen zu passen.

Das Exil macht einen rührenden Eindruck. Aber freilich ist es nur die Sehnsucht selbst, die hier dargestellt wird, nicht der Charakter des Sehnenden.

Gefälligkeit hat nichts Poetisches, als die äußere Form. — Die höchste Weihe — wirkliche Begeisterung und mehr Reichthum an Ideen, als in anderen Producten M.'s. Nur mißfällt mir die erste Strophe,

sie ist steif und dunkel. Was für eine Veredlung meint er hier? Doch nicht die Sulzersche?

Reim, Verstand und Dichtkunst — ein guter Gedanke, nur hier und da einige Härten im Ausdruck und Vers.

Sonnenuntergang im Walde hat als Schilderung einer Naturscene gewiß seinen Werth. Mir ist nur immer bei solchen Beschreibungen, als ob sie bloß zu Einleitungen für ein größeres Gedicht bestimmt wären. Der Vorhang ist aufgezogen, ich sehe den Schauplatz, und erwarte nun, daß die Personen auftreten.

Der Chinese in Rom — eine glückliche Einkleidung für eine sehr fruchtbare Wahrheit.

Diogen und der Bettler — gut erzählt. Nur lieb' ich nicht, daß man beim Diogenes an den Eulenspiegel erinnert wird.

Das Kind hat einen schönen Anfang — etwas Zartes und Lebendiges, was man an Conz nicht gewohnt ist. Aber die darauffolgende Lehre ist wieder trocken gesagt, und der Gedanke dazu aus Deiner Elegie entlehnt.

Zauberei der Töne — eine gefällige Behandlung eines einfachen Gedankens. Die Versart ist glücklich gewählt, und der Ton gut gehalten.

In dem Liede von Steigentesch stört mich das „nickte" am Schlusse. Auch macht das „Verlangen" in der ersten Strophe an dieser Stelle einen Mißton.

Der Wunsch — ein gemeiner Kiesel, den L. in

irgend einer Pfütze gefunden, und wahrlich nicht zum Diamanten geschliffen hat.

Der Besuch — dieselbe Behandlung wie bei dem Mädchen aus der Fremde. An Deinem Vermögen so zu dichten, hab' ich nie gezweifelt; aber oft fehlte Dir's am Willen. Hier ist mit Lieblichkeit und frischem Leben noch eine Hoheit vereinigt, deren Darstellung Dir vorzüglich gelingt. Das Ganze ist aus einem Stücke — der Hauch eines glücklichen Moments. Die Sprache im einfachen Schmucke ohne Ueberladung schwebt in einem edlen und leichten Rhythmus dahin. Ich hatte eine Idee dies Gedicht zu componiren; aber es gehört zu der Gattung, bei der man sich fürchten muß, die schon vorhandene Musik zu zerstören.

Die Liebe und das Glück — der Gedanke noch nicht bis zur Klarheit durchdacht, und in der Ausführung hier und da Steifheit und Härte.

Das erträumte Paradies ist von einer guten Hand. Nur hat es eine gewisse Dunkelheit, und der Schluß kann leicht mißverstanden werden.

An dem Machwerk im Pygmalion erkennt man den geübten Künstler. Auch sind mir einzelne Strophen sehr lieb, als die drei ersten und die vierte in der Mitte S. 133 von „Schöner Stein — Welle schmiegt." Aber im Ganzen scheint mir Schlegel diesem Stoffe nicht gewachsen. Was den Pygmalion interessant macht, ist die Begeisterung für sein Kunstwerk. Die Liebe mußte aus dem Kunsttriebe entstehen, nicht die Kunst der Liebe

dienen. Der Stoff fordert, däucht mich, in der Darstellung einen dithyrambischen Rausch und muß mit dem höchsten Affect aufhören. Der gewöhnliche Schluß durch die Belebung der Statue ist frostig und matt. Die Versart, so gut sie sonst zur Erzählung paßt, hat in den Stellen, wo Pygmalion redend auftritt, für mich etwas widrig=schleppendes. Ueberhaupt gehört Schlegel zu denen, die über den Mitteln den Zweck vergessen. Der Schauplatz ist gut gewählt, aber es fehlt uns der Held des Stückes.

Der Fuchs und der Kranich. — Ein glücklicher Einfall, eine vorhandene Fabel auf diese Art zu benutzen. Vielleicht wäre diese Methode in den polemischen Xenien mehrmals zu brauchen gewesen.

Die Eisbahn. — Hier ist wieder die Charakterdarstellung in der Wahl der Bilder, die ich so sehr liebe; und eine solche Verknüpfung von mannigfaltigen Distichen ist es eben, die uns ein Bild des Dichters giebt, wo Reichthum und Lebensfülle sich mit Harmonie vereinigt. Denn der Dichter ist es, däucht mich, der in der lyrischen Poesie erscheinen soll; aber freilich nur seine idealisirte Natur.

Die Landschaft. — Bei allen Vorzügen der Ausführung im Einzelnen läßt mich das Ganze unbefriedigt. Die Schilderung des Sturmes scheint mir nicht zu dem Uebrigen zu passen, und der Schlußgedanke, die Natur in ihrer Leidenschaft ehren zu wollen, ist nicht glücklich. Ueberhaupt fragt sich's, ob der Sturm an sich ein Gegen=

stand der Landschaftsmalerei ist. Mir scheint er eine unaufgelöste Dissonanz. Er ist nicht Leidenschaft, sondern weise Thätigkeit der Natur zu unbekannten Zwecken. Das Darstellungswürdige in der Landschaft ist wohl nur Ruhe und Harmonie, bei dem größten Reichthum an mannigfaltigem Leben. Der Sturm taugt nur zu einem Schauplatz für den Menschen, der in dem äußeren Gewühl die innere Ruhe behauptet. — Bei dichterischen Landschaftsgemälden scheint es mir besonders schwer, einen guten Schluß zu finden. Er muß den Gedanken andeuten, der das Ganze zusammenhält, ohne ihn zu laut und zu bestimmt zu sagen.

Amors Schicksale. — Ein niedliches Product. Gefällige Bilder in einem anmuthigen Tone dargestellt. Hier und da könnte vielleicht der Vers gefeilter sein.

Höltys Geist hat im Anfange viel Gutes, aber der prosaische Schluß verdirbt es.

Und nun zu den Xenien im weiteren Sinn, nämlich mit Inbegriff der tabulae votivae, und derer, die auf Amors Schicksale folgen. — Für mich ist es ein herrlicher Genuß, eine solche Reihe von Kindern vor mir zu sehen, die Eure geistige Heirath zur Welt gebracht hat. Eben aus der Verschiedenheit Eurer Naturen sind die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune, dort üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale. —

Was ich bei diesen Producten vorzüglich ehre, ist

das Spiel im höheren Sinne. Spielend behandelt Ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satyre nichts an Schärfe. In dem polemischen Theile der Xenien ist vielleicht manchmal noch zuviel Ernst.

Gern möchte ich noch manches über manche Distichen sagen, aber wo soll ich aufhören? Ganze Bogen ließen sich über einzelne Zeilen schreiben. —

K.

Jena, 17. October 1796.

Das Zahnweh hat mich verlassen, der kleine Ernst ist auch wieder besser — und so fange ich denn an, wieder aufzuleben. In der letzten Woche lag noch ein sehr drükkendes Geschäft auf mir: die Spedition des Almanachs, welche dem Buchdrucker von Cotta übergeben war, aber von ihm, da er auf die Messe reiste, nicht besorgt werden konnte. Auch konnte ich ihm die an sich wichtige Sache, da er nicht accurat ist, nicht wohl anvertrauen. Cotta hatte die Speditionsliste nebst den nöthigen Notizen hierhergeschickt. Es waren in allem hundertundfünfund funfzig größere und kleinere Pakete an ebenso viele Buchhandlungen zu machen, welche alsdann an den Cottaschen Commissionair nach Leipzig geschickt und von ihm an die

Behörde besorgt wurden. Dieses Geschäft war deswegen keine Kleinigkeit, weil drei- bis viererlei Formen des Almanachs, deren jede einen anderen Preis hat, zu vertheilen waren; einige mußten ferner mit, andere ohne Kalender verschickt werden, zu jedem Paket kamen gedruckte Speditions- und Preiszettel, die ich beschreiben mußte: über dies alles mußte ein Buch gehalten werden. Während der Arbeit selbst fehlte es bald am Buchbinder, bald an den Musikalien u. s. w., so daß ich wirklich meine Buchhalterlehrjahre dabei ausgestanden, ob ich gleich das eigentliche Packgeschäft nur bei der ersten Lieferung in meinem Hause verrichten ließ, die zwei andern Lieferungen aber, nachdem ich die Contenta angeordnet, durch einen hiesigen Buchhändler packen und fortschicken ließ. Es sind jetzt von dem Almanach über vierzehnhundert Exemplare auf die leipziger Messe verschickt; gegen vierhundert sind roh an Cotta gelaufen, hundertundacht sind bloß hier und in Weimar verkauft worden, obgleich in beiden Städten über ein Dutzend verschenkter Exemplare circulirt.

Buchhändler Böhme aus Leipzig, an den ich die Ballen besorgt, schreibt mir, daß sie sich reißend vergriffen. Es geht mir mit Euch Herren und meinen diesjährigen Gedichten wie im vorigen Jahre — jeder wählt sich ein anderes für seinen Geschmack aus: dem Humboldt geht nichts über die Geschlechter, Goethe sind die tabulae votivae, an denen er selbst sehr wenig Antheil hat, das liebste von mir; auch ich halte auf die

tabulas votivas am meisten. Indessen freut es mich sehr, daß Du die zwei ersten: das Mädchen und Herculanum liebst; in beiden habe ich meine Manier zu verlassen gesucht — und es ist eine gewisse Erweiterung meiner Natur, wenn mir diese neue Art nicht mißlungen ist.

Hier sende ich auch die Melodien von Zelter zu dem Almanach und zwei neue Stücke Horen, die ich endlich nach langem Stillstand erhalten. Die Einlage bist Du so gut an Langbein zu senden.

S.

Diesen Augenblick erhalte ich Deinen Brief, der mir große Freude macht. Ich habe aber keinen Augenblick Zeit mehr.

Dein letzter Brief über den Almanach hat mich recht erfreut und erquickt; auch Goethe, dem ich ihn sogleich zugesendet, ist sehr davon erbaut worden, und trägt mir auf, Dir dieses in seinem Namen zu versichern. Er sieht deswegen Deinem Urtheile über den vierten Band des Meister mit großem Verlangen entgegen; und wenn Du Dir einige Stunden dazu abmüßigen kannst, so schreibe mir ja Deine Gedanken ausführlich darüber.

Goethe hat jetzt ein neues poetisches Werk unter der Arbeit, das auch größtentheils fertig ist. Es ist eine Art bürgerlicher Idylle, durch die Luise von Voß in ihm zwar nicht veranlaßt, aber doch neuerdings dadurch

geweckt; übrigens in seiner ganzen Manier, mithin Voß völlig entgegengesetzt. Das Ganze ist mit erstaunlichem Verstande angelegt, und im ächten epischen Tone ausgeführt. Ich habe zwei Drittheile davon, nämlich vier Gesänge gehört, die vortrefflich sind. Das Ganze kann wohl zwölf Bogen betragen. Die Idee dazu hat er zwar mehrere Jahre schon mit sich herumgetragen, aber die Ausführung, die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen; so daß er neun Tage hintereinander, jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter niederschrieb.

Von dem Schicksale unseres Almanachs in der Welt habe ich noch nicht viel in Erfahrung bringen können. Für das Komische darin ist in der jetzigen Lesewelt zu wenig Humor, und für das Ernsthafte zu wenig Tiefe. Von der einen Seite haben wir also an der Schwerfälligkeit, und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten. Ich bekümmere mich auch nicht mehr darum, denn das Publicum in Rücksicht auf mich habe ich aufgegeben. Glücklicherweise kann ich bei meiner jetzigen und künftigen Schriftstellerei, der dramatischen, das Publicum, sowie es ist, ganz vergessen, und doch, bis auf einen gewissen Grad, es beherrschen und gewinnen.

Der Wallenstein beschäftigt mich jetzt ernstlich und ausschließend. Noch sehe ich zwar nicht auf den Boden, hoffe aber doch in höchstens drei Monaten des Ganzen ziemlich Herr zu sein, so, daß ich an die Ausführung gehen

kann. Diese ist alsdann die Arbeit von wenigen Monaten. Mir ist bei dieser neuen Beschäftigung recht wohl, und ich glaube, daß ich lange dabei bleiben werde.

Humboldt kommt in drei Tagen hier an. Seine Frau und Kinder sind schon hier, er ist aber noch in Halle bei Wolf. Meine Kinder sind recht wohl, und der ganz Kleine hat sich seit zehn Tagen so sehr erholt, daß er recht gesund und stark ist. Herzliche Grüße von uns beiden an Euch alle. Lebe recht wohl, und laß mich bald etwas von Dir hören. Den 28. October 1796.

S.

Dresden, 5. November 1796.

Die Aufnahme meiner Bemerkungen über den Almanach hat mir Muth gemacht; und selbst ohne eine so schmeichelhafte Aufforderung würde ich nunmehr der Versuchung nicht widerstehen können, mich auch über den Meister zu äußern.

Ich verweile zuerst bei einzelnen Bestandtheilen, und freue mich, in der Darstellung der Charaktere so gar nichts von den schwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effect des Kunstwerks nothwendig sein sollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geschieht, ist hier nicht zu denken. Selbst Barbara ist im Grunde nicht bösartig, sondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfnisse fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere

Gefühl. Gleichwohl hat sie wahre Anhänglichkeit an Mariane und Felix. — Das größte Leiden — Marianens Schicksal — wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Ebenso wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beschränkung der menschlichen Natur; aber was dabei den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verschiedenen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannigfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Mißverhältniß erzeugen; und dies sind die Schatten des Gemäldes, die Dissonanzen der Harmonie. Daher bei Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu schätzen; aber das Dunkle und Schwankende ist ihm verhaßt. Enthusiasmus kennt er nicht; selbst die Kunst verehrt er nur in der Entfernung, weil er sich von ihrem Verfahren nicht Rechenschaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn; daher seine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespeare schätzt er nur den Stoff — die Wahrheit — der Darstellung. Er heirathet Lydie nicht aus Freundschaft für Lothario, sondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. — So ist die Trockenheit und der Mangel an Humanität bei der sogenannten schönen Seele die Folge

ihrer übersinnlichen Existenz. Dagegen muß die idealisirte Sinnlichkeit bei Philine in ihrer höchsten Freiheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moralische Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein Paar Figuren erscheinen gleichsam als höhere Wesen in einer Glorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber sie stehen im Hintergrunde, und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondere Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärbaren Keime, und diese Entwickelung wird durch die äußeren Umstände bloß begünstigt. Dies ist die Wirkung des Puppentheaters bei Meister und der Brustkrankheit bei der schönen Seele. So sind die merkwürdigsten Ereignisse in Meisters Leben — sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen — der Räuberanfall — der Besuch bei Lothario — zum Theil die Folgen einer freien Wahl, die in seinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur: wo der Mensch, dem es nicht an eigener Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die ihn umgebende Welt bestimmt wird, aber auch nie alles aus sich selbst entwickelt. Ein reicher Garten zeigt sich dem Auge: wo die schönsten Pflanzen von selbst zu

gedeihen scheinen, und jede Spur des Künstlers verschwindet.

Aber die Macht des Schicksals zeigt sich auch an zwei Personen: Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltsamen Druck der äußeren Verhältnisse. Dieser tragische Stoff stört vielleicht die Totalwirkung bei einem großen Theile des Publicums, der sich bei Betrachtung eines Kunstwerkes bloß leidend verhält. Die rührende Erscheinung concentrirt die Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt; aber wer seine Besonnenheit gegen diesen Eindruck wenigstens beim zweiten Lesen behauptet, erkennt, wie sehr das Ganze durch eine solche Beimischung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältnisse allmählig ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit. — Je größer das Maß der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengesetzten Triebe, desto mehr wird dazu erfordert, um in diesem Chaos Einheit ohne Zerstörung zu erschaffen. Je mehr Bildsamkeit in der Person, und je mehr bildende Kraft in der Welt, die sie umgiebt, desto reichhaltiger die Nahrung des Geistes, die eine solche Erscheinung gewährt.

Was der Mensch nicht von außen empfangen kann — Geist und Kraft — ist bei Meister in einem Grade vorhanden, für den der Phantasie keine Grenzen gesetzt

sind. Sein Verstand ist mehr als die Geschicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke sind unendlich, und er gehört zu der Menschenclasse, die in ihrer Welt zu herrschen berufen ist. In der Ausführung dessen, was er mit Geist gedacht hat, zeigt er Ernst, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg seiner Thätigkeit bleibt immer in einem gewissen Helldunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Lesers freier Spielraum gelassen. Wir erfahren nur seine gute Aufnahme auf dem Schlosse des Grafen, seine Gunst bei den Damen, den Beifall bei der Aufführung des Hamlet; aber keines seiner dichterischen Producte wird uns gezeigt. Seine Seele ist rein und unschuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht ist ihm durch eine Art von Instinct das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Trefflichen wird er angezogen. Liebe und Freundschaft sind ihm Bedürfniß, und er ist leicht zu täuschen, weil es ihm schwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er strebt zu gefallen, aber nie auf Kosten eines andern. Es ist ihm peinlich, irgend jemand eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn er sich freut, soll alles, was ihn umgiebt, mit ihm genießen. Seine Bildsamkeit ist ohne Schwäche. Muth und Selbstständigkeit beweist er — wie er die Mignon von dem Italiener befreit, wie er sich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abt seine Unabhängigkeit behauptet. Die persönliche Autorität des Abbés, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menschen von so großem Gewicht ist, überwältigt ihn nicht. Phi=

line ist da, wo sie liebenswürdig ist, sehr reizend für ihn; aber sie beherrscht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. — Zu diesen Anlagen kommt noch einnehmende Gestalt, natürlicher Anstand, Wohlklang der Sprache.

Für ein solches Wesen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsmannes, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — sondern eines Menschen erwarten konnte. Durch ein modernes Costüm mußte die Darstellung dieser Welt lebendiger werden. Das antike Costüm erleichtert zwar das Idealisiren, und verwahrt vor manchen Armseligkeiten der Wirklichkeit; aber die Umrisse der Gestalten erscheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemäldes wird durch die unvollständige Bestimmtheit geschwächt. Ein Ideal, dessen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerstreut finden, giebt der Phantasie ein weit anschaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet sich dieser Unterschied auch zwischen dem einheimischen und ausländischen Costüm — und schon dies konnte den Dichter, der zunächst für das deutsche Publicum schrieb, bestimmen, eine deutsche Welt zu wählen. Aber es fragt sich auch, ob man, sobald es auf die Bildung eines Menschen ankommt, durch eine französische, englische oder italienische Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutschen vortheilhaft sei, daß sich in seinem Vaterlande zu einer

zwar glänzenden, aber einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand und Freiheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstige Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höheren Stände gleichen dem Apfel der Proserpina: sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber ebenso wenig wie Werner sich je über seinen Stand erheben.

Eine schöne Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geistes. Marianens Seele glich einer unbeschriebenen Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen: zuwenig für seine Gattin, zuviel um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabei in dem glänzendsten Lichte; aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die, bei dem Gedanken von ihr getäuscht worden zu sein, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meisters Instinct richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht anzog, und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es unwiderstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er

war nicht zum Künstler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß, seine besseren Ideen und Gefühle laut werden zu lassen. Das Coulissenspiel der theatralischen Darstellung mußte ihm bald widrig werden.

Er sollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerin. In Philine erschien ihm das höchste Leben; aber freilich nicht in einer dauernden Gestalt. Eine Reihe von mannigfaltigen Gestalten ging vor ihm vorüber, und unter diesen waren einige so lieblich, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Diesem Uebermaß von Gesundheit stellten sich zwei kranke Wesen gegenüber: Mignon und der Harfenspieler. In ihnen erscheint gleichsam eine Poesie der Natur. Wo Meister durch die äußeren Verhältnisse abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Wesen einen neuen Schwung.

Die Gräfin war ganz dazu geschaffen, das Bestreben zu gefallen bei Meister zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes als des Charakters, vereinigte sich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äußeren Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in ihrer Buße ist Grazie, und beim letzten Abschiede wird sie uns wieder äußerst liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beispiel, was Leiden=

schaft und Phantasie für Zerstörung in einem Wesen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen ist Ruhe; aber durch Zerschneidung des Knotens, durch Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat, als ein vollendetes Naturproduct, wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel schöne Blüthen mußten ersterben, damit eine solche Frucht gedeihen konnte. Indessen sind ihre Härten durch Toleranz möglichst gemildert, und ihre Hochschätzung Nataliens ist ein schöner Zug, der sie der Menschheit wieder nähert.

Eine andere Art von innerer Ruhe, aber mit ununterbrochener äußerer Thätigkeit vereinigt, zeigt sich in Therese. Hier ist Leben mit Gestalt vereinigt, aber in diesem Leben fehlt eine gewisse Würze. Keine Krämpfe und keine Ueberspannung, aber auch keine Liebe und keine Phantasie. Gleichwohl hat ihr ganzes Wesen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äußerst anziehend sind, der den Mangel dieser Vorzüge in sich selbst oft schmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrscht in ihrem Betragen immer eine gewisse Weiblichkeit, die gleichsam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur sieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit soviel Mängel dabei, daß es bei ihr nie zum Enthusiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichsam im Vorbeigehen: ihr alles verschlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühle überwäl-

tigt; aber sie überläßt sich ihm zuweilen aus freier Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt sie sich von der edelsten Seite. — Bei Natalie ist dieselbe innere Ruhe, dieselbe Klarheit des Verstandes, dieselbe Thätigkeit; aber alles ist von Liebe beseelt. Diese Liebe verbreitet sich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erscheint in ihr die Heiligkeit einer höheren Natur, aber diese Erscheinung ist nicht drückend, sondern beruhigend und erhebend. Sie und Lothario können für Repräsentanten der beiden Geschlechter gelten, wie sie in der Würde der Frauen geschildert sind. Nur hat Lothario mehr Weichheit von Natur, und durch Ausbildung mehr Streben nach Harmonie, als der Mann in jenem Gedicht.

Von Lotharios früherer Geschichte wünschte man wohl mehr zu erfahren; aber es ist begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon gesagt werden konnte. Er hatte in einer sehr glänzenden Sphäre gelebt, und seine Schicksale hätten gleichsam durch ihre Localfarben der Haltung geschadet. Meister mußte immer die Hauptfigur bleiben.

Nächst diesen Personen gab es noch besondere Verhältnisse, die auf Meister wirkten: dahin gehört außer der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bei der letzteren finde ich das Ritual der Lossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist, und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte.

Aber alle diese Anstalten waren zu Meisters Bildung nicht hinlänglich. Was sie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchst wahrer Gedanke.

Das Verdienst eines solchen Planes sollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobei man nirgends an Absicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflösung der Dissonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetischen Genuß finden mußte, der von dem philosophischen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwickelung der Begebenheiten ist sinnreich und überraschend, aber nicht gekünstelt und parador. Bei einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schicksalen, oder in irgend einem charakteristischen Zuge, oder in dem natürlichen Gange des menschlichen Geistes und Herzens. Für einige Dissonanzen gab es keine Auflösung, die jeden Leser befriedigen konnte. Mignon und der Harfenspieler hatten den Keim der Zerstörung in sich. Für den Eindruck von Mignons Tode ist ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. — Vielleicht wünscht man nicht mit Unrecht auch etwas Linderndes nach dem Tode des Harfenspielers. Wenigstens hat der starke Contrast am Schlusse zwischen dieser Begebenheit und der endlichen Befriedigung für mich etwas Unmusikalisches. Rousseau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun diesen Roman in eine Sonate übersetze, so

wünschte ich nach einer so harten Dissonanz vor dem Schlusse noch eine beruhigende Tacte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bei Natalie allmählig eine Leidenschaft für Meister entsteht? Ueberhaupt scheint mir der leichte Rhythmus, der in den drei ersten Bänden die Begebenheiten herbeiführt, sich im vierten zu ändern. Doch war dies vielleicht absichtlich zum Behuf der größeren tragischen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hierher etwa ging die ästhetische Pflicht des Künstlers; aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt, und die Totalwirkung erreicht, aber ohne diesen zu schaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannigfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Gespräche über Hamlet, der Lehrbrief und so manche köstliche Nahrung des Geistes, die in den zerstreuten Bemerkungen über Kunst, Erziehung und Lebensweisheit enthalten ist. Von allem diesem durfte nichts als eine angefügte Verzierung erscheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Gespräch mit Meister. Ihr Contrast ist nicht grell, aber stark genug, um den Dialog zu beleben; und gleichsam vor unsern Augen entspringt die Meinung aus dem Charakter. Abgesonderte Gespräche ähnlicher Art zwischen diesen beiden Per-

sonen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchst willkommenes Geschenk. — Es fehlt uns noch so sehr an dieser Gattung von Kunstwerken. Auch wünschte man wohl den Abbé und Natalie zusammen über Erziehung zu hören; nur möchten sie nicht geneigt sein miteinander darüber zu sprechen.

Bei Betrachtung eines Kunstwerkes, wie dieses, giebt es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren, und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er sich unseren Blicken, so gern wir ihm auch in's innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, jemehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu belauschen, wenn er dem Bilde der Phantasie Leben einhaucht. Nur durch seine Wirkungen will er sich verkündigen. Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zum Grunde liegen" — und den ächten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag.

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Von der Geschichte dieses Werkes möchte ich gern noch etwas wissen. Ein großer Theil soll schon lange existiren, wie mir Stein einmal sagte, und ich wäre sehr neugierig, was jetzt verändert und hinzugesetzt worden ist. Die schöne Seele ist gewiß neu, auch der größere

Theil der Gedichte. Therese ist wenigstens neuerlich mehr ausgemalt worden. Auch bei Lothario sind manche Züge hinzugekommen. Die Exequien, den Lehrbrief und die Geschichte Augustins kann ich auch schwerlich für alt ansehen.

Ueber die Idylle habe ich mir nicht versagen können allerlei zu rathen. Manchmal glaubte ich, es würden ähnliche Scenen sein, wie die Zusammenkunft Lotharios mit seiner ehemaligen Geliebten im Hause des Pachters. Dann schien mir wieder ein solcher Stoff nicht für ein größeres Ganze zu passen.

Daß Du nun ernstlich an den Wallenstein gehst, freut mich sehr. Nach dem, was Du schon darüber gedacht hattest, sollte ich kaum glauben, daß Du noch drei Monate brauchtest, ehe Du zur Ausführung schreiten könntest.

Vossens Musenalmanach ist sehr mager, und selbst die eigenen Arbeiten von Voß, die Uebersetzungen ausgenommen, bedeuten wenig. Der Ton seiner Lieder will mir gar nicht gefallen. Gewöhnlich ist er trocken, und wo er herzlich sein will, fällt er zuweilen in's Gemeine. In Baggesens Trinklied, worin die Wissenschaftslehre parodirt wird, sind einige drollige Einfälle. Stolberg hat in der Kassandra wieder einmal Feuerlärm schlagen wollen. Indessen haben die ersten Strophen wirklich einige gute Stellen. — Auch den berliner Almanach habe ich gesehen, wo ein Gedicht von der Karschin der „Sappho Zuruf an sich", vielleicht das beste sein mag. Bindemann

hat viel Leichtigkeit in der Versification, aber weiter auch nichts, wie mir scheint. Kosegartens Beiträge scheinen Jugendproducte zu sein, und sind seiner nicht werth.

K.

Jena, 21. November 1796.

Dein Brief über den Meister hat mich ebenso erfreut, als er mich überrascht hat; und ich unterschreibe Goethes Meinung darüber vollkommen, dessen Brief ich Dir hiermit übersende. Hoffentlich wirst Du es billigen, daß ich diese Gedanken über den Meister, ganz so wie sie sind, als Auszug aus einem Briefe, in die Horen einrücke. In der anspruchslosen Manier müssen sie jedem lieb sein, der den Roman gelesen hat, und werden sicher mehr wirken, als eine Recension in forma.

Burgsdorf ist seit einigen Tagen hier, und gefällt auch mir überaus wohl. Wir bringen nebst Humboldts regelmäßig die Abende mit einander zu. Er gefällt mir ebenso sehr durch seine Bescheidenheit und Ruhe, als durch den Gehalt, der in ihm zu liegen scheint. Von Euch spricht er mit großer Anhänglichkeit.

Humboldts Mutter ist vor einigen Tagen gestorben: dies verbessert seine Lage sehr, und macht ihm die Ausführung seiner Pläne nun erst recht möglich. Den nächsten Sommer gedenkt er in Dresden zuzubringen, wo wir also vermuthlich zusammensein werden.

Für Deine Composition meines Mädchens aus der

Fremde habe ich Dir noch nicht gedankt. Sie war mir sehr willkommen und gefällt mir wohl. Der Besuch von Zelter scheint mir doch auch nicht verunglückt zu sein, wenigstens mir macht er einen recht angenehmen Eindruck.

Die Lectüre der Quellen zu meinem Wallenstein beschäftigt mich jetzt ausschließend; ich kann diesem Gegenstand schlechterdings nicht anders beikommen, als durch das genaue Studium der Zeitgeschichte. Was ich sonst darüber gedacht und daran gebildet, hilft mir nicht sonderlich viel: ich bin erst jetzt mit den Anforderungen an diesem Stoff und mit den Schwierigkeiten dabei recht bekannt worden; doch hoffe ich sie glücklich zu überwinden.

S.

Dresden, 28. November 1796.

Daß mein Aufsatz über den Meister bei Dir und Goethe soviel Glück gemacht hat, mußte mir natürlicherweise sehr gütlich thun. Besonders freut es mich, Goethe in der Hauptidee richtig verstanden zu haben. Daß Du diesen Aufsatz in die Horen einrücken willst, magst Du verantworten. Ich habe kein Bedenken dabei, als daß ich fürchte, ihn zu einem solchen Behufe nicht genug gefeilt zu haben. Er entstand in wenig Tagen, und war bloß für Dich und Goethe bestimmt. Freilich war ich vorher durch öfteres Lesen sehr vertraut mit dem Werke geworden. Nun suchte ich bloß den Totaleindruck fest-

zuhalten, und mich vor allem Einfluß der Autorität oder irgend einer conventionellen Forderung zu bewahren.

Unter den beiden Urtheilen, die Goethe erzählt, ist besonders das erste prächtig. Das ist so ein neunmal kluger Herr, der das Gras wachsen sieht.

Die Nothwendigkeit der historischen Vorarbeiten zum Wallenstein begreife ich wohl, und für das Costüm, für manche individuelle und charakteristische Züge wirst Du viel dadurch gewinnen. Aber auch manchen todten Stoff wirst Du finden, der Dich abkühlen könnte, wenn Du Dich nicht auf Deine Liebe zu diesem Werke verlassen darfst.

An Zelters Composition des Besuchs habe ich nur zu tadeln, daß er den lieblichen Rhythmus des Gedichts zerstört hat. Diesen Fehler wenigstens hoffe ich in der Beilage vermieden zu haben.

Naumann hat mir die Composition der Ideale gezeigt. Er wird sie drucken lassen, und ich schicke sie Dir sodann. Musik ist viel darin, und in einigen Stellen der Ausdruck glücklich. Aber in seiner ganzen Methode ein solches Gedicht zu behandeln, verstößt er noch gegen die ersten Grundsätze. Er hat eine Wuth einzelne Bilder zu malen, und seine Darstellung geht immer zuerst auf das Object, von dem gesprochen wird, nicht auf den Zustand des Subjects.

Ich freue mich wie ein Kind auf den nächsten Sommer. Es wird ein köstliches Leben werden. Auch Humboldt werde ich recht gern wiedersehen. Seine

Gräcität soll mir besonders zu statten kommen, da ich Lust habe diesen Winter im Griechischen gute Fortschritte zu machen. Vielleicht trifft auch Geßler um diese Zeit wieder bei uns ein. Er schrieb neulich, daß er vielleicht im Frühjahr wiederkommen würde. Nach dem neuesten Briefe von seinem Reisegefährten aber ist er jetzt wieder nach Neapel gegangen, da der Friede mit Frankreich geschlossen ist; und es wird nun darauf ankommen, ob er noch die Reise nach Sicilien wird machen dürfen.

Daß Burgsdorf Dir gefallen würde, konnte ich wohl glauben. Grüße ihn schönstens von uns, so wie Humboldts. Ich freue mich, daß Humboldt in eine so unabhängige Lage kommt, daß er ganz nach seinen Wünschen leben kann. Hoffentlich wird er auch die Klippe der meisten reichen Leute vermeiden, sich durch einen kostbaren Etat zum Sclaven der Mode und arm an Mitteln zum wahren Lebensgenuß zu machen. Alles, was zur fortdauernden Einrichtung gehört, wird Gewohnheit, und hört auf Genuß zu sein. Nur von dem Ueberflusse läßt sich schwelgen. Geßler suche ich dies immer begreiflich zu machen, und hoffe ihn noch zur Sparsamkeit in den alltäglichen Bedürfnissen zu bringen. Alsdann können wir bei ihm und Humboldt auf eine Masse von Kräften rechnen, durch die uns manches zu theil werden soll, was wir uns selbst nicht verschaffen könnten. Der Besitz gehört überhaupt gar nicht zu meinen Wünschen. Es giebt so vieles, was nur einer zu besitzen braucht, damit es mehrere Freunde gebrauchen können. Geßler

wird sich eine Villa bei Dresden einrichten; vielleicht thäte das Humboldt auch. Da könnte so etwas realisirt werden, wie auf dem Gute von Nataliens Oheim.

K.

Jena, 28. November 1796.

Ich brüte noch immer ernstlich über den Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte; nein, ich bin bloß deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letzteren strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat soviel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte.

Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für einen solchen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaction, und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vortheil des Poeten) viel zu kalte trockene Zweckmäßigkeit, ohne

doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee: mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenso wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird: Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder.

Mit einem Worte: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte — von dem Inhalt habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden — und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen.

Du wirst dieser Schilderung nach fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sei, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sei aber unbesorgt: meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt, und ebenso wenig

meine Hoffnung eines trefflichen Erfolges. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmthett meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge; denn ich tractire mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers; und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen: welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrungen mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Classen hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Um-

stände streng zu bestimmen, und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.

Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trokkenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich bloß vor dem Extreme der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten.

Aus dem, was ich hier hingeworfen, kannst Du Dir nun wohl erklären, warum meine Vorarbeiten an dem Wallenstein für nicht viel zu rechnen sind; obgleich sie allein mich bestimmt hatten, dem Stoffe getreu zu bleiben. Sonst aber mußte ich die Arbeit als eine ganz neue tractiren, und Du begreifst, warum ich keine schnelle Schritte machen kann. Dennoch hoffe ich in drei Monaten des Ganzen so weit mächtig zu sein, daß mich nichts an der Ausführung hindert. Freilich verspreche ich mir den Trost der Vollendung vor dem August des künftigen Jahres nicht. Bei Euch also werde ich auch des vollendeten Wallensteins, wie des Carlos, zuerst mich freuen, und ehe es dahin kommt, werde ich Dir noch manche Aufmunterung dabei zu danken haben.

Laß uns aber nun den Vertrag miteinander auf-

richten: daß Du es nie annehmen willst, wenn ich Dich theilweise mit dem Stücke bekannt machen wollte. Leicht könnte mir einmal der Autorendrang kommen — und da hätte ich den wichtigsten Theil Deines Urtheils mir geraubt, welches sich nur auf die klare Ansicht des Ganzen gründen kann. Ich werde es ebenso mit Goethe und mit Humboldt halten, und mir auf diese Art in Eurem dreifachen Urtheile einen Schatz aufheben.

Sollte Dir etwa irgend ein Werk bekannt sein, das mir jene Art von Welt, militairische und politische, in einer anschaulicheren Form näher bringen könnte, wie z. B. gewisse Memoires: so mache mich doch darauf aufmerksam. Ich muß die Notizen dieser Art so mühsam zusammenlesen, und finde beinahe doch nichts.

Humboldt meint, ich solle den Wallenstein in Prosa schreiben; mir ist es, in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Prosa mache. Durch die ersten würde er mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten. Da ich ihn aber im strengen Sinne für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser gethan sein, Humboldt hierin zu folgen.

S.

Hier eine neue Hore, die Dich doch vielleicht überraschen wird.

Dresden, 15. December 1796.

Deine Methode in Behandlung des Wallenstein ist mir aus Deiner jetzigen Denkart über die Kunst sehr begreiflich. Auch stehst Du jetzt auf einem solchen Punkte, daß Dich die Schwierigkeiten des Stoffs eher anziehen, als abschrecken werden. Mir ist daher vor der Vollendung nicht bange.

Ich habe lange herumgesonnen, ob ich Dir nicht Memoires aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges angeben könnte, und mir ist nichts Brauchbares eingefallen. Büchertitel findest Du wohl in Menge in Galettis Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Am Ende fragt sich's aber, ob Du in solchen Quellen gerade das finden würdest, was Du suchst. Auch Memoires, von einem mittelmäßigen Kopfe geschrieben, haften immer nur an der Oberfläche, und geben höchstens von dem Costüm eine deutliche Anschauung. Du brauchst lebendige Modelle zu Deinem Gemälde, und es kommt, däucht mich, nicht darauf an, ob sie gerade in dem Costüm auftreten, in dem Du Deine Gestalten darzustellen hast. In der wirklichen Welt hast Du nicht Gelegenheit, Materialien für das Leben Deiner Figuren zu sammeln: also bleibt nichts übrig, als das Studium geistvoller Geschichtschreiber, die uns aus eigener Erfahrung in das Innere der menschlichen Natur einen Blick eröffnet haben. Von dieser Art kenne ich nur zwei: Tacitus und Retz. In beiden findest Du schon einen reichen Schatz, der als ein Sur-

rogat für die wirkliche Welt gebraucht werden kann. Bei allen Verschiedenheiten des Costüms, bleibt doch vieles, was mit Deinem Stoffe Analogie hat. Vielleicht ist auch Thuanus, den ich nicht genug kenne, zu brauchen. Bei Strada habe ich auch oft einen recht guten Blick gefunden.

Es wird mir schwer werden, mein Versprechen zu halten, keine einzelne Theile des Wallenstein sehen zu wollen. Aber für gut halte ich es freilich, wenn Du die einzelnen Scenen niemand sehen läßt. Beim Carlos hat es vielleicht dem Ganzen geschadet, daß Du auf die Wirkung einzelner Scenen zuviel Gewicht legtest.

Ueber die Jamben bin ich noch nicht mit Humboldt einverstanden. Ich würde sie ungern entbehren, und nur die Ueberzeugung, daß sie wirklich der lebendigen Darstellung schadeten, könnte mich davon zurückbringen. Es fragt sich, ob solche Scenen im Wallenstein vorkommen, die schlechterdings nicht in Jamben gesagt werden können. Und dann wäre noch zu entscheiden, ob man nicht wie Shakespeare bloß in solchen Scenen die Jamben aufhören ließe. Doch will mir dies nicht recht gefallen. Es giebt mir immer einen Ruck, wie der Gesang in einer deutschen Oper ohne Recitative. Für das Lesen gewinnt jedes Drama sehr viel durch die Jamben. Der Vorleser wird schon durch den Rhythmus in die poetische Welt emporgehoben.

Es ist eine herrliche Idee, daß Du bei uns den Wallenstein zu vollenden denkst. Wie manches andere,

worauf wir nicht denken, wird unsere Zusammenkunft vielleicht zur Reife bringen!

Theon und Theano scheint von Kosegarten zu sein. Es hat treffliche Stellen; aber im Ganzen ist wieder eine gewisse Steifheit und Trockenheit. Man sieht den Knochenbau zu deutlich. — Agnes von Lilien ist gewiß das Product eines guten Kopfes. Es ist eine Zartheit darin, die mich fast auf eine weibliche Verfasserin rathen macht. Hier und da finde ich noch ein gewisses Streben nach Putz, der nachher angefügt zu sein scheint, und woran man gewöhnlich den Anfänger erkennt. Nur der Meister wagt es, in einfacher Tracht zu erscheinen.

Goethe hat mir die Freude gemacht, mir die Elegie zu schicken, die als Einleitung zum epischen Gedicht dienen soll. Es ist eine rührende Innigkeit und Wärme in diesen wenigen Zeilen, die bei dem leichten Tone des Vortrags eine desto schönere Wirkung machte. Wenn es doch möglich wäre, etwas von dem Gedichte selbst im Manuscripte zu sehen zu bekommen!

K.

Jena, 27. December 1796.

Meine Nachlässigkeit im Schreiben wird Dich vermuthen lassen, daß ich jetzt sehr in meine Arbeit vergraben sei; und so ist es auch. Ueber dem Anstaltmachen und Meditiren kam ich in die Ausführung selbst hinein, und finde, daß selbst der Plan, bis auf einen gewissen

Punkt, nur durch die Ausführung selbst reif werden kann. Ohne diese ist man wirklich in Gefahr, kalt, trokken und steif zu werden, da doch der Plan selbst aus dem Leben entspringen muß. Ich bin nun ganz in der Ausführung, und werde in etlichen Wochen den ersten Act vollendet haben, welches bei weitem der größte, und wegen Anlage der Charaktere wohl auch der schwierigste ist. Mit Ende des zweiten Acts ist die ganze Exposition gegeben, und alle Charaktere, die bedeutenderen ohnehin, eingeführt; so daß nach Beendigung dieser zwei ersten Acte die drei übrigen nur als die organische Entwickelung aus diesem stamen anzusehen sind. Ich bin mit dem Bishergeleisteten wohl zufrieden, und habe guten Muth wegen des Folgenden.

Burgsdorf, der Dir diesen Brief bringt, hat uns nun auch verlassen. Sein Umgang war uns recht angenehm; ich liebe so ruhig empfangende Naturen sehr. — Hast Du der Madame de Stael Schrift: Sur l'influence des passions gelesen? Sie wird Dich durch die Energie und durch das Geistreiche ihres Inhalts gewiß anziehen. Sie hat zwar gar keinen gefälligen, eher einen schneidenden Verstand, und ist für einen ästhetisch-schönen Eindruck zu passionirt und zu heftig; aber es interessirt in hohem Grade, wie sie die Weltmasse aufgenommen hat, die sich in den letzten sechs Jahren um sie herumbewegte, was für Resultate sie daraus gezogen, wie sie sich mit ihrem Geiste dagegen gerüstet hat.

Noch mehr und aus ganz andern Gründen wird Dich

Diderots Schrift: Sur la peinture, die jetzt auch deutsch herausgekommen ist, anziehen. Ich habe lange nichts Besonderes aus dem Fache der Kunst (Kritik und Kunstphilosophie) gelesen, was mir so viel zu denken gegeben hat. In seinem heitern jovialen Humor sagt er die vollwichtigsten Dinge, und streut auf jeder Seite die reichhaltigsten Wahrheiten aus. Obgleich der Titel bloß auf die Malerei hindeutet, so findet man darin, wie auch zu erwarten war, viel allgemeinere Principien, und kann in Rücksicht auf Poesie mehr, als in Rücksicht auf bildende Kunst sich daraus nehmen. Du wirst Dich nicht daran verkaufen, wenn Du dies Buch bekommen kannst.

S.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.